image
not
available

Sing. 1411 Pr

Digitized by Google

<3661818686001 4

<3661818686001 4

Bayer. Staatsbibliothek

Digitized by Google

H. ling. 4400 p

411 Br.

Digitized by Google

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Abbé Rochon's
Reiſe
nach
Madagaskar und Oſt-Indien.
Nebſt
Thomas Bowyears und Robert Kirſops
Nachrichten von Cochinchina.

Aus dem Franzöſiſchen und Engliſchen überſetzt
und
mit Anmerkungen begleitet
von
Georg Forſter.

Neue Ausgabe.

Mit einer neu gezeichneten Karte von Madagaskar und dem Canal von Mozambique.

Wien, 1815.
Bey B. Ph. Bauer.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Digitized by Google

Des Abbe Rochon
Reiſe nach Madagaſkar
und
Oſtindien,
nebſt
Thomas Bowyears und Robert Kirſops
Nachrichten von Cochinchina.

Überſetzt von Georg Forſter.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorrede des Überſetzers.

Die große Inſel Madagaſkar, welche der ſüdöſtlichen Küſte von Afrika gegenüber liegt, iſt, ungeachtet der vielen dahin gethanenen Reiſen und der Wichtigkeit ihrer Produkte, ziemlich unerforſcht, ja, was vielleicht noch ſonderbarer ſcheinen könnte, von Europäern unabhängig geblieben. Wahrſcheinlich verdankt ſie dieſen Vortheil nur dem Umſtande, daß ihre Häfen, zumal an der Oſtſeite, nicht die ſicherſten und bequemſten ſind; denn die Habſucht unſerer früheren Entdecker ſcheute nicht leicht ein anderes Hinderniß.

Wenn ja die Alten von dieſer Inſel gehört haben ſollten, ſo kann ihre Kenntniß derſelben doch nur äußerſt unvollkommen und unbeſtimmt geweſen ſeyn. Die Schifffahrten der Phönicier und Araber aus dem rothen Meere nach Indien und längs der afrikaniſchen Küſte bis nach Sofala konnten allerdings den Griechen und in der Folge auch den Römern bekannt werden; es iſt auch

Digitized by Google

nicht ganz unmöglich, daß die Araber in einem ſehr frühen Zeitalter bereits nach Madagaſkar gekommen ſeyn können, da beſonders die Klaſſifikation der Stämme auf dieſer Inſel, wovon alle neueren Reiſenden ſo viel erzählen, einen langen Zeitraum zu erfordern ſcheint, um ein ſo beſtimmtes, ſo feſt verſchränktes, ohne Widerrede anerkanntes Syſtem von Verhältniſſen zwiſchen den ſchwarzen Eingebornen und den Abkömmlingen der weißern Raße zu begründen.

Von einer andern Seite ſcheint die Entartung der muhammedaniſchen Religion in Madagaſkar eben nicht von einem beſtändigen unterhaltenen Verkehre zwiſchen den dahin gekommenen Arabern und ihren Verwandten auf der Küſte von Moſambik und Sofala zu zeugen. Faſt möchte man daher auf den Gedanken verfallen, daß irgend ein Zufall die erſten Zaffe- (Saffe) Rahimini, wie ſie ſich ſelbſt nennen, nach jener Inſel verſchlagen habe, und daß die Araber von Afrika nur ſelten nach der Nordweſtgegend von Madagaſkar gekommen ſeyn mögen, um mit ihren dort angeſiedelten Brüdern Handel zu treiben. Um dieſen Punkt der Entſcheidung näher zu bringen, wäre zu wünſchen, daß ſachkundige Männer Gelegenheit fänden, mit

den in den Händen der ſogenannten Om-biaſſen, oder madegaſſiſchen Gelehrten, vorgeblich noch exiſtirenden Schriften eine Prüfung anzuſtellen. Wenn dieſe Schriften nicht bloß Auszüge aus dem Koran, ſondern wirklich hiſtoriſche Erzählungen enthalten ſollten; ſo ließe ſich vielleicht etwas Beſtimmteres als bisher über die Epoche der Ankunft der Araber auf der Inſel daraus folgern, und auf dieſe Weiſe würde uns in der Geſchichte dieſes Volkes, vielleicht auch in ihrer Litteratur, ein neues Licht aufgehen. Sir William Jones fand indeß auf der benachbarten kleinen Inſel Hinzuan (woraus durch eine geradbrechte Ausſprache Johanna geworden iſt) keine andere als muhammedaniſche Litteratur.

Bereits im dreyzehnten Jahrhunderte (1296) hatte der berühmte Marco Polo auf ſeinen großen Reiſen in Indien von dieſer Inſel gehört, die in ſeinen Nachrichten Madaigaſkar, oder auch, wie die verſchiedenen Abſchreiber dieſen Namen entſtellt haben, Magaſter, heißt. Dem Berichte zufolge, den er in Indien erhielt, beherrſchten damals vier arabiſche Scheichs dieſe große Inſel, von der er übrigens manches erzählt, was nur auf das benachbarte feſte Land von Afri-

ka paßt. In jenen dunkeln Zeiten vor der Erfindung der Buchdruckerkunſt kam Marco Polos Reiſebeſchreibung nur in wenig Hände; ſeine oft ziemlich unkritiſch geſammelten Nachrichten machten ſein Zeugniß verdächtig, und ſeine Entdeckungen blieben den Portugieſen beynahe gänzlich unbekannt.

Die erſte Notiz von dieſer großen Inſel, welche König Johann der Zweyte von ſeinem über Land nach Indien und Afrika beorderten Kundſchafter, Peter de Covillam, erhielt, fällt ungefähr in die Jahre 1490 oder 1491. Peter war mit arabiſchen Kaufleuten bis nach Sofala gereiſet, und hatte daſelbſt von anderen Schiffern dieſer unternehmenden Nation erfahren, daß man Afrika gegen Süden ganz umſchiffen könne, ingleichen daß weiterhin eine große, reiche, neun hundert (italiäniſche) Meilen lange Inſel liege, welche die Mondsinſel (Madagaſkar ſoll wörtlich dieß bedeuten) genannt werde. Mit dieſem Berichte kehrte er nach Kairo in Ägypten zurück, fertigte damit einen Juden, den er dort antraf, und den der König von Portugal ebenfalls auf Kundſchaft ausgeſchickt hatte, nach Liſſabon ab, und reiſete nach Abyſſinien zurück, wo man ihn, nach der dortigen Politik, nicht wieder weglaſſen wollte. Allein

höchſt wahrſcheinlich fällt in das Jahr 1503 die erſte Entdeckung von Madagaſkar durch Europäer, wenn gleich viele Schriftſteller der in dieſem Jahre von Bicot Paulmier de Gonneville aus Honfleur unternommenen Reiſe eine ganz andere Richtung geben, und ihn ein unbekanntes Südland entdecken laſſen. Sobald er das Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifft hatte, führte ihn der Sturm in ein unbekanntes Meer, wo er ein großes Land entdeckte, und es Südindien (Indes meridionales) nannte. Er blieb daſelbſt ſechs Monathe, um ſein Schiff auszubeſſern, und hatte Zeit, das Innere des Landes zu unterſuchen. Er fand es fruchtbar, wiewohl unbebauet. Die Eingebornen lebten von der Jagd, vom Fiſchfange und von Wurzeln, haßten die Arbeit, und mochten gern luſtig ſeyn und lachen. Dieſe guten Leute wohnen in Dörfern von 30, 40, 50 bis 80 Hütten, die aus Pfählen und dazwiſchen geflochtenen Blättern und Gräſern beſtehen. Ihre Betten ſind feine Matten, mit Blättern oder auch mit Federn bedeckt. Ihre Kleidung beſteht ebenfalls in kurzen Mänteln von ſehr feinen Matten, von Federn oder von Leder; ſie gehen ihuen bis an die Knie, und den Weibern bis an die Waden. Auf dem Kopfe tragen ſie keine Bedeckung. Ihr

Halsgeſchmeide beſteht aus Knochen und Muſcheln; ihre Haare binden ſie zierlich mit zuſammengedrehten Pflanzenfaſern. Gonneville half dem König Aroska über die Einwohner eines andern kleinen Bezirks den Sieg davon tragen, und nahm bey ſeiner Abreiſe den Sohn dieſes Königs, Namens Eſſomerik, mit nach Frankreich. Schon an den Küſten ſeines Vaterlandes fiel er einem Kaper aus Guernſey in die Hände, der ihn rein ausplünderte, und ihm alle ſeine Papiere nahm. Er konnte alſo nur eine Deklaration vor der Admiralität machen, und ſetzte eine kurze Nachricht von ſeiner Reiſe auf, die 1663 zuerſt gedruckt worden iſt. Er adoptirte den jungen Eſſomerik, und verheirathete ihn mit einer von ſeinen Angehörigeu. Der letzte Abkömmling dieſer Heirath war ein gewiſſer Abbe Paulmier, Kanonikus der Kathedralkirche zu Liſieux. Offenbar paßt die Beſchreibung, welche Gonneville von ſeinem neuen Lande gibt, auf Madagaſkar und ſonſt auf kein anderes bekanntes Land in der Welt. Bis nach Neuſeeland konnte ihn der Sturm nicht verſchlagen, und dort hätte man ihn eher aufgefreſſen als freundſchaftlich bewirthet.

Mit der Beſchiffung des Kanals von

Digitized by Google

Moſambik und den Eroberungen, welche Vasco de Gama, Almeida, Gnaia, Sequeira, u. a. m. an der Oſtküſte von Afrika machten, näherte ſich zugleich die Epoche der wirklichen Entdeckung von Madagaſkar. Durch die arabiſchen Kaufleute zu Sofala, Moſambik Quiloa, Zanzibar, Melinde und Mombaſſa mußten ſie von dem Daſeyn dieſer großen Inſel in ihrer Nähe beſtimmtere Nachricht erhalten; vielleicht ward ſie auch, von irgend einem der neuangelegten Poſten aus, zuerſt beſucht; wenigſtens iſt das Jahr nicht bekannt, in welchem Madagaſkar von dem Entdeckungstage den Namen der St. Lorenz-Inſel erhielt. Eine im Jahre 1506 nach Europa zurückſegelnde Flotte, welche der General Franz Almeide von Koſchin abgeſchickt hatte, fand ſich am erſten Februar ganz unerwartet an der Küſte dieſer Inſel, die damals, wie noch jetzt, mit dichten Waldungen bewachſen war, und unermeßliche Herden von Rindern enthielt. Die ſchwärzlichen, wollhaarigen, halbnackten Einwohner, die mit Bogen und Pfeilen bewaffnet waren, geriethen mit den Portugieſen in Streit, und wurden mehrmals mit ihnen handgemein.

Triſtan da Cunha und Alphonſo de Albuquerque beſuchten noch in demſelben Jah-

re von Moſambik aus die Inſel Madagaſkar, und einer von ihren Offizieren, Joam Gomez Abreo, hatte Urſache, mit der friedlichen Begegnung und der Gaſtfreundſchaft der Eingebornen zufrieden zu ſeyn. Man erfuhr nunmehr, daß nur die Küſtenbewohner ſich zur muhammedaniſchen Religion bekennten, die Einwohner des Innern hingegen ihren angeerbten roheren Begriffen anhingen. Diego Sequeira erhielt ſchon, als er im J. 1508 mit ſechzehn Schiffen von Portugal abreiſete, den Auftrag, Madagaſkar genau unterſuchen zu laſſen, indem der König Emanuel bereits von den reichen Produkten dieſer Inſel viel vernommen hatte. Von dieſer Zeit an trieben die Portugieſen theils unmittelbar, theils durch ihre muhammedaniſchen Vaſallen und Bundsgenoſſen in Afrika einen ununterbrochenen Handel mit Madagaſkar, bis ihre Herrſchaft in Indien ſo ſchnell verſchwand, wie ſie heran gewachſen war.

Die Holländer, die faſt überall in ihre Rechte und Handelsverhältniſſe traten, beſuchten zwar ebenfalls Madagaſkar, doch ohne ſich um den Beſitz dieſer Inſel Mühe zu geben, ungeachtet die Inſel Mauritius, jetzt Isle de France, in ihre Hände fiel, und

einer Unterſtützung an Lebensmitteln aus Madagaſkar von je her bedurfte. Die Engländer, als ſie den Grund zu ihrem oſtindiſchen Handel legten, liefen fleißig in die Häfen St. Auguſtin, Tulliar, Alt- und Neu-Maſſali (Matheleige) ein, wo ſie theils Erfriſchungen für ihre Mannſchaft fanden, theils auch mit den Eingebornen um Gold und Silber handelten. Von der Zeit an aber, da Isle de France in franzöſiſche Hände kam, folgten die Verſuche dieſer letztern Macht, auf Madagaſkar feſten Fuß zu gewinnen, nicht nur ſehr ſchnell auf einander, ſondern ſie zeichneten ſich auch, wie es der Verfaſſer der hier mitgetheilten neueſten Nachricht mit gerechtem Unwillen rügt, durch jene Ungerechtigkeit gegen die Eingebornen aus, welche entweder von einer größern Übermacht unterſtützt werden, oder jedes Mal ſo ſcheitern mußte, wie es aus der Geſchichte der dortigen Niederlaſſungen bekannt iſt. Der Zeitpunkt endlich, wo Angria und Jan Plantain durch ihre kühne Seeräuberey die Meere von Indien unſicher machten, ward für Madagaſkar unglücklicher Weiſe eine neue Geſchichtsepoche. Plantain hatte die Nordſpitze dieſer Inſel zu ſeinem Aufenthalte gewählt, und das politiſche Betragen ſeiner Freybeuter gegen

die Madegaſſen war, wie Herr Rochon ſo gut aus einander ſetzt, ganz darauf berechnet, ſich ihr Wohlwollen zuzuſichern. Auch nachdem die engliſchen Flotten endlich jene Meeresgegend von Räubern gereinigt und ihre Zufluchtsörter zerſtört hatten, behielt die Bande noch den Schutz der Eingebornen, und lohnte ſie mit der ganzen Treuloſigkeit der europäiſchen Politik. Die gegen einander aufgebrachten Völkerſchaften von Madagaſkar lernten die Gefangenen, die ſie im Kriege einander abgewannen, als Sklaven an die Franzoſen verkaufen; und ſobald dieſer Gebrauch eingeführt war, erſchienen die Holländer vom Vorgebirge der guten Hoffnung jährlich oder alle zwey Jahre mit einem Fahrzeuge in Madagaſkar, um den traurigen, aber lukrativen Menſchenhandel zu treiben.

Die verſchiedenen nach und nach im Druck erſchienenen Beſchreibungen und Nachrichten von dieſer Inſel haben uns, wie ich gleich Anfangs erwähnte, nur auf eine ſehr unvollkommene Weiſe mit ihrer Lage und Beſchaffenheit, ihren Produkten und Einwohnern, nebſt deren Sitten, Verfaſſungen und Gebräuchen bekannt gemacht, und ſind überdieß, wie leicht zu erachten iſt, von ſehr verſchiedenem Werthe. Das Wenige, was

davon in den portugieſiſchen Schriftſtellern vorkommt, habe ich bereits aus de Barros angeführt, und was Thevet in ſeiner Kosmographie davon ſagt, iſt noch mit manchen Unrichtigkeiten vermiſcht, z. B. wo er von Elephanten ſpricht, die ſich daſelbſt aufhalten ſollen. Jan Huygens van Lindſchooten, der im Julius 1584 auf einer portugieſiſchen Flotte durch den Kanal von Moſambik ſchiffte, ſpricht ebenfalls nur mit ein Paar Worten von Madagaſkar, da er ſelbſt nicht darauf anlanden konnte. Was unſer Landsmann, der Profeſſor Hieronymus Megiſſer (in ſeiner „Beſchreibung der mächtigen und weitberühmten Inſel Madagaſkar ſonſt St. Laurenz, nebſt Dictionario der madagaſkariſchen Sprache.“ Altenburg 1609. 8. und Leipzig 1623. 12.), vermuthlich aus den bis dahin bekannt gewordenen Nachrichten über Madagaſkar, kompilirt hat, iſt mir noch nicht zu Geſichte gekommen, ſo wenig wie die anonymiſche Histoire du grand royaume d'Antongil, Leide, 1616. 8., welche eine Beſchreibung der ganzen Inſel, und insbeſondere der von Antonio Gilles entdeckten und nach ihm benannten Bay in der Nordoſtgegend, enthalten ſoll. Das im Jahre 1639 aus Madagaſkar datirte Schreiben des deutſchen Reiſenden, Johann Al-

Digitized by Google

brecht von Mandelslo, von ſeiner oſtindiſchen Reiſe (Schleswig 1645 und 1647, in Folio) iſt nur als der Vorläufer ſeiner größern Reiſebeſchreibung zu betrachten, und enthält eigentlich nichts zur Sache. Richard Bootby's discovery and brief description of the most famous island of Madagascar, London 1646. 4. habe ich nicht geſehen; allein es wäre noch die Frage, ob es mehr als eine bloſſe Überſetzung von Megiſſers eben angeführtem Werke iſt. Vincent le Blanc (Voyages aux quatre parties du monde. Paris 1649. 4. mit Anmerkungen von Bergeron) berührt zwar ebenfalls Madagaſkar; allein er ſteht im Rufe der Unzuverläſſigkeit. Der erſte brauchbare Schriftſteller alſo iſt unſtreitig François Gauche (Voyage de Madagascar Paris 1651. 4. und 1658), der als Augenzeuge ſpricht, wiewohl er nur eine Gegend der Inſel beſuchte, und ſich genöthigt ſah, ſeine übrigen Nachrichten von den gemeinen Schiffsleuten, welche andere Häfen und Küſten von Madagaſkar geſehen hatten, zu entlehnen. Wenn alſo ſeine Relation auch glaubwürdig iſt, ſo fehlte es doch den Beobachtern zu ſehr an Vorkenntniſſen, um etwas Befriedigendes aus ihrem Berichte zu liefern. Ich übergehe Moriſots kurze Nach-

richt von Madagaſkar (in ſeinem Récueil de diverses rélations nouvelles etc. Paris 1651. 4.), um den Hauptſchriftſteller, den Gouverneur Etienne Flaccourt zu erwähnen, deſſen Rélation de l'isle de Madagascar (Paris 1658. und 1661. 4.) die Begebenheiten enthält, welche während ſeines Aufenthaltes in der Inſel von 1642 bis 1658 vorgefallen ſind, und zugleich mit einer verſchwendeten Umſtändlichkeit die Thiere und Pflanzen, die daſelbſt einheimiſch ſind, unter ihren dortigen Namen herzählt. In Abſicht auf den Charakter der Eingebornen verwirft der Abbe Rochon ſein Zeugniß, und es ſcheint allerdings wahr zu ſeyn, daß eine unrichtige Vorſtellung von der Befugniß der Europäer, in fremden Welttheilen nach Gutdünken zu handeln, ihm den Geſichtspunkt hinlänglich verrückt haben könne, um eins der gutmüthigſten Völker auf Erden mit den gehäſſigſten Farben zu ſchildern, weil es ſich auf jede Art, die ihm ſeine beleidigte Schwäche eingab, gegen die Zudringlichkeit und Ungerechtigkeit der neuen Ankömmlinge zu vertheidigen ſuchte.

Weder bey Dappers Kompilationen, noch bey Dubois voyages aux isles Dauphine ou Madagascar et Bourbon ou

Digitized by Google

Mascarenne en 1669-1672 (Paris 1674. 12.) können wir uns aufhalten. Dagegen gehört die Nachricht des Herrn Souchu de Rennefort von ſeinem Aufenthalte in Madagaſkar im Jahre 1665, die unter dem weniger paſſenden Titel: Histoire des Indes Orientales, Leide 1688. 12. und la Haye 1701. 12. heraus gekommen iſt, unter die wichtigeren Beyträge zur Geſchichte der franzöſiſchen Niederlaſſungen auf dieſer Inſel. Von den Thatſachen, welche dieſes Werk erzählt, werden verſchiedene ebenfalls von unſerm Abbe Rochon, jedoch in einer andern Ideenverbindung vorgetragen; folglich dienen beide Schriftſteller einander gegenſeitig zur Erläuterung und Beſtätigung. Ziemlich unbedeutend iſt die im Jahre 1722 (Paris 12.) herausgekommene Reiſe eines Mr. de. V. nach Madagaſkar. Die von Ambroise Paré (Amsterdam 1722. 12.) iſt mir nicht zu Geſichte gekommen. Bey weitem die intereſſanteſte und lehrreichſte von allen, ihrer ſchmuckloſen Einfalt ungeachtet, iſt die Nachricht, welche der Engländer Robert Drury, nach einem funfzehnjährigen Aufenthalte unter den Eingebornen dieſer Inſel, bey ſeiner Rückkehr bekannt gemacht hat. (Madagascar, or Robert Drury's Journal during his fifteen years capti-

Digitized by Google

vity. London 1729. 8.) Als Schiffsjunge kam er mit ſeinen Landsleuten nach Madagaſkar. In einem Gefechte, welches für ſie unglücklich ablief, ließen ſie ihn in Stich, und er gerieth in die Gefangenſchaft eines dortigen Oberhaupts. Er wurde jedoch ziemlich gütig behandelt: man gab ihm eine Frau, eine Wohnung und eine Herde. Seine Erzählung geht bis in die kleinſten Details mit einer oft ermüdenden Dürre und Weitſchweifigkeit; allein ſie liefert die anſchaulichſten Bilder von der Lebensart jener Halbwilden, von ihren Sitten, von ihrem Hausweſen, von ihren Kriegen unter einander, von ihren Jagden und von der Einförmigkeit und Leere, welche den Menſchen auf dieſer Stufe ſeiner Nichtentfaltung überall begleiten müſſen. Auch hat Drury ſeinem Werke ein kleines Wörterbuch beygefügt. Die Schrift eines andern Engländers, Clement Downing, wovon Stuck in ſeinem Verzeichniſſe die deutſche Überſetzung anführt (Neueſte Unruhen auf der oſtindiſchen Küſte, oder Geſchichte der Seeräuber Angria in Oſtindien und Jan Plantain in Madagaſkar. Nürnberg 1738. 8.), ſcheint zu verdienen, daß man damit vergleiche, was Rochon hier von den Freybeutern am Kap St. Sebaſtian erzählt. Ich habe indeſſen ſo wenig dieſe,

als den Brief von de Barry (Lettre concernant l'état actuel des moeurs, des usages etc. du commerce des habitans de Madagascar. Paris 1764. 12.) geſehen.

Die Reiſen, die ich noch zu erwähnen habe, ſind aus einer ſpätern Zeit. Die erſte, die von dem franzöſiſchen Schiffskapitäne de Kerguelen (-Trèmarec) vom Jahre 1774, war eine Entdeckungsreiſe im ſüdindiſchen Oceane, woſelbſt er die nach ihm benannte Inſel entdeckte, die Cook hernach im Jahre 1777 wiederfand. Auf dem Rückwege von dieſer wüſten Inſel legte Kerguelen in der Bay Antongil auf Madagaſkar an, wo er den berüchtigten Beniowski mit der Gründung ſeiner Niederlaſſung beſchäftigt antraf. In ſeinem kurzen Memoire über dieſe Inſel ſind eine Menge brauchbarer Winke für den franzöſiſchen Handel daſelbſt enthalten. (Rélation de deux Voyages dans les mers australes et des Indes faits en 1771-74. par M. de Kerguelen. Paris 1782. 8.) Einer der genaueſten Schriftſteller über Madagaſkar iſt unſtreitig der Sternkundige le Gentil, der von der Akademie der Wiſſenſchaften und dem Könige von Frankreich zur Beobachtung des Durchganges der Venus nach Indien geſchickt wurde, und ſeine Reiſe

in zwey Quartbänden (Voyage dans les mers de l'Inde. Paris 1782. 4.) heraus gegeben hat. Es iſt zu bedauern, daß die Völker- und Länderkunde für ihn nur Nebenſachen waren und bleiben mußten, da das Wenige, was er uns in dieſem Fache liefert, das Siegel derſelben Gründlichkeit und deſſelben Beobachtungsgeiſtes an ſich trägt, die in ſeinen mathematiſchen Arbeiten unverkennbar ſind. Wir haben bekanntlich zwey deutſche abgekürzte Überſetzungen dieſes lehrreichen Werkes. Auch Sonnerat (Voyage aux Indes Orientales et à la Chine. Paris 1782. 2 Vol. 4.) hat in ſeiner zweyten Reiſebeſchreibung einen kurzen Abſchnitt, der von Madagaſkar handelt, und manche brauchbare Bemerkungen enthält, wiewohl er im Ganzen flüchtiger geſchrieben iſt. In dem naturhiſtoriſchen Theile ſeines Werkes beſchreibt er mit ziemlicher Beſtimmtheit verſchiedene bis dahin noch unbekannt gebliebene Thier- und Pflanzenarten. Ein wahrer Verluſt für die Naturgeſchichte dieſer Inſel, und für die genauere Kenntniß derſelben überhaupt, iſt die Vernichtung oder Unterdrückung von des verſtorbenen Naturforſchers Commerſons Papieren. Außer den hier genannten Werken über Madagaſkar weiß ich nur noch die Memoirs von

Digitized by Google

Beniowski (im 5. u. 6. Bande des Magazins) und die hier mitgetheilten Nachrichten des Abbe Rochon zu nennen.

Alle dieſe Reiſenachrichten zuſammengenommen reizen vielmehr die Wißbegierde der Leſer, als daß ſie dieſelbe befriedigen ſollten. Je mehr ſie in manchen Details von einander abweichen, deſto unterhaltender iſt es, mit ihnen gleichſam in Gedanken zu reiſen, und durch die Farbe des Glaſes hindurch, welche jedem Verfaſſer ſeine eigenthümliche Anſicht verlieh, den wahren Charakter der Einwohner und die wirkliche Beſchaffenheit des Landes zu errathen. Das abgerechnet, daß ſowohl die perſönlichen Eigenſchaften der Beobachter, als die Lokalumſtände und andere Verhältniſſe, worin ſie ſich befanden, ihren Werken ſelbſt in Abſicht auf das Materielle, auf die darin enthaltenen Thatſachen, einen verſchiedenen Charakter und einen beſtimmten Werth geben; ſo iſt es, dünkt mich, bey der Beſchreibung von entfernten Ländern und Völkern, welche wir ſelbſt zu ſehen keine Gelegenheit haben, gerade das Erwünſchteſte, was ſich zu unſerer Befriedigung denken läßt, wenn mehrere Schilderungen, aus verſchiedenen Geſichtspunkten oder von verſchiedenen Seiten, mit

verſchiedenen Graden von Kenntniß und Empfänglichkeit entworfen, uns in Stand ſetzen, von demſelben Gegenſtande ein deſto beſtimmteres Bild zu entwerfen, je leichter ſich das Einſeitige einer jeden dieſer Darſtellungen durch die übrigen berichtigen läßt. Keine Beſchreibung kann den lebendigen Eindruck erſetzen, den wir durch unſere eigenen Sinne erhalten; allein wie man mit Hülfe dreyer gegebenen Punkte in der Peripherie eines Zirkels den Mittelpunkt deſſelben findet, ſo gewährt uns die Mehrheit der Berichte, die wir mit einander vergleichen können, und das unausbleibliche Urtheil, welches wir nach Maßgabe der Behandlungsart, Manier und Einkleidung eines jeden von ſeiner Fähigkeit, ſeinem Blicke, ſeiner Glaubwürdigkeit und ſeinen Vorurtheilen fällen, den unſchätzbaren Vortheil, wenigſtens einige Hauptzüge mit einer an die mathematiſche und die ſinnliche Evidenz grenzenden Gewißheit als ausgemacht annehmen zu dürfen.

Der unerſättliche Durſt nach Kenntniſſen, der feurige Wunſch, alles was außer uns iſt, vermittelſt der Sinne und der Vernunft zu umfaſſen und gleichſam in unſer eigenes Weſen überzutragen, und die zu gleicher Zeit

lebhaft wirkende Vorſtellung von dem Miß=verhältniſſe unſers kurzen Lebens zu der Un=ermeßlichkeit des Ideenalls, welches wir uns auf dieſe Art aneignen wollen: dieß alles kann vereinigt wirken, um, je nachdem die Anlagen in den Menſchen verſchieden ſind, eine Stimmung hervor zu bringen, welche ſich mit dem eben dargelegten Raiſonne=ment nicht gut verträgt. Bey der klaren Überzeugung, daß es unmöglich ſey, alles zu umfaſſen, verfällt man gar zu leicht auf den Gedanken, ſich einen gewiſſen Kreis von Ideen auszuwählen, ſich auf irgend ein be=ſonderes Fach der Kenntniſſe zu beſchrän=ken, um dieſes, wo möglich, ganz erſchö=pfen zu können; allein der falſche Grundſatz, von dem man in einem ſolchen Falle ausgehen muß, daß nämlich die Zweige des menſch=lichen Wiſſens ſich ſo vereinzeln und abſon=dern, und unabhängig von ihren Beziehungen auf das Ganze dennoch vollkommen erſchö=pfen laſſen, führt unmitelbar zu einer Ein=ſeitigkeit und Armuth des Geiſtes, welche dem Zwecke, den man erreichen wollte, gera=de entgegen ſteht. Eben ſo widerſinnig iſt auch daß Verlangen nach Wahrheit, wenn es zur Verwerfung oder Geringſchätzung ſolcher Erkenntnißquellen verleitet, die ſich auf ei=nen ſchon anderwärtsher bekannten Gegen=

ſtand beziehen, und folglich nichts Neues zu enthalten ſcheinen; denn in dieſem Falle werden die Begriffe von abſoluter und relativer Wahrheit dergeſtalt mit einander verwechſelt, daß man ſich unfehlbar von jener deſto weiter entfernt, je mehr man dieſe verſchmäht.

Nach dieſer Methode, die Hülfsmittel zu beurtheilen, aus welchen wir unſere mittelbaren Kenntniſſe ſchöpfen müſſen, kann die erſte etwas ausführliche Nachricht von einem Lande alle nachfolgenden entbehrlich machen; und wenn man die Urtheile gewiſſer Gelehrten zu Rathe zieht, entdeckt man leider! daß es ihnen wirklich weit leichter geworden iſt, den Ländern und Völkern nach dem Schriftſteller, der ihnen zuerſt in die Hände fiel, einen beſtimmten Charakter zuzueignen und ihre Folgerungen daraus zu ziehen, als mit kritiſchem Scharfſinne, mit kritiſcher Unparteylichkeit und Gewiſſenhaftigkeit, ohne Vorliebe für irgend ein ſyſtematiſches Hirngeſpinſt, und wäre es auch von eigener Erfindung, die verſchiedenen Berichte über denſelben Gegenſtand mit einander zu vergleichen, und die Welt nicht bloß im todten Buchſtaben, ſondern auch in dem Geiſte, den Kenntniſſen und der Empfindungsart eines

jeden Reiſenden zu ſtudiren. Man begreift zwar den Reiz, womit ſich die Beſtimmtheit, der bündige Zuſammenhang und die täuſchenden Kauſſalverbindungen einer Theorie dem denkenden Kopfe empfehlen; allein man bedauert zugleich, daß dieſe zarten, faſt unſichtbaren Fäden der Arachne ſich von irgend einer mechaniſchen Fauſt zu Ankertauen drehen laſſen, nicht mehr das leichte Spiel der Gedanken, die mit Schmetterlingsflügeln ſie umgaukeln, ſondern unbehülfliche Laſten, woran Bothsknechte ſich müde ziehen.

Die vollkommene Identität der urſprünglichen Denkformen, die durch alle Individuen der Menſchengattung unabänderlich fortgeht, zeugt von dem ſelbſtſtändigen Weſen oder von der Göttlichkeit unſerer Vernunft. Die mit verſchiedenen Organiſationen aber nothwendig verbundene Verſchiedenheit der Empfindung lernt uns erkennen, daß die Anwendung jener untrieglichen Formen eine bloß partielle ſubjektive Erkenntniß der Dinge gewähren könne, folglich wie ungereimt es ſey, hier Übereinkunft erzwingen zu wollen. Es iſt genug, daß die Kräfte, Anlagen und phyſiſchen Eigenſchaften, die zum unterſcheidenden Charakter des Menſchen gehören, und allen ohne Ausnahme gemein ſind, auch

im Ganzen genommen eine bewunderungswürdige Gleichförmigkeit in unſerer Art zu empfinden mit ſich bringen; nur müſſen wir dieſe nicht über die Grenze ausdehnen wollen, wo ſie ihren Namen verändert, und platte maſchinenmäſſige Einförmigkeit wird. Vernichtet wäre dann das ſchöne Schauſpiel der Mannigfaltigkeit in unſerer Gattung, und vereitelt die Vorſorge, die uns außer unſeren eigenen Organen in der Empfänglichkeit Anderer mehr als Einen Quell der Erkenntniß geöffnet hat. Eine gänzliche Übereinſtimmung in der Art und Weiſe, wie die Dinge auf uns wirken, erzeugte dann in uns den unüberwindlichen Wahn, vermöge deſſen wir den Schatten für die Sache ſelbſt halten müßten, anſtatt daß wir jetzt, bey der Gewißheit, nur Verhältniſſe wahrnehmen zu können, vor jenem Selbſtbetruge ſicher, deſto eifriger das Surrogat der abſoluten Wahrheit in der Vervielfältigung der Korrelationen ſuchen müſſen.—Auf dieſe Anſicht der Dinge gründet ſich die Überzeugung, daß jedes Beſtreben, eine Vorſtellungsart auf Koſten einer andern herrſchend zu machen und ihr mehr als bloß relativen Werth beyzumeſſen, gerades Weges zur Einſchränkung und Lähmung unſerer Geiſteskräfte, ſo wie zur Verfinſterung unſeres Verſtandes, führt; daß

hingegen der Zweck des vernünftigen Weſens darin beſtehen müſſe, neben ſeiner individuellen Empfindung, deren Überzeugungen ihm über alles gehen, für die Vorſtellungsart Anderer offen zu bleiben, und in einer univerſellen Empfänglichkeit einen Theil ſeiner Vollkommenheit zu ſetzen. Die Liebe zur Freyheit und Gleichheit, der Abſcheu vor jeder Art der Anmaſſung, apodiktiſcher Entſcheidung und willkürlicher Gewalt, die Achtung endlich gegen die Vernunft, in welcher Modifikation ſie auch erſcheinen mag, ſtehen mit dieſen Ideen in der unauflöslichſten Verbindung; und angewendet auf die Quellen, aus denen uns Belehrung zufließt, zwingen ſie uns, in unſerm Urtheile über die Brauchbarkeit der verſchiedenen Erzeugniſſe des menſchlichen Geiſtes in dem Maſſe behuthſamer zu werden, wie wir an uns ſelbſt die erweiterte Fähigkeit wahrnehmen, uns belehren zu laſſen.

Um die Anwendung von dieſen Gedanken zu machen, wird es hinreichend ſeyn, ihre Veranlaſſung zu erwähnen. Wem iſt es nicht, wie mir, aufgefallen, daß manches Buch und insbeſondere manche Reiſenachricht, welche nicht bloß im großen Publikum Beyfall fand, ſondern auch dem gebildeten Aus-

Digitized by Google

ſchuſſe deſſelben und dem in dieſem Fache bewanderten Gelehrten neue Ideen darbot, von irgend einem unſerer Ariſtarchen für unnütz und überflüſſig ausgeſchrieen ward? Wie oft leſen wir nicht in Recenſionen, daß ein Buch dem Recenſenten die tödtlichſte lange Weile verurſacht habe, welches, wenn wir es unbefangen zur Hand nehmen, uns die vernünftigſte und angenehmſte Unterhaltung gewährt? Wenn empörte es nicht den Leſer von Geſchmack, der vielleicht an jenen Quellen, worauf die pedantiſche Beleſenheit ſich ſo viel zu gut thut, mit eben dem geduldigen Fleiße, wenn gleich mit beſſerer Wahl und größerer Beſcheidenheit, ſchöpfte, von ſelbſtzufriedenen Kritikern immer nur zu hören, wie dieſes oder jenes Faktum in einem neuen Schriftſteller ihnen bereits anderwärts her bekannt geweſen, ohne nur einen Augenblick ſich träumen zu laſſen, daß die neue Verbindung, in welcher dieſes Faktum erzählt wird, auch etwas werth ſeyn, und, was immer bey jeder Lektüre die Hauptſache bleibt, zu eigenem Nachdenken Anlaß geben könne? Eigenes Nachdenken iſt nun freilich unglücklicher Weiſe das Letzte, was man bey dieſem eifrigen Spüren nach Thatſachen von dem Stopplerfleiße erwarten darf. Doch wir wollen billig ſeyn; fern bleibe der Ge=

danke, denjenigen, der einmal zu dieſer Jagd organiſirt iſt, und von der Mitwirkung der Umſtände dieſe Richtung genommen hat, aus ſeiner Bahn und aus der Art des Genuſſes und der Geſchäftigkeit, deren er fähig iſt, heraus werfen zu wollen. Sein Wirken kann auch da, wie alles andere in der Welt, einen relativen Nutzen behalten, und wird nur dann erſt ſchädlich, wenn er ſeine engbrüſtige Empfänglichkeit zum Maßſtabe für das Publikum macht. Immerhin ſey es ihm erlaubt zu ſagen: „Ich gähnte bey dieſem Buche; ich fand (für mich) nichts Neues darin; ich dachte nichts und fühlte nichts;“ wenn dieſe Erklärung nur nicht ſtatt eines Verbots gelten ſoll, wodurch Andere abgehalten werden, für ſich zu urtheilen, ob auch für ſie keine Belehrung und kein Zeitvertreib davon zu hoffen ſey, ob es auch ihren Verſtand und ihr Gefühl nicht in Anſpruch nehmen werde *). Die Verwechſelung des eigenen Bedürfniſſes mit dem allgemeinern der Leſer kann auch bey einem gründlichen Gelehrten eine Folge der Übereilung ſeyn; er kann es vergeſſen, daß einem nach Erkenntniß lech-

---

*) Dieß geſchieht am ſicherſten, wenn der Referent, außer ſeinem Privaturtheile, den Inhalt des vor ihm liegenden Werks genau anzeigt.

Digitized by Google

zenden Volke vieles den Reiz der Neuheit haben könne, was er ſelbſt von Amtswegen oder aus der Natur ſeiner Beſchäftigung ſchon wiſſen mußte. Allein die gewöhnlichſte Urſache ſolcher ſchiefen Urtheile iſt die Trägheit, womit man alles Nachdenken vermeidet, die Abſtumpfung des Gefühls und der Einbildungskraft, ja ſelbſt der Vernunft, welche von der Einſchränkung auf einen engen Ideenkreis unzertrennlich iſt, und die Vorliebe für einen lange gewohnten Mechanismus im Denken, die ſo leicht in einen ausſchließenden und wegwerfenden Ton ausartet.

Ich weiß nicht, ob es nöthig ſeyn kann, vor einer Mißdeutung zu warnen, die unſtreitig bey dem gegenwärtigen Zuſtande unſerer Litteratur jeden, der es wohl mit ihr meint, betrüben würde. Indem ich hier die Schriftſteller, welche neue Thatſachen, oder ſey es auch nur neue Anſichten, der Völker- und Länderkunde liefern, gegen den Egoismus der Kritiker in Schutz nehme, bin ich nicht geſonnen, der Lobredner jener Überſchwemmung von elenden, ſeichten und mittelmäſſigen Schriften zu werden, die ſchon alle Dämme durchbrochen hat, und die Beſonnenheit des Publikums ſo mit ſich fortreißt, daß es zwiſchen dem verächtlichſten

Abſchaume eines Journaliſten und den Meiſterwerken ſeiner beſten Schriftſteller kaum mehr einen Unterſchied zu machen weiß. Wir lächeln wohl, wenn der Sultan, indem er aus dem Harem tritt, mit der Weisheitsmiene des Überdruſſes behauptet, daß alles eitel und nichts Neues unter der Sonne ſey; ſo belächeln wir auch die übelgelaunten Klagen gelehrter Tadler über lange Weile beym Leſen, wenn ziemlich handgreiflich die Schuld an ihrem erſtorbenen Sinne liegt; aber wir zürnen im gerechteſten Eifer über die unwürdigen Sudeleyen, womit man die Erfindung der Buchdruckerkunſt entehrt. Für dieſe Sünden hat die echte Kritik ihre Geißel: für die unſelige Kunſt, aus halbgeleſenen und halbverſtandenen Büchern abzuſchreiben, und mit einem Gemiſche der ſchülerhafteſten Unwiſſenheit, des unverbeſſerlichſten Plattſinnes und ſchamloſeſten Dreiſtigkeit der Geduld des Publikums zu ſpotten; für die Wiederhohlung und Verbreitung längſt widerlegter Irrthümer und Vorurtheile; für die Vernachläſſigung aller Regeln der Logik und oft auch der Sprachlehre; für den Mangel des äſthetiſchen Gefühls und jeder ſchöpferiſchen Kraft: mit Einem Worte, für den Mord der gründlichen Gelehrſamkeit und des guten Geſchmacks!

Um dieſe Digreſſion, der man ihren Platz in einer Vorede um der guten Sache unſerer Litteratur willen wohl gönnen mag, nicht über die Grenzen der Nachſicht zu verlängern, komme ich zu dem Werke zurück, welches ſie veranlaßte: zu den Nachrichten des Abbe Rochon über Madagaſkar. Wer alle die vorhin angeführten Werke geleſen hätte, welche dieſe merkwürdige Inſel betreffen, würde zwar hier keine reiche Nachleſe von neuen Bemerkungen halten; allein über den Handel der Europäer dorthin und die Möglichkeit den Eingebornen den Geiſt der Arbeitſamkeit einzuimpfen, und mit demſelben eine vernünftige Entwickelung ihrer ſo lange ſchlummernden Verſtandeskräfte hervor zu bringen, würden ſich ihm dennoch neue und zu erfreulichen Betrachtungen führende Ausſichten eröffnen. Da nun aber bey weitem der größte Theil unſerer Leſer nicht in dem Falle ſeyn kann, jene meiſten Theils ſehr ſelten gewordenen Bücher geleſen zu haben; ſo füllt ihnen dieſe Schrift eine Lücke aus, welche ſonſt in ihren geographiſchen und anthropologiſchen Kenntniſſen geblieben wäre. Der Verfaſſer, den ich im Jahre 1790 in England perſönlich kennen lernte, und deſſen Kenntniſſe in der Mechanik, Phyſik und Aſtronomie zur Genüge bekannt ſind, ver-

Digitized by Google

bindet mit der größten Simplicität die Beſcheidenheit, die verdienſtvollen Männern eigen iſt, und mit dem Vertrauen auf ſeine Freunde einen lebendigen Eifer für die Einſammlung zuverläſſiger Erfahrungen. Seine Reiſe nach Indien, die in ſeine Jugendjahre fiel, hatte den Durchgang der Venus zur Veranlaſſung. Madagaſkar, wo er ſich am längſten aufgehalten zu haben ſcheint, verdiente auch vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit, und die Nachrichten, die er uns davon mittheilt, haben nur den Einen Fehler, daß man ihnen größere Ausführlichkeit wünſcht. Einige Stellen, die für unſer Publikum ganz entbehrlich waren, ſind indeß weggelaſſen, und bey den größeren derſelben dieß jedes Mal ausdrücklich angegeben worden. Bey dem Pflanzenverzeichniſſe, welches er am Ende angehängt hat, vermißt man am meiſten die ſyſtematiſche Kenntniß und Benennung der verſchiedenen Gattungen, und ſtimmt dem Verfaſſer bey, daß dieſem an Bäumen, Stauden und Kräutern ſo reichen Lande ein Botaniker von Profeſſion zu wünſchen wäre. Ich habe dieſes Verzeichniß in der Überſetzung nach dem Alphabete geordnet, welches die Aufſuchung der Namen doch einiger Maſſen erleichtern kann. Was der Verfaſſer in einer Art von Einleitung über Isle de France, Bourbon und das nord-

wärts davon gelegene indiſche Inſelmeer ſagt, konnte durch ſehr unbedeutende Abänderungen in der Überſetzung ſchicklicher ſeine gegenwärtige Stelle erhalten.

Auch über die Karte von Madagaſkar, die wir hier mittheilen, ſind ein Paar Worte zur nähern Erörterung nöthig, indem es nicht dieſelbe iſt, die der Abbe Rochon ſeinem Werke, nach einer von Robert im Jahre 1727 entworfenen Handzeichnung, beygefügt hat. Ich ſah mich genöthigt, dieſe Karte, deren vermeintliches Hauptverdienſt in der Angabe des Laufs der Flüſſe, der Richtung der Gebirge und der Wohnſitze der verſchiedenen Völkerſchaften beſteht, wegen der Unrichtigkeit der Küſtenzeichnung ohne Bedenken zu verwerfen. Die beſte nautiſche Karte von dieſer Inſel findet man in der zweyten Ausgabe (1775) des Neptune Oriental von Herrn Daprés (de Mannevilette), die ich bey meiner Arbeit zum Grunde gelegt habe. Wenn man ſie mit der des van Keulen, der von Thornton (1703), der in Daprès erſter Ausgabe (1753) und der von Herrn Bellin (1767) vergleicht, wird man die allmälichen Fortſchritte der Vervollkommnung deutlich gewahr. Verbindet man mit dieſer Karte die Special-

Digitized by Google

aufnahmen einiger Häfen und Theile der Küſte von den franzöſiſchen Offizieren Mengaud und Grenier, die von le Gentil in ſeiner Reiſebeſchreibung mitgetheilten Portulane, die unter Aufſicht des engliſchen Admirals Boscawen verfertigten Karten und die von Dalrymple in ſeinem Atlas geſammelten Entwürfe von White und Anderen; ſo gibt das Reſulat eine ziemlich genaue Darlegung des Umriſſes von Madagaſkar. Das Innere iſt in der That noch wenig bekannt; ich habe, um Roberts Karte nicht ganz unbenutzt zu laſſen, ſeine Zeichnung vom Laufe der Flüſſe u. ſ. w. auf die verbesserte Karte, wo es anging, anzuwenden geſucht; da indeß jene Angabe bloß konjekturaliſch zu ſeyn ſcheint, ſo kann auch die gegenwärtige auf einen höhern Grad der Zuverläſſigkeit keinen Anſpruch machen und bloß dazu dienen, einen allgemeinen Begriff vom Innern gleichſam anzudeuten, den eine künftige genaue Vermeſſung und durchgängige Reviſion berichtigen muß.

Bey dieſem Werke des Abbe Rochon iſt auch ein Anhang befindlich, welcher den Zuſtand von Cochinchina um das Jahr 1744 betrifft. Bekanntlich war die kleine Beſchreibung von Cochinchina des Jeſuiten Chriſtoph

Borri, der ſich daſelbſt zwiſchen 1620 und 1630 aufgehalten hat, bisher unſere einzige Nachricht von dieſem Reiche *); **denn** was der Pater Rhodez (Divers voyages en Chine etc. Paris 1653. 4.) davon erwähnt, was in den Annalen und Miſſionsberichten von 1640 bis 1675, von Cevallos, Pallu und Andern, auch im Ribadeneyra vorkommt, iſt nicht des Nennens werth, und die wenigen Worte, womit der treffliche Poivre (Voyage d'un philosophe. Yverdon 1768. 12.) Cochinchina berührt, dienen mehr dazu, uns lüſtern zu machen als den Durſt nach Belehrung zu ſtillen. Glücklicher Weiſe ſetzte mich die Sammlung von oſtindiſchen Nachrichten, welche der berühmte nautiſche Geograph Alexander Dalrymple unter dem Titel: Oriental Repertory heftweiſe heraus gibt, und wovon bereits die beiden erſten Nummern in Großquart erſchienen ſind, in Stand, noch ei=

*) Sie kam zuerſt italieniſch zu Rom 1631, 8. heraus, und erſchien gleich in den zwey folgenden Jahren in einer franzöſiſchen, lateiniſchen und engliſchen Überſetzung. Sie iſt auszugsweiſe im 7. B. der Samml. der Reiſebeſchreibungen (Berlin 176582. XXIV Bände in 8.), wie auch in Harris engl. Sammlung befindlich. F. G.

Digitized by Google

nen Aufſatz, Cochinchina betreffend, vom Jahre 1696 mit dieſer Nachricht des Abbe Rochon zu verbinden, und zugleich auch die noch kürzere, zur Ergänzung aber immer wichtige Relation des Herrn Kirſop vom Jahre 1750 aus eben dieſer Quelle zu liefern.—Künftig werden die Nachrichten über Ava und Pegu oder das ſogenannte buraghmaniſche Reich, welche Herr Dalrymple im zweyten Hefte des Oriental Repertory mitgetheilt hat, und die Aufſätze über die Inſel Hinzuan (Johanna) von Sir William Jones, über Aſam von Mohammed Kaſim, über Nepal vom Pater Giuſeppe, und über die Kukis oder Bergbewohner in Tipra, aus dem Perſiſchen, letztere insgeſammt aus dem zweyten Bande der Asiatick Researches (Calcutta 1790. 4.) gezogen, überſetzt erſcheinen. Mainz, im Februar 1792.

Georg Forſter.

Digitized by Google

Inhalt.

Seite.
Beſchreibung der Inſel Madagaſkar. 1
Der ſüdliche Theil von Madagaſkar. . . . 27
Der nordöſtliche — — — — — 118
Betrachtungen über den nördlichen Theil von Madagaſkar. 207
Beſchreibung einiger Bäume, Sträuche und Pflanzen, die im nördlichen Theile von Madagaſkar wachſen, und die ich gegen das Ende des Jahres 1768 nach Isle de France gebracht habe. 220
Über die Inſeln France und Bourbon und das nordwärts davon gelegene Inſelmeer. 248

Thomas Bowyears, Rochons und Robert Kirſops Nachrichten von Cochinchina.
I. Thomas Bowyears. 1
II. Rochons. 56
III. Robert Kirſops. 83

Digitized by Google

Digitized by Google

MÜNCHEN

Beſchreibung der Inſel Madagaſkar.

Die Inſel Madagaſkar erregte die Habſucht der Europäer, ſobald ſie nur ſo unglücklich war, ihnen ein wenig bekannt zu werden. Ihr Umfang, ihr ergiebiger Boden und ihre mannigfaltigen Produkte ſchienen der Nation, welche ſie eroberte, Handelsvortheile zu verſprechen, die man nicht vernachläſſigen durfte. Glücklicher Weiſe hat aber bis jetzt die ungeſunde Luft ſie vor der Sklaverey jener polizirten Nationen geſichert, welche ſich die ungerechte und barbariſche Forderung erlauben, Völker zu unterjochen, die von ihnen Wilde genannt werden, weil ſie nicht die Sitten und Gebräuche der Europäer beobachten. Nicht eine einzige von dieſen civiliſirten Nationen kann ſich rühmen, den heiligen Grundſätzen des Naturrechts nur einige geringe Handelsvortheile aufgeopfert zu haben. Alle ſind ungerecht und barbariſch ge-

Digitized by Google

weſen; faſt alle haben die Örter, wohin Hoffnung zu Gewinn ſie lockte, mit Feuer, Schwert und Anſteckung heimgeſucht: und doch gehört den Wilden ihr Boden ſo gut wie uns der unſrige.

Die Europäer würden weſentlichere und dauerhafte Vortheile erlangt haben, wenn ſie ihre Künſte und ihre Induſtrie jenen Gegenden, die nicht davon wiſſen, mitgetheilt hätten. Dieſe Geſchenke wären nicht unnütz geweſen, und man würde im Handel bald erfahren haben, wie ſehr dieſes ſanfte und ſo menſchliche Mittel den ungerechten und grauſamen vorzuziehen iſt, deren man ſich bedient hat, um die unglücklichen Einwohner jedes Landes, das neue Gegenſtände des Reichthums darbot, zu unterjochen.

Die Inſel Madagaſkar ward im Jahre 1506 von Lorenz Almeyda entdeckt; aber den Perſern und Arabern war ſie ſchon ſeit undenklichen Zeiten unter dem Namen Sarandib *) bekannt. Alphonſo Albukerque gab

*) Sarandib iſt unſtreitig die Benennung, womit die Araber die Inſel Ceylan bezeichnen, und im Grunde iſt es derſelbe Name; denn Dib oder Diw bedeutet in jenen

dem Ruy Pereira dy Cothintho den Auftrag, das Innere derſelben zu unterjochen, und dieſer General befahl dem Triſtan d'Acunha, ſie und beſonders die vorzüglichſten Kaps zu umſegeln.

Meeren eine Inſel, wie man aus Male-Diw, Lake-Diw u. a. Benennungen abnehmen kann; und Saran iſt nicht verſchieden von Selan (Ceylan), da r und l von den Orientalern unaufhörlich verwechſelt werden. Es wäre indeß nicht unmöglich, daß auch Madagaſkar dieſen Namen von den Arabern erhalten hätte; die Verwechſelung mit jener ſchon bekanntern Inſel konnte denen leicht widerfahren, die etwa nur davon gehört, ſie aber nicht geſehen hatten, und nun nach Madagaſkar kamen. Übrigens gibt es hier noch Einiges zu erinnern. Daß der Verfaſſer die Perſer anführt, iſt wohl nicht hinlänglich zu rechtfertigen, da dieſe Nation nicht eigentlich zu den ſeefahrenden gezählt werden kann. Wenn er endlich noch hinzu fügt, daß die Bekanntſchaft der Araber mit Madagaſkar von undenklichen Zeiten herrühre, ſo iſt dieß doch ſo zu verſtehen, daß die unbeſtimmbare Epoche von der Entdeckung dieſer Inſel in die Zeit nach der Stiftung der muhammedaniſchen Religion fällt; denn dieſe Religion haben die arabiſchen Entdecker dahin verpflanzt; auch ſind ſie nicht etwa unmittelbar aus Arabien, ſondern aus ihren an der Oſtküſte von Afrika bis Sofala errichteten Niederlaſſungen nach Magaſkar gekommen. G. F.

Die Inſel iſt in acht und zwanzig Provinzen abgetheilt, deren Namen folgende ſind: Anossi, Manapani, das Thal Ambul, Wohizban, Watte Manahu, Ikandre, Etomampo, Adschimussi, Erengdranes, Wohitz-Anghombes, Manakarongha, Mantetane, Antaweres, Galembule, Tametave, Sahaveh, Wulu-Wulu, Andafutschi, Mangabey, Adcimutschi, Mandrarey, Ampatre, Karembule, Mahasalley, Huluwey, Siwa, Ivantru, Maschikores.

Als die Portugieſen Madagaſkar entdeckten, gaben ſie ihm den Namen St. Lorenz-Inſel. Die Franzoſen unter Heinrich IV. nannten ſie île Dauphine; aber am häufigſten wird ſie Madagaſkar genannt, obgleich ihr wahrer Name eigentlich Madekaſſe heißt. Sie iſt, mehreren gelehrten Geographen zufolge, das Cerne des Plinius *) und die Menuthias des Ptolemäus. Ihre Länge erſtreckt ſich beynahe von N. N. O. nach S. S. Weſt, und ihre Breite von 12° bis 26°.

---

*) Dieſe Beziehung auf die Geographie der Alten iſt äußerſt ungewiß, und beruhet, was beſonders Cerne betrifft, auf einer ganz unverbürgten Konjektur von Harduin. G. F.

Digitized by Google

Man kann die Fläche dieſer Inſel, die durch ihren fruchtbaren Boden und durch ihre mannigfaltigen Produkte ſo berühmt iſt, auf 200 Millionen Morgen (arpens) guten Acker ſchätzen. Sie wird in allen ihren Theilen von Flüſſen und großen Strömen bewäſſert, beſonders aber von einer Menge kleiner Bäche, welche am Fuſſe der langen, die Oſt- und Weſtküſte theilenden Bergkette entſpringen. Die beiden höchſten Berge der Inſel ſind Wigagora in Norden und Botiſtmene in Süden. Dieſe Berge enthalten in ihrem Innern ſchätzbare Mineralien und Foſſilien. Wenn der Reiſende, in der Abſicht, ſich zu unterrichten, zum erſten Male wilde und gebirgige Länder durchwandert, die mit Thälern und Hügeln durſchnitten ſind, und worin die Natur, ihrer eigenthümlichen Fruchtbarkeit überlaſſen, die ſonderbarſten und mannigfaltigſten Produkte hervor bringt; und wenn er dann einen Blick auf die Jähen, ihre Gipfel, und die ſie bekränzenden großen Bäume wirft, die ſo alt wie die Erde ſind: ſo kann er ſich der Verwunderung und eines Schauders nicht enthalten. Sein Erſtaunen verdoppelt ſich bey dem Getöſe der großen Waſſerfälle, zu denen der Zugang völlig verſchloſſen iſt. Aber auf dieſe wahrhaft mahleriſchen Gegenden folgen immer ländliche An-

ſichten, angenehme Hügel und Ebenen, wo die Vegetation nie durch üble Witterung und durch Wechſel der Jahreszeiten unterbrochen wird. Das Auge überſieht mit Vergnügen die weiten Ebenen, wo zahlreiche Herden von Rind- und Schafvieh weiden. Die Reiß- und Batattenfelder gewähren gleichfalls ein neues und ſehr intereſſantes Schauſpiel. Man ſieht blühenden Ackerbau, den faſt bloß die Natur befördert. Die glücklichen Bewohner von Madagaſkar benetzen die Erde nicht mit ihrem Schweiße; ſie reißen den Boden kaum mit der Karſt auf, und dieſe einzige Arbeit iſt ſchon hinreichend. In geringen Entfernungen von einander machen ſie kleine Löcher, ſtreuen einige Reißkörner hinein, und ſcharren ſie dann mit dem Fuſſe wieder zu. Wie äußerſt fruchtbar der Boden iſt, kann man daraus ſehen, daß ein ſo beſtelltes Land hundertfältigen Ertrag gibt.

In den Wäldern ſieht man eine große Mannigfaltigkeit ſehr ſchöner Bäume: Palmen von allen Arten, Färbe- und Ebenholz, Bambus von ungeheurer Größe, Pommeranzen- und Citronenbäume. Holz zum Schiffbaue nnd zu Maſten iſt eben ſo häufig wie Zimmer- und Tiſchlerholz. Flaccourt ſagt, er habe im Jahre 1650 zwey und funfzig tau-

ſend Pfund Aloeholz von vortrefflicher Güte, das die Ärzte agallochum und die Portugieſen Adlerholz (Pao de Aquila) nennen, nach Frankreich geſchickt.

Dieſe Menge von Bäumen und Geſträuchen ſtehen mitten unter vielen Schmarotzer- und Schlingpflanzen. Man trifft in den Wäldern Lerchen- und Erdſchwämme von lebhaften angenehmen Farben und von vorzüglichem Geſchmacke. Die Malegaſchen nennen dieſe Schwämme Holat, und wiſſen die unſchädlichen ſehr wohl zu unterſcheiden.

Man ſammelt auch nützliche Gummata und Harze ein. Der milchichte Saft, den die Inſulaner aus Bäumen ziehen, die bey ihnen Finguiere heißen, gibt, wenn er gerinnt, die ſonderbare Subſtanz, die den Naturforſchern unter dem Namen Gummi elasticum bekannt iſt *). Man hat in neueren Zeiten dieſes ela-

---

*) So viel mir bekannt iſt, erhalten wir unſer elaſtiſches oder Federharz über Portugal und Frankreich aus Guiana, Braſilien und Cayenne. Es iſt der mit Rauch eingedickte und daher ſchwarz geworbne Saft eines Baumes, den Aublet (Hist. des Plantes de la Guiane, p. 871. t. 335.) Hevea Guianensis nennt, der jüngere Lin-

ſtiſche Harz für die Künſte benutzt; ſelbſt die Chyrurgie gewinnt, durch Vervollkommnung der Sonden und Bandagen, ſchon einige Vortheile davon. Indeß iſt es augenſcheinlich, daß man dieſe ſchätzbare Subſtanz noch zu vielen anderen Endzwecken brauchen kann.

Alle Wälder ſtehen voll Kräuter, die den Botanikern unbekannt und theils aromatiſch oder mediziniſch, theils zum Färben tauglich ſind. Flachs, eine Art von Hanf, das viel ſtärker und länger iſt als das

---

ne aber (im Suppl. plant. p. 422.) als eine Gattung der Jatropha anführt. Es gibt in Südamerika noch außerdem einige Baumarten, deren inſpiſſirter Saft dieſen hohen Grad von Elaſticität annimmt, wie z. B. die Cecropia pelata und eine Abart der Ficus Indica. Auch in China verfertigt man allerley Spielſachen von Federharz, welches nicht, wie das amerikaniſche, mit Rauch ſchwarz gefärbt, ſondern weiß, roth, bernſteinfarbig u. dgl., dabey ganz rein und feſt, aber auch brüchiger als jenes iſt. Die Pflanze, von welcher es genommen wird, kennen wir nicht. Es wäre zu wünſchen geweſen, daß der Verfaſſer das elaſtiſche Harz von Madagaſcar mit beiden vorher erwähnten Arten verglichen hätte, um deſſen Eigenſchaften näher zu beſtimmen.

G. F.

Digitized by Google

europäiſche, Zuckerrohr, Wachs, verſchiedene Arten von Honig, Tabak, Indigo, weißer Pfeffer, Gummi lakka, grauer Amber, mehrere ſeidenartige Subſtanzen und Baumwolle—alle dieſe Waaren würde Madagaſkar ſchon ſeit langer Zeit in Menge zum Handel geliefert haben, wenn die Europäer, ſeitdem ſie dieſe Inſel beſuchen, es ſich hätten angelegen ſeyn laſſen, den Einwohnern die Kenntniſſe mitzutheilen, deren ſie bedürfen, um die aufgezählten Sachen zu bereiten und ihnen Werth zu verſchaffen. Der unermüdlichſte Botaniker würde kaum in einem ganzen langen Leben die natürliche Geſchichte der Vegetabilien, welche auf dieſer unter mehr als einem Himmelsſtriche liegenden Inſel wachſen, flüchtig beſchreiben können. Alle Nachforſchungen in der Abſicht, uns mit den Produkten von Madagaſkar bekannt zu machen, werden für den Handel eben ſo vortheilhaft ſeyn wie für die Fortſchritte unſrer Künſte und Manufakturen. Gewiß gibt es wenige Länder auf der Erde, wo der Seefahrer alle Arten von Erfriſchungen in größerer Menge und in geringeren Koſten erhalten kann. In der großen Bay Antongil wußte Herr Mahe' de la Bourdonnais die Unfälle, die ſeine Flotte betroffen hatten, eben ſo geſchickt als thätig wieder

Digitized by Google

gut zu machen. Ohne die Hülfsmittel, die er ſich dort verſchaffte, wäre dieſer geſchickte Seefahrer vielleicht nicht im Stande geweſen, die See zu halten und in Indien das große Glück zu haben, daß ſeinen Namen berühmt gemacht hat. Er mußte lange in der Bay Antongil liegen, um ſeine gänzlich beſchädigten Schiffe auszubeſſern, und bedauerte es hernach ſein ganzes Leben hindurch, daß er, ſo lange er Gouverneur der Inſeln Frankreich und Bourbon geweſen war, die Produkte von Madagaſkar nicht beſſer gekannt hatte; denn er ſah ein, wie nützlich dieſe große Inſel den unter ihm ſtehenden Kolonieen hätte werden können. Das Bauholz, der Theer, der Wallfiſchthran, allerley Arten von Pökelfleiſch, der Indigo, der Tabak, die Zubereitungen aus Flachs, Hanf, Baumwolle und verſchiedenen Arten von Seide ſchienen ihm zu einem ſehr wichtigen Handel dienen zu können. Er bewunderte die Geſchicklichkeit, mit welcher die Malegaſchinnen die ſchönen Stücke Zeug flechten, die ihnen zur Kleidung dienen. Die eine Art wird aus Faſern des Blattes vom Raven gemacht; die andere, welche bey den Inſulanern in größerem, bey den Europäern aber in geringerem Werthe ſteht, aus Baumwolle und Seide.

Digitized by Google

Herr de la Bourdonnais wunderte ſich eben ſo ſehr über den Fleiß, womit die Malegaſchen Eiſen und andere Metalle ſchmieden und gießen; aber noch mehr Werth ſetzte er in ihre Art, die kleinen Stricke zu flechten, die ſie zum Wallfiſchfange und zum Anlegen ihrer Kanots gebrauchen. Er hoffte, ihre natürliche Geſchicklichkeit und ihre Neigung zu den mechaniſchen Künſten würden es leicht machen, auf der Inſel mehrere Handelszweige einzuführen, die für Europa und unſere Kolonieen auf den Inſeln Frankreich und Bourbon nützlich ſeyn könnten; daher nahm er ſich vor, die Adminiſtration der oſtindiſchen Kompagnie dahin zu vermögen, daß ſie Segeltuchmanufakturen, Schmieden, Schmelzöfen und Seilerbahnen dort anlegen ſollte. Die Bevölkerung von Madagaſkar iſt beträchtlich genug, daß ſich für dergleichen Etabliſſements ein glücklicher Fortgang hoffen läßt, und übrigens kann man die Handarbeit und die rohen Stoffe zu einem ſehr geringen Preiſe haben.

Man hatte nicht zu befürchten, daß Herr de la Bourdonnais die Adminiſtration der Kompagnie für Magazine und Gebäude in große Koſten ſetzen wollte; im Gegentheile verlangte er, man ſollte weislich die Einfalt

Digitized by Google

und Sparſamkeit der Malegaſchen bey der Errichtung ihrer Hütten nachahmen. In der That wäre auch nichts nachtheiliger, als wenn man in jenen wilden Ländern zu dergleichen Werkſtätten Gebäude, wie ſie bey uns gebräuchlich ſind, aufführen wollte. Es iſt in Europa gar kein ſeltner Fall, daß nützliche Manufakturen ſchlecht von Statten gehen, und bisweilen gar die Unternehmer zu Grunde richten, weil dieſe ohne Überlegung in dem Bauen ſo verſchwenderiſch geweſen ſind, wie es in ihrem Hauptzwecke faſt immer nicht nöthig iſt.

Gewiß kann man die Induſtrie dieſer Völker in keiner Rückſicht mit der europäiſchen vergleichen; auch läßt ſich der große Zeitverluſt nicht genau berechnen, den ihnen die Plumpheit ihrer Werkzeuge und die Unvollkommenheit, in ihrer Art zu arbeiten, verurſachen. Der Wilde kennt die Vortheile nicht, die mit Trennung der verſchiedenen Arbeiten verbunden ſind, indem dadurch jedes Individuum den höchſten Grad von Geſchicklichkeit, deren es fähig iſt, erlangt, und dabey zugleich die Zeit erſpart wird, die man immer verliert, wenn man von einer Arbeit zu der andern übergeht. Wer den ſauern Fleiß der Wilden und ihre Geduld, in den gemein-

Digitized by Google

ſten Künſten etwas zu Stande zu bringen, geſehen hat, der kann ſich des Gefühls der Dankbarkeit gegen diejenigen nicht erwehren, welche bey uns ſich einzig und allein damit beſchäftigen, die Manufakturen und die Künſte zu vervollkommnen. Es bedarf nur einiger neuen Erfindungen, um die Induſtrie einer großen Nation zu verändern. Die Erfindung des Strumpfwirkerſtuhls und die neuere, Baumwolle mit Maſchinen von Mancheſter zu ſpinnen, haben in dieſen zwey Arten von Induſtrie eine große Revolution bewirkt. Weder bey dem Stricken, noch bey dem Spinnen mit der Hand kann man die Konkurrenz mit Arbeiten halten, die durch Maſchinen gemacht werden.

Europäer, die in jenen entfernten Ländern reiſen, ſollten den Völkern, die von ihnen Wilde genannt werden, ihre Einſichten und Kenntniſſe mittheilen, und es ſich zu einer Pflicht, zu einem Geſetze machen, ſie mit der Gerechtigkeit, der Gleichheit und der Zuneigung zu behandeln, welche unter Weſen von einer und derſelben Art herrſchen müſſen. Die Aufklärung unſers Jahrhunderts erlaubt uns nicht mehr, dieſe heilige Pflicht zu verkennen. Wir ſollten nicht vergeſſen, wie viel wir ſelbſt einigen Wahrheiten ver-

Digitized by Google

danken, welche unſern Vorfahren unbekannt waren; denn durch ſie haben wir in den zuverläſſigen Wiſſenſchaften und in den nützlichen Künſten ſo große Fortſchritte gemacht.

Die Vervollkommnung der Vernunft hat auf das Glück des Menſchen einen Einfluß, den die Kunſt des geſchickteſten Sophiſten nicht vermindern kann. Die Einſichten können in Zukunft nur wachſen, und der Menſch wird um ſo viel beſſer und glücklicher, je aufgeklärter er iſt. Ein Syſtem, welches das Gegentheil hiervon zur Grundlage hat, iſt höchſt gefährlich und falſch. Läßt ſich läugnen, daß, wenn man einigen jungen Malegäſchen eine ſorgfältige Erziehung gäbe, und ſie dann, nachdem ſie eine vollkommene Kenntniß von dem Kunſtfleiße unſerer Manufakturen erlangt hätten, wieder in ihr Vaterland zurück ſchickte—läßt ſich läugnen, daß man dadurch dieſer Inſel eine große Wohlthat erzeigte? Um aber dieſe Wohlthat ungeſchwächt zu laſſen, müßte man die jungen Inſulaner vor jenem Geiſte der Frivolität zu bewahren ſuchen, der Europa und beſonders Frankreich unglücklich macht. Vor allen müſſen die Malegaſchen nicht den Keim zu dieſer verheerenden Peſt mit zurück bringen, der jede nützliche Induſtrie erſtickt, und über

Digitized by Google

ganze Nationen unzählige Übel verbreitet. Beſonders zeigt ſich dieſe Peſt in großen Hauptſtädten. Millionen Menſchen kommen auf dem Lande vor Elend und Beſchwerlichkeiten um, indeß reiche begüterte Leute nur auf angenehme Talente und auf die Künſte des Luxus Werth legen. Die ungezähmte Leidenſchaft, welche müſſige Leute für die unnützeſten und oft die verderblichſten Sachen zeigen, iſt ſo allgemein, daß ſie keinen Eindruck mehr auf uns macht. Was hat denn alſo Europa ſo Vorzügliches, daß es ſich Verachtung gegen den übrigen Theil der Erde erlauben kann? Wenn wir unſere Sitten und Geſetze betrachten, ſo finden wir, daß wir kaum aus dem Zuſtande der Barbarey herausgegangen ſind; und die einſichtsvollſten Männer können den Zeitpunkt noch nicht abſehen, wo die gebildetſte Nation von den lächerlichen Vorurtheilen frey ſeyn wird, welche die nützliche Induſtrie erſticken, und nur ſchädlichen oder weniger nützlichen Gegenſtänden Wichtigkeit beylegen.

Die Bewohner von Madagaſkar nennen ſich ohne Unterſchied Malegaſchen und Madekaſſen; ſie haben im Ganzen einen vortheilhaften Wuchs und mehr als mittlere Größe. Die Farbe ihrer Haut iſt verſchieden:

Digitized by Google

bey mancher Völkerſchaft dunkel ſchwarz, bey mancher andern ſchwärzlich, bey noch andern kupfer=, bey den meiſten aber olivenfarben.

Alle Schwarze haben kurzes krauſes Haar wie die Neger auf der Küſte von Afrika, aber die von der Farbe der Indier und Mulatten nicht krauſeres als die Europäer Die Naſe der letzteren iſt nicht eingedrückt; ihre Stirn iſt breit und offen; ihre Lippen ſind nicht aufgeworfen, kurz alle ihre Geſichtszüge regelmäſſig und angenehm. Dieſe Völkerſchaften haben in ihrem Geſichte allgemein etwas beſonders Freymüthiges und Angenehmes; ſie zeigen niemals Verlangen, etwas anders zu lernen, als was zu den erſten und nothwendigſten Bedürfniſſen gehört, und dieſes Verlangen iſt immer gemäſſigt. Die Kenntniſſe, welche Nachdenken erfordern, ſind ihnen noch mehr als bloß gleichgültig. Natürliche Sorgloſigkeit und eine allgemeine Apathie machen ihnen alles, was Aufmerkſamkeit erfordert, unerträglich. Sie ſind nüchtern, lebhaft, gelenkſam, und bringen den größten Theil ihres Lebens mit Schlaf und mit Beluſtigungen hin.

Der Malegaſche hat, wie jeder Wilde, weder Laſter noch Tugend: für ihn macht

Digitized by Google

die Gegenwart alles aus; er iſt ſchlechterdings zu keinem Vorherſehen im Stande, und begreift ſogar nicht einmal, wie es Leute geben kann, die ſich über die Zukunft beunruhigen. Dieſe Inſulaner ſind freye Weſen mit ruhigem Herzen und geſundem Körper. Der Menſch iſt ſo organiſirt, daß er, wenn er das Unglück hat, in moraliſcher oder phyſiſcher Rückſicht an ſich ſelbſt zu denken, ſich faſt immer in dem Zuſtande der Krankheit befindet. Wirklich ſetzt man bey einer guten Leibesbeſchaffenheit wenig Werth auf den Vortheil, den man hierdurch vor beynahe allen ſeines Gleichen genießt. Unſere Übel, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, gehören uns, unſere Freuden aber den äußern Gegenſtänden, die ſie uns verſchaffen. Der Menſch iſt ein gutes, gefühlvolles, mitleidiges Weſen, und unſer Temperament treibt uns unwiderſtehlich an, denen, die wir leiden ſehen, zu helfen. Dieſe heilſame Organiſation löſcht gleichſam in jedem Individuum die Selbſtliebe aus, und vertritt zugleich bey den Völkern, die im Stande der Natur leben, die Geſetze und die Tugenden. Sie hält den ſtarken Wilden ab, dem Kinde, dem ohnmächtigen Greiſe ihre Nahrung zu nehmen, ſelbſt dann, wenn er ſich Gefahren und Beſchwerlichkeiten ausſetzen muß, um

Digitized by Google

ſich die ſeinige zu verſchaffen. Sie gibt ihm auch Abſcheu dagegen, ſeines Gleichen zu ſchaden; und dieſes natürliche, unfreywillige Gefühl iſt zum Glücke unabhängig von den Grundſätzen der Erziehung.

Der Malegaſche iſt wie jeder Wilde unumſchränkter Herr, zu thun, was ihm gefällt. Kein Zwang legt ſeiner Freyheit Feſſeln an: er geht, wohin, er thut was er will, wenn er nur ſeines Gleichen nicht ſchadet. Nie iſt es einem Malegaſchen in den Sinn gekommen, über die Gedanken und Handlungen irgend eines Andern herrſchen zu wollen. Jeder Eingeborne hat ſeine beſondere Art zu leben, ohne daß es ſeinem Nachbar einfällt, ihn zu beunruhigen oder ſich auch nur darum zu bekümmern. Dieß Volk iſt hierin vernünftiger als die Europäer, welche die grauſame Manier haben, daß alle Völker der Erde ſich nach ihren Gebräuchen, ihren Meinungen und ſelbſt nach ihren Vorurtheilen richten ſollen.

Sind denn die Wilden alſo zu beklagen? ſind viele unter ihnen mit ihrem Schickſale unzufrieden? kommt es uns wohl zu, den Stand der Natur zu verachten? haben wir nicht rings um uns Leute, die aus Über-

Digitized by Google

druß ihres Daſeyns es verabſcheuen, und ſich deſſelben zu berauben ſuchen? — Der Wilde ſchränkt ſeine Bemühungen, ſeine Wünſche genau darauf ein , ſich das zu verſchaffen, was zu ſeinem Lebensunterhalte nothwendig iſt; er genießt im Frieden die Geſchenke der Natur, und erträgt ſtillſchweigend die Übel, die von der Menſchheit unzertrennlich ſind. Das Verhalten des civiliſirten Menſchen iſt nicht ſo vernünftig. Reichthum und Müſſiggang reißen ihn zu jenen eitlen und falſchen Genüſſen hin, die ihm am Ende neue Schwachheiten zuziehen. Ungezähmte Leidenſchaften und leichtſinniger Geſchmack leiten ihn ohne Unterlaß von dem Wege des Glückes ab. Wer dieſen ſucht, findet ihn nie; das Glück liegt nur in uns und in dem guten Gebrauche, den wir von unſrer Vernunft machen.

Wären die Wilden ſo unglücklich, wie ſie uns ſcheinen, weil ſie alles das Überflüſſige in das wir ſo vielen Werth ſetzen, nicht kennen oder verachten—würden ſie ſich dann weigern, unſre Sitten, Gebräuche und Geſetze anzunehmen? Van der Stell, Gouverneur von dem Vorgebirge der guten Hoffnung, nahm (wie in der Geſchichte der Reiſen, Band V., erzählt wird) einen Hotten-

totten in ſeiner Kindheit weg, und ließ ihn in den Sitten und Gebräuchen von Europa erziehen. Man kleidete ihn prächtig, lehrte ihn mehrere Sprachen, und ſeine Fortſchritte waren der Sorgfalt, die man auf ſeine Erziehung wandte, vollkommen angemeſſen. Van der Stell machte ſich große Hoffnungen von dem Kopfe des Hottentotten, und ſchickte ihn mit einem Generalkommiſſarius nach Indien, wo dieſer ihn in den Angelegenheiten der Kompagnie mit Nutzen brauchte. Als der Kommiſſarius geſtorben war, kam der Hottentotte nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zurück. Wenige Tage nachher machte er einigen von ſeinen hottentottiſchen Verwandten einen Beſuch; da entſchloß er ſich, ſeinen europäiſchen Putz abzulegen und ſich in ein Schaffell zu kleiden. Er kam in dieſem neuen Anzuge zu van der Stell zurück, trug ein Packet mit ſeinen vorherigen Kleidern, überreichte es dem Gouverneur, und ſagte dabey: Seyd ſo gut, Herr, Acht zu haben, daß ich dieſen Kleidern auf immer entſage; ich bin entſchloſſen, in der Religion, in den Sitten und Gebräuchen meiner Vorfahren zu leben und zu ſterben. Nur bitte ich um die einzige Gnade, daß ihr mir das Halsband und den Hirſchfänger laßt, die ich trage; ich will ſie euch zu Liebe be-

halten.—Ohne eine Antwort von dem Gouverneur zu erwarten, entfloh er ſogleich, und man hat ihn am Kap niemals wieder geſehen. Solche Beyſpiele ſind nicht ſelten, und ich könnte mehrere völlig ähnliche von den Madekaſſen anführen *).

---

*) Wenn unſere Reiſebeſchreiber immer ſo unparteyiſch und ohne Vorurtheil, wie der Abbe Rochon, die Abarten der Menſchengattung in entlegenen Weltgegenden beobachtet hätten, ſo wären wir ſchon längſt bey richtigern Begriffen über die menſchliche Natur und ihre Beſtimmung ſtehen geblieben, als uns jetzt ſogar unſere Denker daraus abgezogen haben. Die Apologie der Menſchenkultur liegt wirklich in dem Satze unſers Verfaſſers: „Der Madekaſſe hat weder Tugend noch Laſter." Tugendhaft iſt nur der, welcher Recht thut, weil es Recht iſt; gut oder böſe kann ſchon die Verſchiedenheit des Temperaments den Menſchen machen. Wenn man daher dem gebildeten Theile des Menſchengeſchlechtes vorwirft, daß ſeine Ausbildung ihn nur verſchlimmert habe; ſo thut man ihm in ſo fern Unrecht, weil erſt durch die Kultur die Erkenntniß des Guten und Böſen recht lebendig, und der Abſtich der Handlungen gegen die Norm ihrer Geſetzmäßigkeit erſt recht auffallend geworden iſt. Zur Beurtheilung der Moralität jedes einzelnen Menſchen gehört aber, daß man wiſſe, welchen Grad der Klarheit dieſe Norm in

Die Inſel Madagaſkar iſt in eine Menge Völkerſchaften eingetheilt. Man ſchätzt die Anzahl ihrer Bewohner auf vier Millio-

---

ihm hatte, wie weit er das Geſetz der Sittlichkeit kannte oder nicht. Schon Paulus philoſophirte, daß die Erkenntniß und Zurechnung der Sünde durch die Promulgation des Geſetzes erſt möglich geworden ſey; dieß würde er jetzt mit größerm Rechte behaupten können, da die höchſte Entwickelung aller Kräfte des menſchlichen Geiſtes erſt vor ſich gehen mußte, ehe das oberſte Princip jenes Geſetzes ſich aus den unveränderlichen Bedingniſſen unſerer Natur ableiten ließ. Weit entfernt alſo, die europäiſche Kultur auf Koſten der wilden Unbefangenheit erheben zu wollen, müſſen wir zugeſtehen, daß die Einfalt des animaliſchen Lebens wenig Veranlaſſung zu großen Gemüthsbewegungen und zur Offenbarwerdung feindſeliger Leidenſchaften gibt; indeß wir auf der andern Seite die Vorliebe für die rohe ungebildete Exiſtenz des Wilden, welche Rouſſeau in der Theorie ſo weit zu treiben ſuchte, durch das Bewußtſeyn einſchränken müſſen, daß die Tugend erſt durch Erkenntniß möglich geworden iſt. Auch unter den ungebildeten Bewohnern der Wildniß gibt es mehr oder minder glücklich organiſirte Weſen, reichlicher oder ſpärlicher mit jener innern Harmonie der Anlage und Empfänglichkeit begabt, die ſich zum Sinne des Schönen ausbilden läßt; doch wenn der Glückliche ſchon ſo geboren werden muß, daß

nen; aber dieſe Angabe iſt nicht genau, und kann es auch, bey dem gegenwärtigen Zuſtande der Inſel, unmöglich ſeyn, da dieſelbe in mehrere von einander unterſchiedene Geſellſchaften eingetheilt iſt. Jede von dieſen bewohnt eine Gegend, die ſie bequem findet, und regiert ſich nach ihren eigenen Gebräuchen. Eine Völkerſchaft beſteht aus mehreren Dörfern, von denen jedes einen beſonderen Befehlshaber hat. Dieſer bekommt ſeine Würde bisweilen durch Wahl, gewöhnlicher aber aber erbt ſie auf ihn. Die Ländereyen ſind nicht eingetheilt, ſondern gehören dem, der ſich die Mühe gibt, ſie zu bauen. Die Inſulaner kennen weder Schlöſſer noch Riegel. Sie leben mäſſig, und eſſen, wenn das Bedürfniß ſie dazu antreibt; doch ſieht man ſie gewöhnlich um zehn Uhr Morgens und um vier Uhr Nachmittags ihre Mahlzeiten

---

alles Gute und Schöne, Reine und Wahre, Rechte und Weiſe ihm näher verwandt ſcheint als das entgegengeſetzte Böſe, ſo iſt es dennoch nur die höchſte Ausbildung ſeiner Anlagen, die das Bewußtſeyn dieſes natürlich entſchiedenen Zuges, dieſes reinen Sinnes, vermöge deſſen man ſeiner ſelbſt nicht unwürdig handeln kann, mit jenem andern Bewußtſeyn der innern Geſetzmäſſigkeit nach den Forderungen der Vernunft verbindet. G. F.

halten. Dieſe beſtehen in ſehr weißem, leichtem und wohlgekochtem Reiße, den ſie mit Fleiſch- oder Fiſchbrühe anfeuchten; und die letztere wird mit Gänſefuß, Jngber, Saffran und einigen aromatiſchen Kräutern gewürzt. Dieß einfache Gericht wird auf Blättern von Raven vorgeſetzt, woraus ſie ſich Löffel, ſo wie Schüſſeln und Teller, machen. Dieſes Tiſchgeräth iſt immer reinlich; denn bey jeder Mahlzeit wird neues genommen.

Die Malegaſchen kennen nur zwey Arten, ihr Fleiſch zuzurichten: ſie kochen es in Gefäſſen von einer guten gebrannten Erde, die ſie künſtlich zu verfertigen wiſſen, oder ſie röſten es auf Kohlen. Sie fangen mit vieler Geſchicklichkeit eine Menge in Europa unbekannter Vögel, die von den Naturforſchern eben ſo ſehr wegen ihres ſchönen Gefieders geſucht werden als von den Reiſenden wegen ihres vorzüglichen Geſchmackes. Faſanen, Repphühner, Wachteln, Perlhühner, wilde Änten, fünf oder ſechs Arten von Kriechänten, blaue Hühner, ſchwarze Papageyen, weiße Reiher, Turteltauben, Amſeln, grüne Ringeltauben, gewöhnliche Tauben, Papageyen von mancherley Farben und endlich eine Art von außerordentlich großen Fleder-

Digitized by Google

mäuſen bieten den Europäern wohlſchmeckende und beliebte Speiſen dar. Das erſte Mal konnte ich ſolche Fledermäuſe, wie ein Hühnerfrikaſſee zugerichtet, nicht ohne einigen Widerwillen eſſen. Dieſe Thiere ſind ſo häßlich, daß unſere Matroſen ſich vor ihrem Anblicke fürchten; indeß wenn man den Widerwillen überwinden kann, den ſchon die bloſſe Vorſtellung von ihnen erregt, ſo findet man ihr Fleiſch wohlſchmeckender als das von unſern beſten Hühnern.

Die Malegaſchen fangen auch eine ſehr große Menge Fiſche ſowohl in der See als im ſüſſen Waſſer. Die, welche an der Küſte wohnen, haben an Doraden (Goldkarpfen), Zungen, (solea) Sardellen (die größer, aber weniger gut und fett als die unſrigen ſind), Häringen, Makrelen, Auſtern, Muſchelfiſchen, Krabben und Seeſchildkröten reichliche Nahrung. Die Flüſſe geben ihnen noch außerdem vortreffliche Aale und Muſcheln, die vor denen in der See Vorzüge haben. Man findet übrigens an dieſer Küſte mehrere Arten von Fiſchen, die man nicht anders eſſen darf, als wenn man ihnen ein Stück Silber unter die Zunge gelegt hat. Verliert dieß ſeine Farbe und wird ſchwarz, ſo würden die, welche davon äſſen, die übelſten Zu=

Digitized by Google

fälle erfahren *). Die Flotte des Admirals Boscawen erlitt zu Rodrigues beträchtlichen Verluſt, weil ſie dieſe nützliche Vorſicht vernachläſſigt hatte.

Die Franzoſen haben nur die Oſtküſte der Inſel Madagaſkar beſucht. Die Provinz Karnoſſi, worin das Fort Dauphin liegt, iſt ihnen wohl bekannt, und eben ſo ein Theil

*) Dieſes Mittel, giftige Fiſche kennen zu lernen, iſt immer noch ſehr unſicher; denn es kann Gifte geben, die am Silber keine Veränderung hervor bringen. Indeß iſt es immer gut, mit unbekannten Fiſchen den Verſuch zu machen und ſich ſolcher zu enthalten, durch die das Silber anläuft. Ob das bloſſe Berühren, wie es hier beſchrieben wird, hinreichend ſey, die giftige Eigenſchaft des Fiſches an den Tag zu bringen, iſt auch nicht ausgemacht. Ich habe auf meiner Seereiſe gehört, man müſſe einen ſilbernen Löffel in den Topf ſtecken, in welchem der Fiſch gekocht wird. Eine andere hierher gehörige Bemerkung iſt die, daß dieſelbe Art Fiſche zuweilen giftig und unter andern Umſtänden unſchädlich ſeyn kann. Hiervon habe ich das Beyſpiel an dem Sparus Pagrus ſo wie an dem Scomber Thynnus (dem Seebraſſen und dem Thunfiſch), beides eßbaren Fiſchen, in Mallikollo und in Otahiti gehabt. G. F.

Digitized by Google

von denen, worin Foulpoint, die Bay Antongil und die Inſel Noſſi-Hibrahim liegen.

Der ſüdliche Theil von Madagaſkar.

Der Theil von Madagaſkar, worin ſich das Fort Dauphin befindet, iſt gut bevölkert. Faſt alle Dörfer liegen auf Anhöhen, und ſind mit zwey Reihen ſtarker Palliſaden, in Form von Hürdenwerk, umgeben. Innerhalb läuft ringsum eine vier Fuß hohe Bruſtwehr von geſtampfter Erde. Große Bambus, die fünf Fuß weit von einander feſt eingeſchlagen ſind, bilden eine Art von Schießlöchern, welche zur Vertheidigung der Dörfer dienen; und einige von dieſen ſind noch durch einen zehn Fuß breiten und ſechs Fuß tiefen Graben befeſtigt.

Die Wohnung des Oberhauptes heißt Donack. Der Donack begreift drey oder vier große Hütten in ſich, die von einer beſonderen Befeſtigung umſchloſſen ſind. Hierin hält ſich das Oberhaupt immer mit ſeinen Weibern und Kindern auf, und einige Sklaven bewachen Tag und Nacht die Thüren.

Digitized by Google

Die Oberhäupter haben immer eine Flinte und einen mit Eiſen beſchlagenen Stock bey ſich, deſſen Ende mit einem Büſchel von Kuhhaaren beſetzt iſt. Sie tragen eine Mütze von rother Wolle, und beſonders an dieſer Farbe kann man ſie von ihren Untergebenen unterſcheiden. Ihr Anſehen iſt ſehr eingeſchränkt; in der Provinz Karkanoſſi ſieht man indeß die Ländereyen ſo an, als ob ſie den Oberhäuptern gehörten, die ſie dann ihren Unterthanen zum Anbaue zutheilen. Sie fordern dafür einen kleinen Grundzins, der in der Landesſprache Faenſa genannt wird.

Die Bewohner der Provinz Karkanoſſi ſind in der Kunſt zu ſchreiben nicht ganz unwiſſend; ſie haben ſogar einige hiſtoriſche Bücher in madekaſſiſcher Sprache; aber ihre Gelehrten, welche Ombiaſſen genannt werden, bedienen ſich nur der arabiſchen Charactere. Sie haben Schriften über die Arzeneywiſſenſchaft, die Geomancie und die Sterndeutekunſt. Dieſe Ombiaſſen ſind zugleich Zauberer und Ärzte. Die berühmteſten kommen aus der Provinz Matatan, wo ſich die Magie in ihrer ganzen Vollkommenheit erhalten hat. Die Matatanen werden von den übrigen Madekaſſen gefürchtet, weil ſie ſich in dieſer lügenhaften Kunſt auszeichnen. Die

Digitized by Google

Ombiaſſen lehren in den öffentlichen Schulen die Geomancie und die Aſtrologie. Die Schreibekunſt iſt ohne Zweifel von den Arabern, welche die Inſel vor drey hundert Jahren eroberten, dahin gebracht worden. Das Papier wird in dem Thale Ambul verfertigt, und zwar aus der Papyrus nilotica, welche die Madekaſſen Sanga-Sanga nennen. Man löſet die zweyte Rinde von dieſem Schilfe geſchickt ab, theilt ſie in ſehr kleine Blätter, benetzt ſie mit Waſſer, legt ſie in verſchiedenen Richtungen auf einander, und drückt ſie dann zuſammen. Hierauf läßt man die Maſſe in einer ſtarken Aſchenlauge kochen, und ſtampt ſie nachher in einem großen hölzernen Mörſer zu einem Teige. Dieſer wird dann auf einem Gitter von Bambusrohr gewaſchen und geſpült, um ihn von allen Unreinigkeiten zu befreyen. Wenn die Operation geendigt iſt, legt man das Blatt zum Trocknen an die Sonne, und leimt es mit einem Abſude vom Reißwaſſer, den man in der madekaſſiſchen Sprache Raunpan nennt. Dieß Papier iſt ein wenig gelblich; aber wenn man es gut leimt, ſo löſcht es nicht. Die Federn, deren ſich die Inſulaner bedienen, ſind von Bambu gemacht, und ihre Tinte verfertigen ſie aus der in Waſſer gekochten Rinde eines Baumes, den man Aran-

Digitized by Google

drato nennt. Dieſe Tinte iſt etwas weniger ſchwarz als die unſrige, aber glänzender.

In dem nordweſtlichen Theile der Inſel Madagaſkar hat ſich die arabiſche Sprache einiger Maſſen ausgebreitet. Man weiß, daß die arabiſchen Fürſten, längs der afrikaniſchen Küſte, wo, den Geographen zufolge, die Königreiche Monomotapa und Mono-Emugi liegen, große Staaten geſtiftet und ſich auch die Inſel Komoro unterworfen haben. Dieſe nach Afrika und den nahe gelegenen Inſeln verpflanzten Fürſten vergeſſen ihr ehemaliges Vaterland nicht; ſie führen einen freilich nicht beträchtlichen Handel mit Eden, Maſkat und den Küſten von Abyſſinien; ſie beſitzen ſogar an dem Fluſſe Bombetok *) in

*) Der Name Bombetok oder Pombetok, deſſen der Verfaſſer hier erwähnt, und der auch in Beniowskis Nachrichten vorkommt, wird eigentlich nicht einem Fluſſe, ſondern einer kleinen arabiſchen Niederlaſſung gegeben, welche bey dem Hafen Managar (Manigar, auch Maningrao) an der Nordweſtküſte von Madagaſkar befindlich iſt. Dieſer Hafen, der in den Karten auch den Namen des Kombetorafluſſes hat, nimmt mehrere Flüſſe, den Obina-Meitta, den Tangabilli u. ſ. w., auf, und ſeine Einfahrt liegt ungefähr in 15° 35′ ſüdlicher Breite. Der Ort

Madagaſkar eine Art von kleiner Niederlage, die ihnen dazu dient, ſich auf der Inſel auszubreiten und Handel zu treiben. Dadurch haben ſie ihre Sprache eingeführt, und einige Spuren des Muhammedanismus unter den Einwohnern gelaſſen. Es herrſchte ehemals unter den Arabern und Portugieſen in Indien ein Haß und eine Erbitterung, die bloß aus dem Religionseifer dieſer beiden Nationen entſprangen. Die Araber von Komoro und Madagaſkar haben wiederhohlte Einfälle in die portugieſiſchen Niederlaſſungen auf der afrikaniſchen Küſte gemacht und ihnen ſehr geſchadet, ja ſogar mehrere gänzlich zerſtört; doch dieſer Haß hat ſich gelegt, ſeitdem die Macht der Portugieſen ſchwächer, und die Gelegenheit ihnen zu ſchaden ſeltner geworden iſt.

Vor zwanzig Jahren wollte man in Goa dieſen Stillſtand der Feindſeligkeiten benu-tzen, um in Madagaſkar auf Kap St. Se-

---

Bombetok wird auch Fometok, eigentlicher aber Ampan-pitoka oder Ampompitoka geſchrieben. Wenige Meilen weſtwärts davon liegt der Hafen Neu-Maſſailli oder Boena, den die engliſchen Seefahrer New-Massaleige oder New-Matheleage nennen. Die Nation der Seklaven bewohnt dieſe Küſte. G. F.

baſtian eine portugieſiſche Niederlaſſung zu gründen, deren Entzweck indeß bloß religiös war, da die Portugieſen mehr darauf dachten, eine Miſſion als ein Comtoir anzulegen; doch dieſer Plan iſt nicht gelungen, und Herr Boſſe, Einwohner von Bourbon, hat die traurigen Überreſte von dieſer Niederlaſſung geſehen.

Es iſt befremdend, daß der Muhammedanismus ſich auf dieſer von den Arabern ſo oft beſuchten Inſel nicht weiter ausgebreitet hat; indeß, die Beſchneidung, die Enthaltung vom Schweinefleiſche und einige kleine Ceremonieen ausgenommen, die ſehr wenig Einfluß auf das Verhalten des Volkes äußern, haben ſelbſt die Abkömmlinge der Araber die Hauptgrundſätze ihrer Religionsmeinungen vergeſſen. Sie glauben nicht an ein andres Leben *), und nehmen, wie die Manichäer, zwey Grundweſen an: ein vollkommen gutes und ein äußerſt böſes. An das erſtere richten ſie niemals Gebete; aber das zweyte fürchten ſie ſehr ſtark, verehren es, und bringen ihm ohne Unterlaß Opfer dar.

*) Dieß kann man wohl nicht ohne alle Einſchränkung behaupten. G. F.

Digitized by Google

Die Inſel Madagaſkar liegt ſo nahe an der Küſte von Afrika, daß man ihre Bevölkerung ganz natürlich dieſem großen Welttheile zuſchreiben kann. Aber jetzt durchkreuzen die verſchiedenen Stämme einander ſo ſehr, daß man ſich vergebens bemühen würde, ihre Verſchiedenheiten zu ſchildern. Die Raße der wahren Neger erkennt man auf dieſer Inſel leicht; doch die Abkömmlinge der Weißen ſind ſchwerer zu unterſcheiden. Die von den letztern, welche in den Provinzen Anoſſi und Karkanoſſi wohnen, behaupten von Imina, Muhammeds Mutter, abzuſtammen, und haben den Namen Zafferahimini *) angenommen. Die in Tamatava, Foulpoint, Noſſi-Hibrahim und der Bay Antongil ſtammen zum Theil von den alten Seeräubern, zum Theil von den Juden ab; deßhalb laſſen ſie ſich Zaffe-Hibrahim, d. i. Nachkommen von Abraham, nennen. Noch gibt es hier eine dritte Art von Weißen, welche ſagen, der Kalif vom Mekka habe ſie nach Madagaſkar geſchickt, um die Bewohner der Inſel in den Geheimniſſen der Na-

*) Dieß ſind die in Beniowskis Nachrichten vorkommenden Ramini, die ihn zum Oberhaupte wählten, weil ſie glaubten, daß er ihres Stammes ſey. G. F.

tur und in der muhammedaniſchen Religion zu unterrichten. Dieſe Betrieger haben ſich der Provinz Matatan bemächtigt, nachdem ſie vorher die Beherrſcher derſelben, die Zafferamini, verjagt und ermordet hatten. Man nennt ſie Zaffe-Kaſſimambu. Sie haben eine dunklere Farbe als die übrigen Weißen, und ihr Geſchäft beſteht darin, daß ſie Arabiſch leſen und ſchreiben lehren.

In den Provinzen Anoſſi und Karkanoſſi glauben die Zafferamini aus der ſandigen Küſte von Mekka abzuſtammen. Man nennt ſie aus dieſem Grunde Ontampaſſemaka, und theilt ſie in drey Klaſſen: die Rhoandrians, die Anakandrians und die Ontzatſi. Die erſte und ausgezeichnetſte ſind die Rhoandrians, die ſich das Vorrecht, die Thiere zu tödten, zugeeignet haben. Unter wilden, von der Jagd lebenden Völkern iſt das Fleiſcherhandwerk faſt immer ehrenvoll; die Rhoandrians ſind daher die Großen des Landes, und immer wählt man aus ihnen den Souverän *).

---

*) Man vergleiche hiermit, was Beniowski über dieſe verſchiedenen Stämme oder Kaſten der Malegaſchen ſagt. Die Verſchiedenheit zwiſchen beiden Nachrchiten iſt leicht begreiflich. Unvoll-

Die Anakandrians ſtammen von den Rhoandrians und von einem Weibe aus einer geringern Klaſſe ab; deßhalb theilen ſie mit den Rhoandrians die Ehre und den Gewinn, für die andern Inſulaner die Thiere zu ſchlachten, die zu ihrem Unterhalte nützlich ſind.

Die Ontzatſi ſind die letzte Klaſſe der Ontampaſſemaka; ſie haben aber keinen beſondern Vorzug. Es ſind gewöhnlich brave Soldaten, die ſich zu ſchlagen, einen Stein oder eine Haſſagai zu werfen wiſſen, und ihre Zeit mit Tanzen, Spielen, Schlafen und Beluſtigungen zubringen. Sie lernen von ihrer zarteſten Kindheit an einige Lieder, worin moraliſche Lehren oder auch Fabeln von ihrem Urſprunge enthalten ſind.

Die eingebornen Schwarzen werden in vier Klaſſen eingetheilt: in die Voadziri, die Lohavohits, die Ontzoa und die Endeves. Die Voadziri, welche von den alten Beherrſchern der Inſel abſtammen ſollen, haben gewöhnlich einen beträchtlichen Reich-

---

kommene Sprachkenntniß kann verurſacht haben, daß beide nicht ganz zutreffen; doch ſcheint die hier gegebene ſowohl umſtändlicher als genauer zu ſeyn. G. F.

thum an Sklaven und Herden, und können mehrere Dörfer beſitzen. Sie müſſen bey dem Volke in großer Achtung ſtehen; denn ſie haben, ungeachtet des Deſpotismus der Araber, von denen die Provinz Anoſſi erobert worden iſt, das Recht, die ihren Unterthanen gehörigen Thiere zu tödten, wenn ſich kein Rhoandrian oder Anakandrian gegenwärtig befindet.—Die Lohavohits ſind weit weniger mächtig als die Voadziri: ſie können nie mehr als Ein Dorf beſitzen; und welchen Reichthum an Herden ſie auch haben mögen, ſo müſſen ſie doch immer einen Rhoandrian oder Anakandrian hohlen laſſen, um die Thiere zu ſchlachten, die ihnen und ihren Unterthanen zur Nahrung dienen ſollen.

Die Klaſſe her Ontzoa folgt unmittelbar auf die Lohavohits, mit denen ſie nahe verwandt iſt; ſie hat aber nicht das mindeſte Vorrecht oder die mindeſte Autorität. Die Endeves ſind geborne Sklaven, und ihr Name bedeutet in der madekaſſiſchen Sprache einen verlornen Menſchen.

Die Eingebornen der Inſel haben von ihrem Urſprung eine Fabel, die recht gut zu den von uns angegebenen Unterabthei-

lungen der verſchiedenen Kaſten*) paßt. Die, welche einige Gelehrſamkeit beſitzen, erzählen nämlich: der Schöpfer des Himmels und der Erde habe aus dem Leibe des erſten Mannes, während derſelbe geſchlafen, ſieben Weiber genommen, und die ſind die Mütter der verſchiedenen Kaſten. Die Rhoandrians ſtammen von dem erſten Manne und dem Weibe ab, das aus ſeinem Gehirne genommen ward. Die Mütter der Anakandrians und Ontzatſi haben einen weniger edeln Urſprung; denn die eine ward aus dem Halſe, die andre aus der linken Schulter genommen. Die Voadziri verdanken ihren Urſprung dem erſten Manne und dem Weibe, das, während er in tiefem Schlafe lag, aus ſeiner rechten Seite hervor ging. Die Mutter der Lohavohits und der Ontzoa kam aus dem

*) Dieſes Wort hat man aus Indien entlehnt, wo es die Stämme der Eingebornen bedeutet, deren dort urſprünglich vier ſind, wovon aber jede eine große Anzahl Unterabtheilungen hat, die ſich bis auf 87 erſtrecken (S. Dalrymple's Oriental Repertory No. 1. p. 49.). Die Fabel von der Entſtehung der vier Hauptſtämme in Indien hat mit der madekaſſiſchen ſehr viele Ähnlichkeit. Man vergleiche Robertſons hiſtoriſche Unterſuchung über die Kenntniß der Alten von Indien, deutſche Überſetzung, S. 347. G. F.

Schenkel und der Wade. Die Endeves aber haben einen niedrigern Urſprung; denn man läßt ſie aus der Fußſohle des erſten Mannes abſtammen.

Gewiß iſt es traurig, daß man unter den Bewohnern der großen Provinz Anoſſi ſolche lächerliche Fabeln über die Ungleichheit der Stände findet. Welche beklagenswerthe Ungereimtheit, daß Wilde nicht Brüder ſeyn und nicht einen gemeinſchaftlichen Urſprung haben wollen! Dieß Phänomen läßt ſich nicht anders erklären als aus der Eroberung von Madagaſkar durch die Araber, die Vorfahren der Rhoandrians. Dieſer fremde Stamm hat allenthalben, wohin er ſich ausgebreitet, Spuren von dem leidigſten Aberglauben hinterlaſſen. Jetzt ſind die Rhoandrians bis etwa auf zwanzig Familien vermindert. Nur in der Provinz Anoſſi gibt es noch dergleichen, und man kann hoffen, daß die Inſel endlich von dem Joche und der Regierung dieſer Eroberer befreyet werden wird, die ſie verheert und mit einigen Ceremonieen des Muhammedanismus angeſteckt haben.

Die Malegaſchen ſind den Rhoandrians nur als freye Unterthanen unterworfen. Sie wechſeln ihre Oberhäupter nach Willkür,

Digitized by Google

und können ſich zu jedem hin begeben, der ihnen Glück und Ruhe zuſichert. Dieſe Inſulaner ſind zu muthig, um ſich einem läſtigen Joche zu unterwerfen; aber oft ſchadet ihre äußerſt große Leichtgläubigkeit, ohne daß ſie es denken können, ihrer Freyheit und dem Glücke ihrer Unternehmungen.

Wie ſollten auch dieſe, in der dickſten Finſterniß lebenden Völker ſich vor den Betriegereyen der Ombiaſſen hüthen können, da die aufgeklärteſten Nationen noch täglich von Betriegern und Scharlatanen hintergangen werden! Es ſcheint für den Menſchen ein Bedürfniß zu ſeyn, daß er ſich von Chimären unterjochen läßt. Selten iſt die Vernunft ſtark genug, ihn bis auf einen gewiſſen Punkt vor jener Liebe zum Wunderbaren zu behüthen, die ihn oft zu den lächerlichſten Täuſchungen hinreißt; und wenn er unter geſitteten Nationen dieſen unglücklichen Hang bisweilen mit Kunſt verbirgt, ſo thut er es bloß, weil er ſich ſeiner Schwachheit ſchämt.

Die Malegaſchen in der Provinz Anoſſi ſind lebhaft, fröhlich, gefühlvoll, erkenntlich, auch nicht ohne Einſichten und Fähigkeit. Sie lieben die Weiber leidenſchaftlich, laſſen in ihrer Gegenwart nie Traurigkeit

Digitized by Google

merken, und haben nichts Angelegentlicheres zu thun, als daß ſie dem andern Geſchlechte zu gefallen ſuchen. Dieß erhält hier mehr als in jedem andern Lande die Achtung und Ehrerbietung, die eben ſo billig als für das Glück der Geſellſchaft nothwendig iſt. Der Mann befiehlt hier nie als Deſpot, und die Frau gehorcht nie als Sklavinn; vielmehr hat das andre Geſchlecht in der Wagſchale der Macht das Übergewicht. Sie herrſchen durch Reize, Annehmlichkeit und Schönheit; denn, die Farbe abgerechnet, ſind die madekaſſiſchen Weiber ſchön; ſie haben einen ſchlanken Wuchs, angenehme feine Geſichtszüge, eine zarte Haut, glänzend weiße Zähne, und ſchöne blaue Augen mit einem glänzendbraunen Augapfel.

Es iſt nicht ſelten, daß die Reichen und die Oberhäupter mehrere Weiber beſitzen; indeß heirathen ſie nur Eins auf eine geſetzmäſſige Art, und die andern werden als Konkubinen angeſehen. Dieſe Gewohnheit hat in Madagaſkar keine unangenehmen Folgen; alle dieſe Weiber leben recht gut mit einander, und übrigens geht immer eine Scheidung vor, wenn die eheliche Verbindung dem Manne oder der Frau mißfällt. Doch bey der Scheidung wird das Heirathsgut

wechſelſeitig zurück gegeben. Man betrachtet in Madagaſkar den Ehebruch wie einen Diebſtahl, und beſtraft ihn auch ſo; auch wird der Eheſtand äußerſt in Ehren gehalten. Die Männer warnen die Fremden, ſich nicht an ihre Weiber zu machen; aber ſie bieten ihnen ihre Töchter an, und finden ſich geehrt, wenn dieſe Kinder von denſelben bekommen. Man erkennt die verheiratheten Weiber an ihren Haaren, welche geflochten und oben auf dem Kopfe zuſammen gebunden ſind; da hingegen die Mädchen ſie nachläſſig auf die Schulter herunter fallen laſſen. Die Männer ſind bey ihren Weibern immer zufrieden, und ihre Gegenwart macht ſie fröhlich. Sobald ſie dieſelben bemerken, fangen ſie an zu ſingen und zu tanzen, und wiederhohlen unaufhörlich, daß ſie die Sorgen des Lebens mildern. Die malegaſchiſchen Weiber ſcheinen glücklich zu ſeyn, und ſind immer in guter Laune. Ihr lebhaftes, fröhliches und ſich immer gleiches Temperament gefällt den Europäern außerordentlich.

Indeß die Malegaſchen im Kriege ſind, ſingen und tanzen ihre Weiber den ganzen Tag und ſelbſt einen großen Theil der Nacht hindurch. Sie glauben nämlich, dieſes unaufhörliche Tanzen belebe ihre Männer, und

Digitized by Google

vermehre ihre Stärke und ihren Muth. Kaum nehmen ſie ſich Zeit, ihre Mahlzeit zu genießen. Wenn der Krieg geendigt iſt, verſammeln ſie ſich bey Sonnenuntergang. Das Tanzen und Singen fängt dann immer bey dem Schalle mehrerer Inſtrumente auf eine ſehr lermende Art an. Ihre Lieder ſind theils Lobgeſänge, theils Satyren, und die Zuhörer ſchienen mir immer ſehr viel Antheil daran zu nehmen. Dieſe Spiele ſind ſehr nützlich, da man in ihnen ſchöne Handlungen preiſt und ſich über lächerliche aufhält. Sobald ein Mädchen bemerkt, daß ihre Geſundheit durch den Umgang mit den Europäern gelitten hat, entzieht ſie ſich dieſen fröhlichen Zuſammenkünften, um beißende Spöttereyen zu vermeiden, und um ſich von den Ombiaſſen, oder Ärzten des Landes, behandeln zu laſſen. Sie zeigt ſich nicht eher wieder in Geſellſchaft, als bis ſie völlig geheilt iſt. Dieſe Gewohnheit verhindert, daß die veneriſche Krankheit ſich auf dieſer Inſel nicht eben ſo ausbreiten kann wie in Europa. Übrigens haben die Ombiaſſen ein Mittel dagegen gefunden, das ſehr heilſam ſeyn ſoll. Ich erinnere mich nicht, wie die Pflanze heißt, deren ſie ſich bedienen *); doch

*) Es iſt ſehr zu bedauern, daß Herr Rochon

weiß ich, daß ihre Blätter denen von der Philaria gleichen. Die Ärzte ſchreiben der Kranken vor, dieß Blatt zu kauen und zu verſchlucken, und dabey wechſelsweiſe auf dem Bauche horizontal zu liegen. Sie darf nicht mit Decken belaſtet werden; und damit die Tranſpiration nicht geſtört wird, muß man, ſo lange das Arzeneymittel wirkt, rings um ſie her ein helles lebhaftes Feuer unterhalten. Am gewöhnlichſten ſetzt ſich die Krankheitsmaterie an der Fußſohle ab, und das Geſchwür, das daſelbſt entſteht, hat ſelten üble Folgen. Man ſorgt übrigens dafür, daß die Hitze des Feuers nicht allzu unbequem für die Kranke iſt. So weiß dieſes wilde Volk ſich in kürzerer Zeit als wir glücklich von einer Krankheit zu befreyen, die wir ihm mitgetheilt haben, und die bey uns ſo viele Verheerungen angerichtet hat.

Anſtatt die Wilden zu beklagen, daß ſie mit den Europäern bekannt geworden ſind, ſcheinen die meiſten Reiſenden Vergnügen

---

nicht Botaniker war. Eine Pflanze, die von ſo großem Nutzen in der Heilkunde ſeyn könnte, hätte wohl verdient, daß man genauer wüßte, ob man hier Filaria oder Phillyrea leſen ſoll.
G. F.

Digitized by Google

daran zu finden, ſie mit allen Arten von Schmähungen zu überhäufen. Auf ſolche Art hat man ihnen die Gaſtfreyheit, die ſie ſo edelmüthig und uneigennützig bewieſen haben, faſt immer vergolten! Man leſe nur Flaccourt; ihm zufolge ſollte man glauben, der Malegaſche ſey der größte Böſewicht, Betrieger und Schmeichler von der Welt. Er ſcheuet ſich nicht, zu verſichern, daß bey dieſen Inſulanern Rachſucht und Verrätherey für Tugenden, Mitleid und Erkenntlichkeit aber für Schwachheiten gelten. Solche ungereimte Deklamationen können indeß nur den täuſchen, der nicht mit Rouſſeau den Menſchen in ſeinem urſprünglichen Zuſtande ſtudirt hat. Kann denn ein Menſch, der ſich ohne Zwang den Regungen der Natur überläßt, wohl verderbt oder boshaft ſeyn? Wenn jemand aus einem civiliſirten Volke von einer heftigen Leidenſchaft beherrſcht wird, ſo ſtürzen ſeine mehr aufgereizten als befriedigten Begierden ihn in einen Abgrund, aus dem alle Stärke der Vernunft ihn nicht heraus ziehen kann. Der Wilde erfährt nichts Ähnliches, wenn er bey ſeinen Vergnügungen dem Antriebe ſeiner Sinne folgt. Was auch Reiſende ſagen mögen—ſchlechte Sitten finden ſich nur in dem Zuſtande der Civiliſirung. Die Schwierigkeit, ſeine Neigun-

gen zu befriedigen, lenkt den Menſchen von dem Wege ab, den die Natur ihm vorgezeichnet hat. Eine ſchlecht geleitete Erziehung, verderbliche Beyſpiele, vervielfachtes Intereſſe, frivole Neigungen und erkünſtelte Bedürfniſſe ſetzen in unſern Augen die menſchliche Natur ſo weit herab, daß einige Philoſophen dadurch auf den Gedanken gerathen ſind, wir würden mit einem geheimen Hange zum Laſter geboren. Der Naturmenſch, ſagt Hobbes, iſt ein boshaftes Kind. Aber fern ſey von uns eine ſo widrige Idee! Wir wollen in unſeres Gleichen gute und mitleidige Weſen ſehen! Ich habe den Charakter und die Gebräuche der Einwohner von Madagaſkar mit einiger Sorgfalt ſtudirt, verſchiedene Male Verſammlungen von ihnen beygewohnt, worin wichtige Angelegenheiten verhandelt wurden, ihre Tänze, Spiele und Zeitvertreibe beobachtet, und bey ihnen die kluge Mäſſigung gefunden, die ſie vor den ſchädlichen Ausſchweifungen, den bey policirten Nationen ſo gewöhnlichen Laſtern, ſichert.

Zwar haben die Malegaſchen bisweilen Verrätherey gebraucht; aber dann waren ſie durch die Tyranney der Europäer dazu gezwungen. Der Schwache hat ja gegen den Starken keine andere Waffen; und kann je-

nes Volk ſich anders gegen unſer Geſchütz und unſre Bajonette vertheidigen? — Zur Vergeltung der Gaſtfreyheit, die ſie uns ſo edelmüthig beweiſen, werden ſie von uns äußerſt tyranniſch behandelt; und wir nennen ſie Verräther und Feige, wenn wir ſie zwingen, das Joch zu zerbrechen, das wir ihnen ſo gern auflegen! Dieſe traurigen Wahrheiten ſind durch den Untergang verſchiedener Etabliſſements, welche die Europäer auf Madagaſkar zu errichten verſucht haben, nur allzu ſehr beſtätigt. Der Kapitän Picault erhielt im Jahre 1642 für ſich und ſeine Handelsgenoſſen das ausſchließende Privilegium, Handel mit Madagaſkar zu treiben, und um eben die Zeit ward einer Geſellſchaft von reichen Kaufleuten durch einregiſtrirte Patente der Handel mit dieſer Inſel bewilligt. Pronis bekam den Auftrag, Madagaſkar im Namen des Königs in Beſitz zu nehmen; auch hatte er Befehl, an einem fruchtbaren Orte, der ſich befeſtigen ließe, und bey dem man ſicher und leicht landen könnte, ein Etabliſſement anzulegen. Er wählte das Dorf Manghefia, welches in 24° 30′ S. Br. an dem äußerſten Ende der Provinz Karkanoſſi liegt. Dieſer Ort ſchien allem, was man zur Abſicht hatte, zu entſprechen. Die zahlreichen Herden von

Digitized by Google

Rindvieh, die es rings umher gibt, und die fruchtbaren Reiß- und Batattenfelder benahmen ihm alle Unruhe über Mangel an Lebensmitteln. Ein ſchiffbarer Strom, der am Fuſſe des Berges Siliva entſpringt, bewäſſert Wieſen von unermeßlichem Umfange; Zimmer- und Schiffbauholz iſt in der Nähe bequemer Werfte, und der Hafen wird durch die kleine Inſel St. Lucie gänzlich vor dem Winde geſchützt.

Kaum hatte Pronis ſich in Manghefia niedergelaſſen, ſo brachte der Kapitän Reſimont ihm aus Frankreich ſiebzig Mann, um ſeine kleine Kolonie zu verſtärken; aber wegen der ungeſunden Luft ſtarb in einem Monathe ein Drittheil der Franzoſen. Pronis ſah ſich genöthigt, dieſes erſte Etabliſſement zu verlaſſen, ſo vortheilhaft auch die Lage deſſelben war. Er begab ſich nun mit den Überreſten ſeiner kleinen Kolonie ſchnell nach der Halbinſel Tholanger, die in 25° S. Br. liegt und eine geſundere Luft hat.

Dieſe Halbinſel wird unvermerkt breiter; es iſt daher leicht, ſie durch Reduten und Palliſaden zu verſperren, und ſie auf dieſe Art vor den Unternehmungen der Inſulaner zu ſichern. Das daſelbſt erbauete Fort be-

Digitized by Google

herrſcht die Rhede, und iſt um hundert und funfzig Fuß höher als die Meeresfläche. Ein Feind, der hier vor Anker läge, würde das Feuer von den Batterien, das die Rhede beherrſcht, nicht aushalten. Eine ſteile und von Brandungen umgebene Küſte macht das Landen ſchwer, und der Zugang zu dem Fort würde unmöglich ſeyn, wenn man noch einige Fortifikationen hinzu fügte. Dieſes Fort, welches Fort Dauphin genannt wird, iſt ein längliches Viereck und mit guten Mauern umgeben, die mit Kalk und Sand gebauet, und mit einem vortrefflichen Cement bekleidet ſind. Die Seite nach der Rhede zu iſt nicht geſchloſſen, weil man es unnütz fand. Der Ankergrund iſt vortrefflich; ein Schiff würde eher ſeine Taue zerreißen als die Anker ſchleppen. Der ſchöne Fluß Fanſcher, der an dem Fuſſe der hohen Berge von Manghabey entſpringt, ergießt ſich zwey Stunden weit von dem Fort Dauphin, und ſehr nahe bey dem Kap Ranevat, in das Meer. Dieſer Fluß ſpeiſet einen großen See, den die Inſulaner den See Ambul nennen. Er hat zehn tauſend Toiſen im Umfange, und ſeine mittlere Tiefe beträgt vierzig Fuß. Dieſer See würde ein vortrefflicher Hafen ſeyn, wenn der Kanal, durch den er mit dem Meere in Verbindung iſt, nicht oft von Triebſand

verſtopft wäre. Es gibt Zeiten, wo große Fahrzeuge in dieſes Baſſin einlaufen könnten; aber ſie ſind ſelten. Der Strom muß bey einem plötzlichen Anſchwellen mit Gewalt die Sandbank zurück treiben, welche die Fluth und der Wind täglich vor ſeiner Mündung aufhäufen. Dieſe Barren entſtehen da, wo der Strom des Waſſers mit der Gewalt der Fluth im Gleichgewichte iſt. Es wäre vielleicht nicht unmöglich, die Durchfahrt frey zu machen und die Bank wegzuſchaffen, welche die Schiffe am Einlaufen in dieſen ſchönen Hafen verhindert. Man müßte in einer angemeſſenen Entfernung und in einer Richtung, die ſich nur nach ſorgfältigen Beobachtungen an Ort und Stelle beſtimmen läßt, einige alte, mit Ballaſt beladene Schiffgerippe verſenken. Alle Mittel, einen Damm im Meere zu errichten, ſind zu dieſem Endzwecke gut; aber die Anwendung von alten Schiffsgerippen ſcheint mir das bequemſte, ſchnellſte und am wenigſten koſtbare. Übrigens muß eine Erfahrung von dieſer Art, wie ſie auch ausfallen mag, nothwendig nützlich und belehrend werden.—Der Fluß Fanſcher iſt funfzehn bis zwanzig Stunden weit ſchiffbar, und die Arbeiten, die zur Vervollkommnung der Fahrt auf ihm noch nöthig wären, ſind unbeträchtlich.

Die Landſpitze Itaper, im Norden von Fort Dauphin, ſchließt im ſüdlichen Theile die große Bay Lukar. Die Inſel St. Klara ſchützt ſie vor den Seewinden, und verhüthet, daß die Mündung des kleinen Fluſſes Itaper nicht, wie die von dem Fanſcher, verſtopft werden kann. Der Hafen liegt unter dem Winde der Inſel; die Seefahrer beſuchen aber dieſen Ankerplatz nicht oft, weil die Bay Lukar voller Klippen iſt.

Die Halbinſel Tholanger war für den glücklichen Fortgang der Niederlaſſung unter Pronis ſehr günſtig, da das reiche und fruchtbare Thal Ambul und die Nähe mehrerer ſchiffbaren Flüſſe alle Beſorgniſſe wegen der Anſchaffung von Lebensmitteln hoben. Gruben von Eiſen und vorzüglich gutem Stahle, Hanf, Harze, Theer, Zimmer- und Schiffbauholz—das alles ſind Vortheile, die ein kluger und einſichtsvoller Gouverneur gewiß nicht vernachläſſigt haben würde; aber Pronis war ein Mann ohne Talent und Induſtrie. Der Müſſiggang, worin er und die ſämmtlichen unter ſeinem Befehle ſtehenden Franzoſen lebten, ſtürzte die Kolonie in alle die Unordnungen, die er gewöhnlich hervor bringt. Auf Ungebundenheit folgte Empörungsgeiſt; und bald legten die,

Digitized by Google

welche ihrem Befehlshaber Unterwerfung und Gehorſam ſchuldig waren, ihn in Ketten. Pronis blieb ſechs Monathe lang in Gefangenſchaft, bis ihn ein Schiff, das aus Frankreich die jetzt höchſt nothwendigen Lebensmittel brachte, wieder befreyete. Aber kaum war dieß geſchehen, ſo machte er ſich eines neuen Verbrechens ſchuldig; er verkaufte nämlich an van der Meſter, Gouverneur von St. Mauritius (dem jetzigen Isle de France), öffentlich die unglücklichen Malegaſchen, die im Dienſte der Kompagnie ſtanden; und — was den Unwillen der Inſulaner im höchſten Grade erregte — es befanden ſich unter dieſen Sklaven ſechzehn Weiber von dem Stamme der Lohavohits.

Sobald die Kompagnie dieſes ſtrafbare Verhalten erfuhr, nahm ſie dem Befehlshaber ſeine Beſtallung. Flaccourt ward an ſeiner Stelle gewählt; er kam aber erſt zu Ende des Decembers 1648 zu Fort Dauphin an. Wir haben von ihm eine umſtändliche Nachricht von dem, was unter ſeiner Adminiſtration vorgefallen iſt, und ſo brauche ich die Ungerechtigkeiten und die Gewaltthaten, welche dieſer Gouverneur gegen die unglücklichen Inſulaner verübte, nicht zu ſchildern. Im Jahre 1661 ſchickte er vierzig Franzo-

Digitized by Google

ſen mit einem Truppe bewaffneter Schwarzen aus, um die fruchtbare Gegend des Fanſcher mit Feuer und Schwert zu verheeren. Die Art, wie dieſer Befehlshaber die ihm ſo edelmüthig erwieſene Gaſtfreyheit verletzte, kann in einem aufgeklärten Jahrhunderte keinen Vertheidiger finden; und wie ſollten wir es heut zu Tage wagen, wilde Nationen, die ſich für unſre Tyranney zu rächen ſuchten, der Treuloſigkeit zu beſchuldigen! — Flaccourt wußte ſich zwar bey den Franzoſen, die unter ſeinen Befehlen ſtanden, beſſer Gehorſam zu verſchaffen als Pronis; aber er zeigte nicht, daß er die Grundſätze des Naturrechts beſſer kannte. Mag Flaccourts Geſchichte von Madagaſkar leſen, wer Muth dazu hat; wir wollen ſehen, ob ſeine Nachfolger weniger unmenſchlich geweſen ſind.

Fort Dauphin brannte im Jahre 1655 ab, und ward erſt 1663 wieder aufgebauet. Der damalige Gouverneur, Chamargou, ſchickte la Caſen aus, um den nördlich von dem Lande der Matatanen gelegenen Theil der Inſel zu unterſuchen. La Caſe vollzog dieſen Auftrag mit vieler Einſicht. Es wird vielleicht nicht unnütz ſeyn, wenn ich hier etwas über den Charakter dieſes Mannes ſage, deſſen Andenken auf Madagaſkar noch

berühmt iſt. La Caſe war ein angenommener Name; eigentlich hieß der Mann le Vacher, und war aus Rochelle gebürtig. Bey ſeiner Ankunft zu Fort Dauphin ſtanden die Franzoſen bey den Inſulanern in gar keiner Achtung, und die Kolonie in dem Fort war, ſo viel ſie auch gekoſtet hatte, in einem ſehr elenden und beklagenswerthen Zuſtande. La Caſe unternahm es, den Ruf des franzöſiſchen Volkes wieder herzuſtellen, und es gelang ihm. Wegen ſehr vieler Siege gaben die Malegaſchen ihm den Beynamen Dian Puſſe. Eine größere Ehre konnten ſie ihm nicht erweiſen; denn Dian Puſſe hieß ein Oberhaupt, das ehemals die Inſel eroberte, und deſſen Andenken bey dieſen Völkern noch ſehr geehrt wird.

Nur die Franzoſen ließen la Caſen nicht die Gerechtigkeit widerfahren, die er für ſeine Tapferkeit und ſein gutes Verhalten verdiente. Der Gouverneur von Fort Dauphin war eiferſüchtig auf den Ruhm, den jener ſich durch die geſchickte Vollziehung der ihm gegebenen ſchwierigen Aufträge erworben hatte, und weigerte ſich, ihn zu belohnen und zu befördern. Der Beherrſcher der Provinz Ambul, Namens Dian-Raſſitat, benutzte das gerechte Mißvergnügen des la

Caſe, um ihn an ſich zu ziehen. Fünf Franzoſen folgten dieſem, und verließen Fort Dauphin. Dian=Nong, die Tochter des Dian=Raſſitat, verliebte ſich heftig in la Caſen, und bot ihm, mit Bewilligung ihres Vaters, ihre Hand an. Dieſer alte und ſchwache Fürſt hatte am Rande ſeines Grabes den Troſt, das Glück ſeiner Unterthanen dadurch zu ſichern, daß er ſeinen Schwiegerſohn zum unumſchränkten Herrn der reichen und fruchtbaren Provinz Ambul machte. La Caſe ſchlug, als er Dian=Nong zur Gattinn nahm, den Titel und die Ehre aus, die in dieſem Lande mit der höchſten Macht verbunden ſind, und wollte nur als der erſte Unterthan ſeiner Frau angeſehen ſeyn, die bey dem Tode ihres Vaters zur Monarchinn erklärt ward. La Caſe ward von Dian=Nong, die mit einer reitzenden Geſichtsbildung großen Muth und ſeltne Eigenſchaften verband, zärtlich geliebt, und von ſeiner Familie, ſo wie von den Ambulern, deren Vater er war, verehrt; doch für das Gedeihen der franzöſiſchen Niederlaſſung im Fort Dauphin konnte er nur ohnmächtige Wünſche thun. Er durfte ſeinen Landsleuten nicht zu Hülfe kommen, ob er gleich wußte, daß ſie ſich in der größten Noth befanden. Chamargou hatte auf des la Caſe Kopf und auf den Kopf der fünf

Digitized by Google

Franzoſen, die ihm nach Ambul gefolgt waren, einen Preis geſetzt. Die Oberhäupter in der Nachbarschaft des Forts waren äußerſt aufgebracht darüber, daß man dem Leben eines Mannes nachzuſtellen wagte, für den ſie die tiefſte Ehrfurcht hatten, und weigerten ſich einmüthig, dem Fort Lebensmittel zu verſchaffen. Zu den Fiebern und anderen Krankheiten, welche die Anzahl der Franzoſen bis auf achtzig vermindert hatten, kam nun noch eine gänzliche Hungersnoth. Unſre Niederlaſſung im Fort Dauphin war ihrem gänzlichen Untergange nahe, als die Ankunft eines Schiffes unter dem Befehle eines Edelmannes aus Bretagne, Namens Kerkadio, den Übeln, welche die Kolonie betroffen hatten, auf einige Zeit abhalf. Seitdem die Franzoſen nach Madagaſkar gekommen waren, hatten ohne Unterlaß Unordnung und Verwirrung unter ihnen geherrſcht. Die Inſulaner haßten ſie, und fingen ſogar an ſie zu verachten. Unſre Tyranney hatte ſie empört, aber unſre innerliche Uneinigkeiten das Schrecken vermindert, das die Überlegenheit unſerer Waffen ihnen Anfangs verurſachte. Der Kapitän Kerkadio ſah ein, daß die Hülfe, die er aus Frankreich brachte, nicht von langer Dauer ſeyn konnte. Dieſer brave Offizier, der weder die Vorurtheile, noch die Härte

ſeines Standes hatte, hielt es für nöthig, Chamargoun zu bewegen, daß er ſich wieder mit la Caſen verſöhnte. Er ſtellte ihn vor, daß er einen Mann, der durch ſein Verheirathung mit Dian-Nong nicht bloß un umſchränkter Herr von der Provinz Ambul ſondern auch Souverän der ganzen Inſe Madagaſkar geworden wäre, nicht meh als ſeinen Subaltern anſehen müſſe. Wa konnte auch wohl unglücklichere Folgen für die Franzoſen haben als unſinnige Halsſtarrigkeit eines Chefs von einer faſt zu Grunde gehenden Kolonie, wenn er darauf beſtand, einen eben ſo mächtigen als geehrten Mann, der ihn mit Einem Worte zu vernichten im Stande war, wie einen Rebellen zu behandeln! Kerkadio verzweifelt indeß, daß ſeine Gründe auf den von Vorurtheilen eingenommenen und aufgebrachten Chamargou Eindruck machen würden; dahe wandte er ſich an einen unterrichteten Advokaten, der ſich durch einen nicht gewöhnlichen Zufall mit ihm eingeſchifft hatte, und bat ihn dringend und als Freund, alle ſeine Talente anzuwenden, um den Gouverneur über ſeinen und der ihm anvertrauten Kolonie wahren Vortheil zu belehren.

Daß dem Advokaten dieſes ſchwere Unter-

nehmen gelang, hatte er weniger ſeiner Beredſamkeit als der Ehre zu verdanken, daß der Marſchall de la Meilleraye ihn kannte und ſein Beſchützer war. Sobald er dem Gouverneur Chamargou zu verſtehen gab: er könne nicht umhin, dem Marſchalle von dem Unglücke und vielleicht von dem Untergange des Forts Dauphin Rechenſchaft zu geben; ſo ward der vorher ſo ſtolze, unbiegſame Gouverneur, welcher dem Hunger und dem Tode trotzte, und die traurigen Überreſte der ihm anvertrauten Kolonie ſeiner Rachſucht aufopfern wollte, plötzlich beſorgt und furchtſam. Schon der bloſſe Name des Marſchalls ſetzte ihn in Schrecken. Er ließ den Kapitän Kerkadio bitten, ihm ſeine Hartnäckigkeit zu verzeihen, und ſuchte ihn auf alle nur mögliche Art zu bewegen, daß er ihn mit la Caſen ausſöhnen ſollte, wobey er ſich ſchon im Voraus zu jeder Genugthuung, die man von ihm fordern würde, anheiſchig machte. Kerkadio reiſte in Begleitung des Advokaten nach Ambul ab, und die Unterhandlung, die er übernommen hatte, ging ſchnell und leicht von Statten. La Caſe verachtete die vergeblichen Bemühungen ſeiner Feinde; denn dieſer würdige Mann hatte kein lebhafteres Verlangen, als ſeinen Landsleuten nützlich zu ſeyn. Er eilte ihnen zu Hülfe, ſobald man

ihm Erlaubniß dazu gab, und brachte Frieden und Überfluß mit ſich nach dem Fort Dauphin. So lange man ſeinen Rath befolgte, litt die dortige Niederlaſſung nicht mehr durch Unordnung und Elend.

Dian=Nong zeigte ſich nicht weniger großmüthig als ihr Mann. Jeder Franzoſe—ſo ſtark iſt die Macht der Tugend!—fühlte ſich wahrhaft von dem heroiſchen Muthe dieſer Frau gerührt, welche Herrſchaft genug über ſich hatte, um das Andenken an das ihrem Manne zugefügte Böſe ganz zu unterdrücken. Sie folgte jenem ſanften Antriebe oder vielmehr jenem angebornen Bedürfniſſe des Menſchen, ſeines Gleichen zu helfen, wenn er ihn in Noth ſieht.

Der Advokat genoß mit ſeinem Freunde Kerkadio zugleich das Glück, Frieden und Überfluß in dem Fort Dauphin wieder hergeſtellt zu haben; doch vergaß er dabey die verabſcheuenswerthe Liſt nicht, die ihn ſeinen werthen Studien und ſeinem Stande entriſſen hatte. Er irrte ſeit mehreren Jahren ohne Zweck und Plan auf einem ſtürmiſchen Meere umher, und durchſtreifte entfernte Länder, ohne daß Neigung oder Vortheil ihn antrieb, ſie zu beſuchen. Seine

Digitized by Google

Wünſche waren nur auf ſein Vaterland gerichtet; ſie konnten aber erſt nach neuen Beſchwerlichkeiten erfüllt werden. Möchte doch ſeine Geſchichte Leichtgläubigen zur Warnung dienen! Seine Familie hatte den Befehl nachgeſucht und ausgewirkt, daß ſein Bruder wegen übler Aufführung nach Madagaſkar gebracht werden ſollte. Der Advokat, dem man den Auftrag gab, dieſen Befehl vollziehen zu laſſen, war ſo unvorſichtig, daß er ſich in Nantes einem von jenen dienſtfertigen Menſchen anvertraute, die das unſelige Talent haben, den Fremden Zutrauen einzuflößen und es zu benutzen. Der letztere fand es drollig, den Advokaten einſchiffen und den Bruder entkommen zu laſſen. Durch dieſen doppelten Betrug bemächtigte er ſich dann der Börſe von beiden *).

La Caſe blieb nur ſo lange im Fort Dauphin, als es durchaus nöthig war, um daſelbſt Überfluß und Ruhe wieder herzuſtellen.

---

*) Hier folgt in dem Originale eine lange, nichts Neues enthaltende Betrachtung über Verbrechen, Strafen und verwandte Gegenſtände. Man würde ſie wohl in jedem andern Buche eher ſuchen als in einer Reiſe nach Madagaſkar; ſie konnte daher in der Überſetzung füglich weggelaſſen werden.

Digitized by Google

Seiner Gattin Dian-Nong gefiel es dort gar nicht, und ihre beſonderen Angelegenheiten riefen ſie wieder nach Ambul; überdieß war Chamargou mehr eiferſüchtig über la Caſens glücklichen Erfolg als erkenntlich für die ihm von jenem geleiſteten Dienſte, und er würde demſelben unfehlbar Mißvergnügen verurſacht haben. La Caſe konnte hieran um ſo weniger zweifeln, da der Gouverneur nicht, ſo wie die übrigen Perſonen der Kolonie, in ihn drang, daß er in dem Fort bleiben ſollte. Aber in eben dem Augenblicke, da die Franzoſen, zwey hundert an der Zahl, in der fruchtbaren Provinz Karkanoſſi beträchtliche Impoſten erhoben und den Inſulanern Geſetze vorſchrieben, verwüſtete aufs neue ein bürgerlicher Krieg dieſe ſchönen Gegenden, und machte la Caſens Dienſte nothwendig. Dieſer noch mehr für die Franzoſen als für die Malegaſchen unglückliche Krieg ward durch den unüberlegten Religionseifer eines Miſſionarius veranlaßt. Dian Manange, Beherrſcher der Provinz Mandrarey, ein mächtiger, verſtändiger, muthiger Mann und ein treuer Bundesgenoſſe der Franzoſen, hatte den Pater Stephan vom Orden der Lazariſten, Superior der Miſſion von Madagaſkar, in ſeinem Donack auf eine ſehr aus-

Digitized by Google

gezeichnete Art aufgenommen. Der Pater, dem die guten Eigenſchaften des Dian Manange gefielen, bildete ſich ein, es würde ihm leicht werden, ihn zu bekehren. Als der letztere das Vorhaben merkte, glaubte er, ſeine Freundſchaft für die Franzoſen und beſonders die Empfehlung ſeines Freundes la Caſe forderten von ihm, daß er dem eifrigen Miſſionar zuvor ſagte, wie unnütz ſeine Bemuhungen wären. Die Malegaſchen mögen gern öffentlich ſprechen; daher verſammelte Dian Manange ſeine Weiber und ſeine Hausleute, um dem Pater Stephan in ihrer Gegenwart zu erklären, daß nichts im Stande wäre, ihn von ſeinen Gewohnheiten abzubringen.

„Ich beklage, ſagte er zu dem Pater, deine Thorheit, daß du verlangſt, ich ſoll in meinen Jahren mein Glück und die Freuden, die ich in meinem Donack rings um mich habe, deinem Willen aufopfern; ich beklage dich, daß du deſſen beraubt biſt, was die Sorgen des Lebens vertreibt. Du erlaubſt mir, mit Einem Weibe zu leben; aber iſt Ein Weib ein Glück—warum ſollten denn viele Weiber ein Übel ſeyn, wenn Friede und Eintracht unter ihnen herrſchen? Siehſt du unter uns irgend eine Spur von

Eiferſucht oder Haß? Nein! alle unſere Weiber ſind gut; alle ſuchen mich glücklich zu machen, und ich bin mehr ihr Sklave als ihr Herr. Doch, wenn deine Grundſätze ſo nützlich, ſo nothwendig ſind—weßhalb befolgen deine Brüder im Fort ſie nicht? weßhalb zwingſt du ſie nicht, ſie zu beobachten? Sie müſſen den Werth und den Nachdruck deiner Worte beſſer kennen als ich. Glaube mir, Freund, ich will dich nicht betriegen. Es iſt mir unmöglich meinen Gewohnheiten zu entſagen, und ich werde ſie nur mit meinem Leben verlaſſen. Aber ich erlaube dir, deinen Eifer an den Völkern zu zeigen, die meiner Herrſchaft unterworfen ſind. Auch über meine Familie und meine Kinder gebe ich dir die Macht; ſie wird dir aber nicht viel helfen, wenn du deine Lehren nicht nach unſern Sitten und Gebräuchen einzurichten weißt."

Der Pater Stephan beantwortete dieſe Rede nur mit dem unbedingten Befehle: Dian Manange ſollte augenblicklich alle ſeine Weiber verſtoſſen und nur eine einzige behalten; ja, er vergaß ſich ſo weit, daß er ihm verwegen drohete: wenn er den Befehl nicht augenblicklich befolgte, ſo ſollten die Franzoſen ihm ſeine Weiber mit Gewalt

wegnehmen. Man kann leicht denken, daß eine ſo unerwartete Heftigkeit Alles in dem Donack unwillig machen und empören mußte. Die Weiber fielen über den Miſſionar her, und überhäuften ihn mit Schmähungen und Schlägen; ja, ſie würden ihn in ihrer Wuth unfehlbar erwürgt haben, wenn Dian Manange, ungeachtet der ihn beſtürmenden Unruhe, ihm nicht eilig zu Hülfe gekommen wäre. Er mußte alle ſeine Autorität brauchen, daß er in einem Augenblicke mit dem Mönche allein bleiben konnte; dann entließ er ihn mit einem reichen Geſchenke. Er that noch mehr: er verlangte von dem Miſſionar vierzehn Tage Bedenkzeit, um ſich über die wichtige Angelegenheit ſeiner Bekehrung zu entſchließen. Aber dieſer Aufſchub, den er ſo dringend forderte, und den der Miſſionar kaum zugeſtand, hatte einen ganz andern Zweck. Dian Manange wollte nur Zeit gewinnen, ſich aus ſeiner Provinz Mandrarey zu entfernen, ohne daß er von den Franzoſen verfolgt zu werden fürchten durfte. Sobald er dann glaubte, daß er es mit Sicherheit könnte, brach er mit ſeinen Weibern und Sklaven auf, um ſich nach dem Lande der Maſchikoren zu flüchten, das fünf und zwanzig Stunden von dem Fort Dauphin entfernt iſt.

Digitized by Google

Sein Aufbruch ging nicht ſo geheim vor ſich, daß er dem Pater Stephan, der ſogar in dem Donack Spione hätte, hätte unbekannt bleiben können. Vergebens ſuchte Chamargou den Miſſionar bey ſich zurück zu halten; dieſer hörte nur auf ſeinen Religionseifer, und faßte den unbeſonnen Entſchluß, dem Dian Manange nach dem Lande der Maſchikoren zu folgen. Ein Lazariſt, noch ein Franzoſe und ſechs Küchenjungen oder Bedienten, welche ſeine Prieſterkleidung trugen, begleiteten ihn auf dieſer gefährlichen Miſſion. Nach vielfältigen Beſchwerlichkeiten und Hinderniſſen kam er in der erſten Faſtenwoche des Jahres 1664 zu Dian Manange. Dieſer war über den Muth des Mönches mehr erſtaunt als erſchrocken, bezeigte ihm tiefe Ehrfurcht, und nahm ihn ſo auf, wie er es gar nicht erwarten konnte. Vergebens bat er ihn inſtändigſt, von dem Vorhaben, ihn zu bekehren, abzulaſſen, weil es ſich nicht mit ſeinen Sitten und Gebräuchen vertrüge. Der Pater Stephan riß ihm, ſtatt aller Antwort, ſein Oli und ſeine Amulete ab, warf ſie ins Feuer, und erklärte ihm Krieg. Es wird wohl nicht befremden, daß ein ſo heftiges Verfahren ihm und allen ſeinen Begleitern augenblicklich das Leben koſtete. Dian Manange ließ ſie

todtſchlagen, und ſchwor zugleich das gänzliche Verderben der Franzoſen. Um dieſen ſchrecklichen Eid deſto ſicherer halten zu können, ſchickte er ſeinen Sohn, der getauft worden war, an ſeinen Schwager Lavatange (la Vatangue), um ihn zu unterrichten, was für Bewegungsgründe ihn vermocht hätten, ſich von der Tyranney der Franzoſen zu befreyen, deren ſtrafbare Abſichten auf nichts Geringeres hinaus liefen, als die Gebräuche, die Sitten und die Religion des Landes umzuſtoſſen. Er ſetzte hinzu: ſein Oli (eine Art von Amulete, das die Inſulaner um Rath befragen) habe ihm befohlen, dieſelben, auch mit Gefahr ſeines Lebens, zu vertheidigen. Noch verſicherte er Lavatangen: die Franzoſen wären unfähig geworden, zu ſiegen, weil ſie es gewagt hätten, ſo ſtrafbare Ausſchweifungen zu begehen. Im Zorne benachrichtigte er ſeinen Schwager auch, daß Chamargou vierzig Franzoſen nach der weſtlichen Küſte geſchickt hätte, die er leicht überfallen und niedermachen könnte. „Ich ſchicke dir meinen Sohn, ſetzte er zum Schluſſe ſeines Briefes hinzu, daß er ſich an die Spitze des Heeres ſtellen ſoll, welches du abſchicken wirſt, um die Franzoſen anzugreifen und zu vernichten. Mein Oli inſpirirt mich; und du weiſt, welches Un=

glück uns befällt, wenn wir das, was es uns gebietet, nicht treu befolgen. Mein Sohn wird dir alles, was vorgegangen iſt, umſtändlich erzählen; du wirſt über das treuloſe Verfahren dieſer Fremden gegen ihren getreueſten Bundesgenoſſen in Unwillen gerathen."

Es war ein großes Glück für Lavatangen, daß er von der Reiſe der vierzig Franzoſen Nachricht erhielt. Er hatte nur ſo eben noch Zeit, ſich in Bereitſchaft zu ſetzen; denn zwey Tage nach der Ankunft ſeines Neffen meldeten ihm ſeine Spione, daß die Franzoſen eine Stunde weit von ſeinem Dorfe gelagert wären. Er ließ den letzteren Reiß, Honig und vier Ochſen anbieten, und erſuchte ſie, ihm doch den Endzweck ihrer Reiſe zu ſagen, weil er noch niemals eine ſo große Anzahl Europäer in dem Innern der Inſel geſehen hätte. La Forge, der das Detaſchement kommandirte, ließ Lavatangen antworten: er habe Befehl, ſein Land der Herrſchaft des Fort Dauphin zu unterwerfen. Der letztere gerieth über ein ſo unerwartetes Unternehmen in Schrecken, bat ihn um Frieden, und trug ihm vier hundert Ochſen an, wobey er bemerkte: ſein Land Háe-Fontſchi liege zu weit von dem

Fort, als daß er ſich den Haß der Franzoſen habe zuziehen können. La Forge verwarf den Vorſchlag mit Verachtung; ja der Unſinnige wagte es zwanzig tauſend Ochſen als die Friedensbedingungen zu verlangen. Lavatange gab auf eine ſo ausſchweifende Forderung keine Antwort, ſondern ließ die Abenteurer todtſchlagen, als ſie gerade ein Zuckerrohrfeld verheerten.

Man erfuhr im Fort Dauphin die näheren Umſtände von dem Unglücke der vierzig nach der Weſtküſte ausgeſchickten Abenteurer durch einen Portugieſen, der allein dem Blutbade entrann, weil er ſich in einen großen, mit Schilf bewachſenen und übel riechenden Sumpf flüchtete. Er blieb daſelbſt zwey Tage lang verborgen, wobey ihm das Waſſer bis an den Hals ging. Die Inſulaner wollten ſich nicht hinein wagen, und ſteckten daher das Schilf in Brand, um den Portugieſen zu nöthigen, daß er heraus kommen müßte; aber durch den dicken Rauch, den dieſer Brand verurſachte, hatte er das Glück ihrer Verfolgung zu entgehen. Den Inſulanern lag viel daran, dieſen Menſchen zu tödten, damit Chamargou ſie nicht vor der Ankunft des Dian Manange, der mit ſeinem Heere noch in dem Lande der Ma-

ſchikoren war, angreifen könnte. Der Portugieſe berichtete nun: es wäre mit ihrer Reiſe bis dahin, daß ſie auf Lavatangen geſtoſſen, alles völlig glücklich gegangen; ihre Menge hätte die Dörfer, durch die ſie gekommen, in Schrecken geſetzt, und die Oberhäupter ohne alle Schwierigkeit die geforderten Kontributionen bezahlt; endlich wären ſie in Begriff geweſen, die Früchte einer langen und beſchwerlichen Reiſe zu genießen, als die unerſättliche Raubgierde ihres Befehlshabers an ihrem Verderben und an dem Verluſte ihrer reichen Beute Schuld geweſen ſey.

Chamargou hätte in dieſem Vorfalle nichts anders ſehen ſollen als gerechte Beſtrafung der unglücklichen Landſtreicher, welche Gegenden verheerten, auf die ſie gar kein Recht hatten; aber ſtatt dieſen Unterricht zu benutzen, faßte er den verderblichen Entſchluß, die Wohnplätze der Inſulaner mit Feuer und Schwert zu verwüſten. Er rückte mit dreyßig Franzoſen und einem kleinen Heere von Manambuln aus, ließ Weiber und Kinder niederhauen, brannte alle Dörfer ab, die er auf ſeinem Wege fand, und bemächtigte ſich des Dian Manangen gehörenden Donacks. Der Pater Mannier,

der einzige noch übrige Miſſionar, trug die Standarte.—Ich werde hier keine umſtändliche Nachricht von dieſem barbariſchen Zuge geben. Ein Augenzeuge, der nachher Provinzial-Kommiſſarius der Artillerie ward, hat ihn in einem Werke unter dem Titel: Voyage de Madagascar, par M. V., beſchrieben.

Die Handſchriften, die ich benutze, ſtimmen nicht in allen Umſtänden mit dieſem Schriftſteller überein; aber wie es ſcheint, ward Chamargou durch gänzlichen Mangel an Lebensmitteln gezwungen, ſich wieder nach dem Fort Dauphin zurück zu ziehen. Als er hierbey über den großen Fluß Mandrarey zu gehen ſuchte, zeigte ſich Dian Manange, der ſeinen Bewegungen auflauerte, an dem entgegengeſetzten Ufer mit einer Arme von ſechs tauſend Mann, um ſich ſeinem Übergange zu widerſetzen. Dian Manange, der das Chorhemd und das viereckige Barrett des Miſſionarius Stephan trug, trotzte an der Spitze ſeines Heeres den Franzoſen, die beynahe vor Elend ſtarben. Während der Zeit kam la Caſe heran, und brachte zehn Franzoſen nebſt 3000 Androſacen mit, die ſeine oder vielmehr ſeiner Gattinn, Dian-Nong, Unterthanen waren. Augenblicklich

Digitized by Google

ſtürzte dieſer tapfere Mann ſich in den Fluß, gab Feuer auf den Feind, und nöthigte denſelben noch mehr durch den Schrecken ſeines Namens als durch die Gewalt ſeiner Waffen die Ufer des Fluſſes zu verlaſſen und zu fliehen. La Caſe verfolgte ihn, obgleich die Annäherung der Nacht ihn hätte davon abhalten ſollen. Er erkannte den Dian Manange mitten unter einer zahlreichen Schar von Inſulanern, und wollte über ihn herfallen; aber Rabazé, Dian Mananges Freund und Günſtling, hatte den Muth ihn aufzuhalten, und ſein Leben aufzuopfern, um ſeinen Oberherrn zu retten. Nur die Nacht konnte dem Morden Einhalt thun. Aber nach dieſem blutigen Kriege befand das Fort Dauphin ſich aufs neue in der beklagenswertheſten Noth: die Oberhäupter ſchickten keine Lebensmittel mehr, und fingen die auf, die man von weitem her hohlte. Dian Manange, der auf die Herrſchaft über einen großen Theil der Inſel Madagaſkar Anſpruch machte, bedrohete unſre Niederlaſſung mit einem furchtbaren Heere; und ſeine bloſſe Anweſenheit würde ſie ausgehungert haben, wenn nicht la Caſe fünf tauſend Stück Hornvieh in das Fort geſchickt hätte. Alle Expeditionen dieſes außerordentlichen Mannes hatten vollkommen glücklichen Erfolg; mit dreyzehn

Franzoſen und zwey tauſend Androſacen ſchlug er den Dian Ravaras, der an der Spitze einer Armee von achtzehn tauſend Mann ſtand, und nahm ihm zwanzig tauſend Ochſen nebſt fünf tauſend Sklaven weg. La Cases großer Ruf machte endlich, daß der Rath der Kompagnie einſah, wie nöthig es wäre, einen Mann anzuſtellen und zu belohnen, der ihr ſo ausgezeichnete Dienſte geleiſtet hatte und noch größere leiſten könnte. Sie ſchickte ihm ein Lieutenantspatent, ſchenkte ihm einen Degen, und wünſchte ihm Glück zu den von ihm ausgeführten Unternehmungen. La Caſe gab dem Herrn von Rennefort, der nach Frankreich zurück kehrte, den Auftrag, der Kompagnie für die neuen ihm erwieſenen Gunſtbezeigungen zu danken, und ſetzte hinzu: er wollte es auf ſich nehmen, mit zwey hundert Franzoſen die Inſel zu erobern, und die übrigen vortheilhaften Plane, die er ihr ſchon vorgelegt hätte, auszuführen, wenn ſie ihn berechtigte, nur ihr ſelbſt unmittelbar Rechenſchaft von ſeinem Verhalten zu geben. Die Kompagnie nahm dieſen Plan nicht an, der ohne Zweifel mehr das Werk eines braven Soldaten als eines einſichtsvollen Staatsmannes war; denn ein billig Denkender weiß die Rechte der Gaſtfreundſchaft zu ehren,

und ſieht es mit ſchmerzlichem Bedauern, wenn die Gefühle der Billigkeit und Menſchlichkeit für niedrige Handelsvortheile verletzt werden.

Der Marquis de Mondevergue ward im Jahre 1666 von dem Könige zum Generalkommandanten der Kolonieen jenſeit des Äquators ernannt, und zugleich erhielten la Faye und Caron die Direktion des indiſchen Handels. Der Marquis kam am 10. März 1667 auf einem Schiffe von ſechs und dreyßig Kanonen im Fort Dauphin an, und ihn begleitete eine kleine Flotte von neun Fahrzeugen, welche die beiden Direktoren von Indien, einen Generalprokurator, vier Kompagnien Infanterie, zehn Koloniechefs, acht Kaufleute und zwey und dreyßig Weiber an Bord hatte.

Mondevergue ließ ſich als Admiral und Generalgouverneur von dem franzöſiſchen Orient anerkennen. Er mußte ſeine Zuflucht zu la Caſen nehmen, um Unterhalt für ſeine Flotte zu bekommen. Der letztere ſorgte für alles; ja, er that noch mehr: er ſöhnte den Dian Manange, deſſen Tapferkeit und Einſicht nicht zu verachten waren, mit den Franzoſen aus. Dieſes Oberhaupt, das man

im Fort den Fürſten von Mandrarey nannte, ſchwor nun dem Generalgouverneur Gehorſam und Treue.

Caron, ein geborner Holländer, hielt ſich nicht lange im Fort Dauphin auf; er ging mit einem großen Theile der Flotte nach Surate ab, um die Direktion der dortigen Niederlaſſung zu übernehmen, und la Faye blieb im Fort. Im November 1670 kam eine andre Flotte von zehn Schiffen an, die unter dem Herrn de la Haye, Befehlshaber des Navarre, eines Schiffes von sechs und funfzig Kanonen, ſtand. Das ganze Geſchwader gehörte dem Könige, und war zum Kriege bewaffnet. La Haye ließ ſich als General und Admiral, mit der Autorität eines Vicekönigs, anerkennen. Er machte Chamargoun zum Unterkommandanten und la Caſen zum Major der Inſel. Um dieſe Zeit hatte die Kompagnie dem Könige den Beſitz von Madagaſkar abgetreten.

Der Marquis de Mondevergue, dem man die Wahl gelaſſen hatte, ob er Gouverneur von Madagaſkar bleiben oder nach Frankreich zurück kehren wollte, zog das leztere vor, und ſchiffte ſich im Februar 1671 auf der Marie ein. Bey ſeiner Ankunft zu Port=

Digitized by Google

Louis fand er einen Kommiſſarius, der den Auftrag hatte, ihm die Rechnung über ſeine Adminiſtration abzunehmen. Die Kompagnie war ſehr gegen ihn aufgebracht; denn la Haye, mit dem er ſich überworfen, hatte ihn verleumdet und auf das übelſte angeſchwärzt. Obgleich der brave Mondevergue, der mit Klugheit regiert und den Frieden in Madagaſkar wieder hergeſtellt, die Stimme des Publikums für ſich hatte, ſo mußte er doch ſeinem Gegner unterliegen, und ſtarb als Gefangener in dem Schloſſe zu Saumur.

La Haye, deſſen Autorität unbegrenzt war, faßte den Entſchluß, ſich von den Oberhäuptern, welche Verdacht bey ihm erregten, zu befreyen; er machte daher Chamargou und la Caſen den Antrag, ſie ſollten dem nächſten Nachbar der Franzoſen, Dian Ramouſaye, der nicht nach dem Fort gekommen war, um ihm ſeine Ehrerbietung zu bezeigen, den Krieg erklären. Man verlangte nun von ihm, daß er alle die Waffen, die er von den Franzoſen hatte, nach dem Fort zurück ſchicken ſollte. Es läßt ſich leicht einſehen, daß er dieſe Forderung ſogleich geradezu abſchlug. Nun gab la Haye Chamargoun und la Caſen Befehl, mit 700 Franzoſen und 600 Malegaſchen den Dian

Digitized by Google

Ramouſaye in ſeinem Dorfe zu belagern. Dieſer Angriff war fruchtlos; denn Dian Ramouſaye vertheidigte ſich ſo lebhaft, daß die Franzoſen ſich zurück ziehen mußten. Hiermit ſchien es nicht natürlich zuzugehen; man glaubte, Chamargou habe aus Mißvergnügen darüber, daß er in einem Lande, wo er ſonſt immer der erſte geweſen, jetzt nur der zweyte war, nicht wenig dazu beygetragen, dieſe Expedition, deren Ungerechtigkeit man nicht einmal zu bemänteln geſucht hatte, zu vereiteln. Wie dem auch ſeyn mag—la Haye ward durch den ſchlechten Erfolg ſeiner erſten Unternehmung ſo gedemüthigt, daß er den Entſchluß faßte, Fort Dauphin zu verlaſſen und ſich mit ſeinen Truppen nach Surate zu begeben, wenn er vorher die Inſel Mascarenhas (die nachmalige Inſel Bourbon) beſucht hätte. Seine Eigenliebe war äußerſt dadurch gekränkt, daß er den Chamargou, weil dieſer durch Lokalkenntniſſe Vortheile über ihn hatte, mit aller ſeiner Autorität nicht verhindern konnte, die Operationen, die er unternehmen wollte, durch geheime Triebfedern nach Willkür ſcheitern zu laſſen.

Bald nach la Hayes Abreiſe ſtarb der brave la Caſe. Es ließ ſich leicht vorher ſe-

Digitized by Google

hen, daß der Tod dieſes berühmten Mannes unvermerkt den Untergang unſrer Niederlaſſung nach ſich ziehen würde. Man wußte, daß die Inſulaner die lebhafteſte Begierde hatten, ſich für unſere Bedrückungen und Ungerechtigkeiten zu rächen, da unſer Joch ihnen verhaßt und unerträglich war.

Daß die Niederlaſſung im Fort Dauphin, Trotz der verabſcheuenswerthen Adminiſtration ihrer Befehlshaber, nicht zu Grunde ging, hatte man bloß la Caſen zu verdanken, deſſen Name die Malegaſchen von einer ſo fehlerhaften Konſtitution abhängig erhielt. Das Andenken dieſes in der That außerordentlichen Mannes ſteht bey den Inſulanern noch in großer Verehrung. Seine Tapferkeit, verbunden mit noch ſeltneren Eigenſchaften, und beſonders ſeine Verwandtſchaft mit ihnen durch ſeine Verheirathung mit Dian-Nong, gab ihm ein ſolches Anſehen, daß erſt nach ſeinem Tode alle Oberhäupter ſich gegen die traurigen Überreſte der franzöſiſchen Abenteurer vereinigten, auf deren ephemeres Glück immer viel größere Widerwärtigkeiten folgten.

La Caſe hatte ohne Zweifel zu viel Neigung zum Kriege; und dieß iſt ein Flecken

Digitized by Google

für ſein Andenken. Doch wen ſtürzt Ruhmbegierde nicht bisweilen in eine Trunkenheit, welche alle Gefühle von Recht und Menſchlichkeit tödtet? Ein tapferer Soldat kann ſich ſchwer in allen Stücken wie ein Weiſer verhalten; und in dieſer Rückſicht wäre es vielleicht ungerecht, alle Handlungen deſſen, der in Madagaſkar ſeiner Nation am meiſten Ehre gemacht hat, ſtreng zu richten.

Chamargou überlebte la Caſen nicht lange, und nach ihm ward la Bretesche, la Caſens Schwiegerſohn, der aber weder die Talente noch das Anſehen ſeines Schwiegervaters hatte, Befehlshaber der Niederlaſſung. Er ſah, daß er bey der Unruhe und der Zwietracht, die unter den Franzoſen und den Inſulanern herrſchten, unmöglich ſeine Autorität behaupten konnte; deßhalb benutzte er die Gelegenheit, da ein nach Surate beſtimmtes Schiff bey der Inſel vor Anker ging, ſich mit dem Überreſte ſeiner Familie einzuſchiffen. Mehrere Miſſionarien und einige andere Franzoſen befolgten ſein Beyſpiel; aber kaum war das Schiff ſegelfertig, als man ein Nothzeichen auf dem Lande bemerkte. Der Schiffskapitän ließ ſogleich ſeine Schaluppen ausſetzen, und dieſe nah-

Digitized by Google

men nun bey dem Fort die Unglücklichen auf, welche einem vom Dian Ramouſaye und den übrigen Oberhäuptern in der Nachbarſchaft unſrer Niederlaſſung veranſtalteten Blutbade entgangen waren. Dieſes traurige Ende hatte eine Kolonie, die gewiß blühend und für den Handel vortheilhaft geworden wäre, wenn ihre Vorgeſetzten nicht alle Mittel angewandt hätten, den Namen der Franzoſen bey den von Natur ſo ſanften, menſchlichen und gaſtfreyen Malegaſchen verhaßt zu machen.

Unter den verſchiedenen handſchriftlichen Aufſätzen, die mir bey dieſer Nachricht von unſern erſten Niederlaſſungen im ſüdlichen Theile der Inſel Madagaſkar zu Statten gekommen ſind, muß ich mit Ehren eines Manuſkriptes erwähnen, das ich von dem Miniſter Herrn de Malesherbe bekommen habe. Dieſer Beförderer der Wiſſenſchaften hatte zugleich die Güte, mir eine große und ſehr ſorgfältig gezeichnete Karte von Madagaſkar*) mitzutheilen, welche, ſo wie das Manuſkript, von Herrn Robert iſt. Dieſer Mann widmete ſie im Jahre 1725 dem Duc

*) Die Gründe, weßhalb dieſe nicht nachgeſtochen, ſondern durch eine neugezeichnete erſetzt worden iſt, ſehe man in der Vorrede. G. F.

de Chaulnes, deſſen Protektion er damals ſuchte, um ein neues Etabliſſement im Norden von Madagaſkar zu errichten. Er war von den Seeräubern gefangen und nach Madagaſkar gebracht worden. Hier blieb er mehrere Jahre, und wandte ſie nützlich dazu an, die Inſel zu durchwandern und die Produkte der vornehmſten Provinzen kennen zu lernen. Sein Plan zu einer Niederlaſſung hatte den Endzweck, die Reichthümer zu ſammeln, welche die Seeräuber in dem nördlichen Madagaſkar, während daſſelbe ihnen zum Zufluchtsorte gedient, verſtreuet hatten. Doch dieſer Plan, bey dem der Vortheil vielleicht nicht einmal die Koſten aufgewogen hätte, blieb unausgeführt. Es wurden nun keine beträchtliche Niederlaſſungen mehr gegründet, außer in neuern Zeiten eine von Herrn de Modave, einem angeſehenen und verſtändigen Offiziere, im ſüdlichen Theile, und eine andere von dem Grafen Beniowski im nördlichen. Ich war im Jahre 1768 auf Isle de France, als Herr de Modave im Namen des Königs das Gouvernement von Fort Dauphin in Beſitz nahm. Der damalige Seeminiſter, Duc de Praslin, hatte den ihm von Herrn de Modave vorgelegten Plan gebilligt. Vielleicht iſt dieſer Plan den Leſern nicht unwichtig.

Digitized by Google

„Isle de France kann, wie unſere Antillen, unſere Lebensmittel konſumiren und uns dagegen Produkte vertauſchen, die uns fehlen. Sie iſt ein Anker- und Erfriſchungsort für die Schiffe und Mannſchaften, die in unſerm aſiatiſchen Handel beſchäftigt ſind; auch kann ſie unſern Handel decken und uns in Indien vertheidigen."

„So viele vereinigte Vortheile konnten wohl mehrere Perſonen überreden, daß dieſe Kolonie unter allen Niederlaſſungen jenſeit des Meeres das Gouvernement am meiſten intereſſiren müſſe; wenn man aber alle die Geſichtspunkte, unter denen Isle de France ſo empfehlenswerth ſcheint, nach einander betrachtet, ſo ſieht man, daß die Inſel in jeder Rückſicht in einem unvollkommenen Zuſtande iſt, und daß man an ihrer Nutzbarkeit zweifeln müßte, wenn ſie auf das eingeſchränkt wäre, was ſie für ſich ſelbſt und durch ihre gegenwärtigen Nebenvortheile ſeyn kann. Wirklich iſt dieſe Inſel in Rückſicht auf Tauſchhandel ſehr unintereſſant *),

*) Durch die Betriebſamkeit des Herrn Poivre iſt nun die Einfuhr von Spezereyen ein wichtiger Handelszweig geworden; das konnte aber Herr de Modave, als er dieſen Aufſatz ſchrieb, nicht wiſſen. A. d. V.

da ſie ſowohl an Aſien als an Europa faſt gar nichts zu geben hat. Sie könnte übrigens ihre Lebensmittel zur Ausfuhr nicht anders vermehren als auf Koſten weſentlicher Dinge; dann würde ſie den Schiffen, die daſelbſt neue Vorräthe einnehmen wollten, nichts geben können, und eben ſo wenig reichte ſie für den Unterhalt der Truppen hin, wenn ſie ihren Anbau auch ganz auf Getreide und andere Lebensbedürfniſſe einſchränkte."

„Allein Isle de France hat auch noch außerdem einen weſentlichen Fehler: alle Arbeiten der dortigen Kolonie werden von Sklaven verrichtet; das Bevölkerungsſyſtem der Inſel iſt daher fehlerhaft. Glücklicher Weiſe kann dieſen Unvollkommenheiten durch eine Niederlaſſung auf Madagaſkar abgeholfen werden, und daher wird es nöthig, dieſe zu verſuchen. Der gute Fortgang eines ſolchen Unternehmens ſcheint leicht; die Koſten werden nicht beträchtlich und der Nutzen äußerſt leicht ſeyn. Das, was man aus Madagaſkar ziehen kann, iſt unzählig, da dieſe Inſel die Produkte von zwey Zonen hervor bringt. Sie kann für den aſiatiſchen und europäiſchen Handel in Überfluß Baumwolle und Seide liefern, ferner Gummata und al-

lerley Harze, Amber, Eben- und Färbeholz, Hanf, Flachs, gutes Eiſen und überhaupt alle Metalle, ſelbſt Gold nicht ausgenommen. Auch kann man daſelbſt mit mehr Vortheil als irgendwo ſonſt alle indiſchen Zeuge fabriciren. Überfluß an Reiß und Getreide wird auch den Land- und Seetruppen, die das Gouvernement etwa auf Isle de France unterhalten will, die nöthigen Lebensmittel zuſichern. Zu dem allen kommt auch noch Pökelfleiſch, Leder und Talg."

„Die Schifffahrt zwiſchen dieſer Inſel und Madagaſkar kann, bey einiger Vorſicht, zu allen Zeiten ſicher betrieben werden. Eine Verbindung zwiſchen dieſen beiden Inſeln iſt alſo nothwendig und natürlich. Der Reichthum und die Stärke von Isle de France hangen von Madagaſkar ab, und das erſtere wird die vorgeſchlagene Niederlaſſung eben ſo leicht anlegen als erhalten können."

„Es iſt nicht nöthig, zu dieſer Eroberung Flotten und Truppen auszuſchicken, oder mit großen Koſten eine ganze Geſellſchaft dahin gehen zu laſſen: beſſere Mittel werden uns dieſe Niederlaſſungen ganz ohne Aufwand verſchaffen; bloß durch die Macht des Beyſpiels, der Sitten, einer beſſeren Polizey und der

Religion will man Madagaſkar erobern. Die Geſellſchaft iſt daſelbſt ſchon ganz eingerichtet; es kommt nur darauf an, ſie an uns zu ziehen und ſie nach unſern Abſichten zu lenken. Dieß kann aber keine Schwierigkeiten machen, da es den Madekaſſen ſelbſt durch den Vortheil des gegenſeitigen Tauſchhandels nützlich iſt."

„Sobald ich mich im Fort Dauphin niedergelaſſen, und ein Detaſchement Truppen zur Beſatzung deſſelben und zur Sicherheit der Franzoſen unter meinem Befehle habe, will ich ſechs Monathe lang das Innere des Landes durchreiſen; denn man muß das Fort Dauphin nicht als den beſten Ort zu einer Niederlaſſung anſehen. Drey Stunden ſüdlich von dem Fort fließt der ſchöne Fluß Fanſcher, der für kleine Fahrzeuge zwanzig Stunden landeinwärts ſchiffbar iſt. Er bildet oberhalb ſeiner Mündung einen See, der drey tauſend Toiſen im Durchmeſſer hat, und nirgends weniger als zehn Klafter tief iſt. Dieſer See hangt mit dem Meere durch einen, funfzig bis ſechzig Toiſen breiten Kanal zuſammen, den der Ablauf des Waſſers ausgehöhlt hat, und den ſelbſt bey der trockenſten Jahrszeit die ſtärkſten Schaluppen befahren können. Durch einige wenige Arbeit

würde dieſer See einer der ſchönſten Häfen in der Welt werden, und wie es ſcheint, iſt Fauſcher der bequemſte Ort zu einer Niederlaſſung. Wenn man mit Bewilligung der Eingebornen ein Lager daſelbſt aufgeſchlagen hätte, müßte man die Garniſon verdoppeln, und dann würde man zu den erſten Geſchäften einige Arbeiter nöthig haben. Man wird an mehrere Familien Ländereyen vertheilen, welche nur von freyen Leuten gebauet werden ſollen."

„Unſre Sicherheit im Lande und die Abſicht, der Kolonie ſelbſt und auch Isle de France mehr Stärke zu verſchaffen, erlauben es der projektirten Kolonie nicht, Sklaven in ihren Dienſt zu nehmen; aber die Landeseingebornen können gegen Bezahlung zur Arbeit gebraucht werden; und da man ſich ohne Schwierigkeit des Pfluges bedienen kann, ſo wird es möglich ſeyn, bald, und mit geringeren Koſten als auf Isle de France, durch eine kleine Anzahl Koloniſten einen ſehr ausgebreiteten Feldbau treiben zu laſſen. Man müßte übrigens an dem Orte ein Magazin von Branntewein, blauer Leinwand, Glasperlen, Korallen und einigen leichten franzöſiſchen Zeugen haben. Zwanzig Wohnungen werden den Erfolg der Nie-

Digitized by Google

derlaſſung fürs erſte ſichern, und im zweyten Jahre wird es leicht ſeyn, viele andre zu errichten. Während der erſten beiden Jahre muß man mit Niederlaſſung, ſo zu ſagen, nur eine Probe machen; um ſie hernach zu befeſtigen, wird man die zu einem Fort nöthigen Materialien in Stand ſetzen, und dann im dritten Jahre das Fort erbauen; indeß mehr, um dem Kommandanten Würde zu geben, als daß er ſich mit Gewalt darin behaupten ſoll. Isle de France und die Liebe der Eingebornen müſſen die wahre Sicherheit der Kolonie ausmachen. Bey dieſen Grundlagen könnte das vorgeſchlagene Fort erbauet werden, ohne daß die neue Kolonie eine Erſchütterung dadurch litte. Isle de France, das windwärts von Madagaſkar liegt *), wird immer im Stande ſeyn, der neuen Kolonie Hülfe zu leiſten. Die Koſten des vorgeſchlagenen Unternehmens ſind nur mittelmäſſig, aber der Nutzen deſſelben ſehr groß. Die Truppen vermehren die Koſten gar nicht, da ſie ein Theil der Beſatzung von Isle de France

*) Windwärts heißt: nach der Richtung hin, von welcher der Wind kommt. Hier iſt von einer Meergegend die Rede, wo die Südoſtwinde beynahe das ganze Jahr hindurch herrſchen; folglich liegt Isle de France windwärts (oſtwärts) von Madagaſkar. G. F.

Digitized by Google

ſind, wo ihre Unterhaltung theurer ſeyn würde. Zu den aufzuführenden Gebäuden iſt nur eine kleine Anzahl von Arbeitern nöthig, die für eine mäſſige Bezahlung in kurzer Zeit das Nöthige thun werden; und dieſer Vorſchuß würde bald aus dem Verkaufe mehrerer Sachen, die man durch das Etabliſſement ſelbſt haben und zu dieſer Rückzahlung beſtimmen könnte, wieder heraus kommen. So blieben alle Gebäude dem Könige, ohne daß man die zur Aufführung nöthigen Gelder von den nach Isle de France geſchickten Summen nehmen dürfte. Die einzige Vergrößerung der Koſten, die das vorgeſchlagene Etabliſſement in den Ausgaben von Isle de France und Bourbon verurſachen würde, machten die Beſoldungen der Offiziere und Offizianten aus; dieſe Summe wäre indeß nicht beträchtlich, da ſie ſich noch nicht auf 40000 Livres beläuft. Die verſchiedenen Geräthſchaften, welche aus den Magazinen von Isle de France zur Verſorgung der neuen Kolonie genommen werden müßten, ſchätze ich auf 33548 Livres."

Dieß iſt der Aufſatz, welcher der franzöſiſchen Niederlaſſung im Fort Dauphin, unter dem Befehle des Herrn de Modave, zur Grundlage gedient hat. Zwar entſprach der

Erfolg dieſes neuen Unternehmens keines Weges den Hoffnungen, mit denen der Miniſter ſich ſchmeichelte; aber die Schuld davon war der Umſtand, daß jede Kolonie, wenn ſie nicht das Glück und die Belehrung der Völker, bey denen man ſich anbauen will, zur Grundlage hat, immer nur ein ephemeres Glück haben kann. Nicht Soldaten, ſondern Handwerker, Ackerleute, arbeitſame unterrichtete Menſchen muß man bey ſolchen Völkern wohnhaft machen, und dabey nicht vergeſſen, daß Verträge der Wilden mit den Europäern in allen Stücken denen gleich ſind, welche Kinder mit einſichtsvollen Leuten ſchließen würden. Da die bis jetzt mit den Malegaſchen geſchloſſenen Verträge augenſcheinlich zu dieſer Art gehören, ſo würde es höchſt ungerecht ſeyn, ſich dieſelben zum Nachtheile der Inſulaner zu Nutze zu machen. Wird man durch große Handelsvortheile nach Madagaſkar hingelockt, ſo muß man gerechtere und menſchlichere Grundſätze befolgen. Man wähle zur Stiftung von Kolonieen Ackerleute und Handwerker. Wer den Charakter der Malegaſchen kennt, wird gar nicht ungewiß ſeyn, wie dieſe Inſulaner Leute, deren frugales und thätiges Leben Überfluß herbey führt und das Laſter zurück ſchreckt, aufnehmen werden. Der Ackerbau

vermittelſt des Pfluges und eine Menge praktiſcher Kenntniſſe müſſen den Inſulanern Geſinnungen der Dankbarkeit und Ehrfurcht einflöſſen. Indien bietet eine Menge Handwerker und geſchickter Weber dar, welche die Kattune zu bereiten und ihnen die glänzenden dauerhaften Farben zu geben wiſſen, derentwegen ſie von den Handel treibenden Nationen ſo geſucht werden. Die aus Pflanzen gezogenen Färbematerialien haben in unſerm kalten Klima nicht eben die Güte, nicht eben den Glanz wie in der heißen Zone. Unſre Gartenfrüchte färben ſich, wenn ſie an Spalieren gezogen werden, nur auf der Seite, welche den Sonnenſtrahlen zugekehrt iſt. Wir haben keine Beitze, welche die Farben des Kattuns ſo dauerhaft und unveränderlich macht wie der Saft der Adamsfeige, die wir Piſang nennen. Die Indier zeichnen ſich auch in der Fabrikation von ſeidnen Zeugen aus, und mehrere Provinzen von Madagaſkar würden reichliche Ernten von Seide liefern. Ein ſo wichtiger Handelszweig iſt um ſo weniger zu vernachläſſigen, da die Malegaſchen im ſüdlichen Theile der Inſel dieſe ſchätzbare Subſtanz zu bereiten und zu weben wiſſen.

Ich habe in der Gegend der Bay Anton=

gil vier Arten von Kokons kennen lernen, welche eine ſehr gute Seide geben. Die Malegaſchen unterſcheiden dieſelben durch folgende vier Benennungen: Andévé iſt ein Kokon faſt ganz ſo wie der, welcher in dem ſüdlichen Frankreich die ſchönſte Seide gibt. Andé-vontaka, kleiner als der vorige, liefert eine Seide, die feiner und völlig eben ſo ſchön iſt wie die Chineſiſche. Der Baum, welcher Anako (anacau) genannt wird, iſt zu einer gewiſſen Jahrszeit mit kleinen Kokons bedeckt, die vermittelſt kleiner Fäden an ſeinen Blättern und Zweigen hangen. Die Seide dieſer Kokons, welche Andé-anako genannt werden, iſt äußerſt haltbar und fein; aber um ſie abhaſpeln und zum Gebrauche tauglich machen zu können, muß man ſie vor dem Schmutze bewahren, der von den Blättern und Zweigen herunter fällt. Die vierte Art, welche bey den Malegaſchen Andé-ſaraha heißt, kann gar nicht abgehaſpelt werden; ſie hat die Geſtalt eines Sackes, welcher mehrere Hundert kleine Kokons in ſich ſchließt.

Die Wolle von Madagaſkar iſt ſchön; aber die Einwohner benutzen ſie nicht. Die Indier würden ſie in der Zubereitung derſelben unterrichten, und bald hätte man ihnen

dann einen neuen, äuſerſt wichtigen Handelszweig zu verdanken. Jeder Reiſende kennt die ſchönen wollenen Zeuge, die in Bengalen unter dem Namen Schahl (Shawl) bekannt ſind, und aus denen die Muhammedaner Turbane machen. Von dieſem Zeuge koſtet die Elle, wenn die feinſte Wolle aus Kaſchmir dazu gebraucht iſt, nicht weniger als hundert Piſtolen. Dieſen übermäſſigen Preis muß man befremdend finden, da die erſten Stoffe in Indien ſo wenig koſten, und die Handarbeit dort ſo wohlfeil iſt. Indeß bringt der Indier, der mehr Geſchicklichkeit und Geduld hat als der Europäer, es mit ziemlich groben Inſtrumenten doch dahin, daß er dieſe koſtbaren Zeuge weben kann.

Wollte Frankreich in der Folge mit Indien und China den reichen Seiden-, Wollen- und Zitzhandel theilen, ſo glaube ich — und mehrere einſichtsvolle Männer ſind eben der Meinung — daß ein ſolches Unternehmen nicht unmöglich wäre, wenn man in Madagaſkar nach guten Grundſätzen eine Kolonie von indiſchen Webern anlegte, die unter dem Schutze von Isle de France und Bourbon ſtände. Man müßte aber zugleich die berühmten Maſchinen von Mancheſter zum Kämmen und Spinnen der Wolle und Baumwolle ein-

Digitized by Google

führen; denn alsdann wäre die Zeugfabrikation bloß auf das Weben eingeſchränkt, und gewiß ſind Indier in dieſem Stücke den Europäern überlegen. Dieſe Behauptung ſoll übrigens unſre Induſtrie gar nicht herab würdigen. Ich fühle, wie ungereimt es wäre, die Aldeen *) am Ufer des Ganges mit unſern großen Manufakturen in Parallele zu ſetzen; man würde dann Produkte der Geſchicklichkeit und Geduld mit Werken des Genies vergleichen.

Die Induſtrie des Indiers iſt übrigens nicht bloß auf das Weben eingeſchränkt: er verſteht ſich ziemlich gut auf den Ackerbau; auch weiß er Zucker und Indigo zu bereiten. Der Thon nimmt unter ſeinen Händen mancherley Geſtalten an, ſo daß die indiſche Töpferware ſelbſt in Europa geſucht und geſchätzt wird. Die Indier ſind nicht weniger als die Chineſen in der Steinſchneidekunſt geſchickt. Um die härteſten Steine zu ſchneiden und zu durchbohren, bedienen ſie ſich

*) In Indien werden die Wohnungen der urſprünglichen Eingebornen mit dem portugieſiſchen Worte Aldéas benannt, welches Dörfer bedeutet; hier ſcheint es Flecken, von Webern bewohnt, anzuzeigen. G. F.

des pulveriſirten und mit Öl getränkten Diamantſpaths, einer in Indien nicht koſtbaren und in Europa wenig bekannten Subſtanz, die ſich eben ſo gebrauchen läßt wie Diamantſtaub. Die Indier wiſſen auch den Bambu zu bearbeiten, und Papier, Hausgeräthe, Palankine und waſſerdichte Gefäſſe daraus zu verfertigen. Dieſer Baum iſt eine Art von dickem Schilfe, aus deſſen Knoten ein von den Orientalern ſehr geſchätzter Saft heraus läuft. Er wird gegen hundert Fuß hoch, und ſein hartes leichtes Holz kann auf ſehr viele Arten gebraucht werden.

Die Leute in Europa, die ſich in den mechaniſchen Künſten auszeichnen, könnten von den aſiatiſchen Völkern mancherley lernen, was ihnen großen Vortheil verſchaffen würde. Der Urſprung des Borax iſt uns noch nicht recht bekannt. Man hat mich zu Pondicheri verſichert, daß dieſes zum leichtern Schmelzen der Metalle ſo nöthige Salz nicht künſtlich ſey, ſondern daß man es aus den Bergwerken von Aurengabad ziehe *). Der

*) Es iſt bereits ſeit langer Zeit bekannt, daß der Borax als ein natürliches Mittelſalz in den Seen von Tibet gefunden wird, und nicht, wie der Verfaſſer meint, in den Bergwerken Indiens.

Digitized by Google

verſtorbene Herr de Laſſonne, erſter Leibarzt des Königs und Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, hatte mir den beſondern Auftrag gegeben, über dieſen Gegenſtand Unterſuchungen anzuſtellen; ſie haben indeß, ungeachtet aller angewandten Mühe, keinen Erfolg gehabt.—Auch die Filigranarbeiten in Gold und Silber zeigen unſern geübteſten Künſtlern, daß die Indier die Metalle mit vieler Geſchicklichkeit zu bearbeiten wiſſen. Doch ich brauche weiter nichts von der Induſtrie dieſes Volkes zu ſagen; was ich bisher angeführt habe, beweiſt ſchon hinlänglich, daß es eines gebildeten Volkes würdig wäre, in Madagaſkar eine Kolonie von Indiern zu ſtiften. Der Indier wird Madagaſkar ſeinem Vaterlande vorziehen; gewiß arbeitet er lieber in einem dem ſeinigen ähnlichen Klima auf einer fruchtbaren Inſel, wo er im Frieden Überfluß und Freyheit

---

Die Säure, welche ſeinen weſentlichſten Beſtandtheil ausmacht, oder das ſogenannte Sedativſalz, findet ſich auch in Europa in feſter Geſtalt in gewiſſen Seen des Großherzogthums Toskana (namentlich im Cerchiago), und mit Kalk- und Talkerde verbunden, als ein würfeliger ſechs und zwanzigſeitiger Spath kryſtalliſirt (Boracit), in einem Gypslager bey Lüneburg.
G. F.

genießt, für ſich ſelbſt, als daß er zum Vortheile des Mogols ein Feld bauet, welches ſeinen Vorfahren auf die abſcheulichſte Art entriſſen worden iſt. Er wird durch ſein Beyſpiel den guten Malegaſchen zur Arbeit bilden, und durch ſeinen Kunſtfleiß die Kolonie zu einem hohen Grade von Wohlſtand bringen.

Der Reichthum einer Nation iſt immer das Produkt ihrer Arbeit; alſo bleibt jeder arbeitſame Bürger nur deßhalb unthätig und dürftig, weil die Nation ihren wahren Vortheil vernachläſſigt oder verkennt. Ein Aktivhandel veranlaßt nicht nur viele und mannigfaltige nützliche Beſchäftigungen, ſondern erfordert auch Arbeiten, deren Vortheile unzählig ſind, beſonders Wege, Vervollkommnung der Schifffahrt auf den Flüſſen, Vereinigungskanäle, Austrocknungen, Urbarmachungen und Anpflanzungen ſowohl auf dem Gipfel als auf dem Abhange der Berge. Will man aber ſeine Anlagen ſchnell zur Vollkommenheit bringen, ſo denke man auf Erſparniſſe, brauche Thiere ſtatt der Menſchenhände, benutze Luftzüge, Waſſerfälle, kurz alle die bewegenden Kräfte, deren es auf der Erde ſo viele gibt.

Unter die Maſchinen, die man beſonders

Digitized by Google

in den Kolonieen einzuführen ſuchen ſollte, gehört vor allen die Feuermaſchine, die der berühmte Mechaniker Watt in neueren Zeiten zum höchſten Grade der Vollkommenheit gebracht hat. Sie könnte Tauſenden von Sklaven, die jetzt in den Zuckermühlen die größten Beſchwerlichkeiten erdulden müſſen, ihre Arbeit erleichtern *).

Der einſichtsvolle Mann verachtet nur das Schädliche oder Unnütze, und verehrt jeden Stand, welcher der menſchlichen Geſellſchaft Vortheil gewährt. Er weiß, daß Müſſiggang die einzige Quelle des Laſters und des Elends iſt, und beklagt es, daß eine Menge Arme in Unthätigkeit bleiben, weil ein lächerliches Vorurtheil verhindert, daß eine gewiſſe Klaſſe von Menſchen nicht in ihren perſönlichen Kräften Mittel finden kann, ſich ihren Unterhalt

*) Hier folgt im Originale eine Beſchreibung der Feuermaſchine und dann eine Nachricht von dem Zuckerrohre und der Bearbeitung deſſelben, zu deren Erleichterung der Verfaſſer die Einführung jener Maſchine vorſchlägt. Die ganze Stelle iſt in der Überſetzung weggelaſſen worden; denn die Feuermaſchine wird aus des Verfaſſers unvollſtändiger Beſchreibung niemand richtig kennen lernen, und über die Bearbeitung des Zuckerrohres ſagt er gar nichts Neues.

zu erwerben und ihr Vaterland zu bereichern. Aber dieſes Vorurtheil, welches bey den meiſten gebildeten Nationen dem Handel den größten Theil ſeiner Thätigkeit raubt, und— was man nicht zu glauben ſcheint—die wahre Urſache von unſerm Unglück und Elend iſt, herrſcht glücklicher Weiſe in den Kolonieen nicht; und daher ließen ſich äußerſt große Vortheile erwarten, wenn man unſre Kenntniſſe nach entfernten Himmelsgegenden brächte. Der fruchtbare Boden von Madagaſkar und deſſen äußerſt ſchätzbare Produkte müßten der Induſtrie unfehlbar Mittel darbieten, einen Handel zu begründen, der in ſeiner Thätigkeit und ſeinem Umfange unbegrenzt wäre; und in dieſem Geſichtspunkte, dünkt mich, ſollte man die Niederlaſſungen betrachten, die man in Madagaſkar anlegen wollte. Zwar iſt Herr de Modave dieſem Endzwecke näher gekommen als ſeine Vorgänger; indeß ſieht man aus ſeinem Aufſatze, daß ſeine Plane doch nicht auf einem ſichern Grunde beruheten, und daß ſie doch nicht fähig waren, die Kolonie, die er ſtiften ſollte, glücklich und lange blühend zu machen. Dieß war auch die Meinung des berühmten Herrn Poivre, der, als Herr de Modave die Niederlaſſung auf Madagaſkar anlegte, Intendant von Isle de France und Bourbon war. Er hatte ſich

lange in Madagaſkar aufgehalten, um die nützlichſten Produkte dieſer Inſel kennen zu lernen; und man ſieht alſo leicht, von welchem Gewichte die Meinung dieſes Mannes ſeyn muß, der ſich durch ſeine Einſichten und Tugenden auszeichnete. Seinem unermüdlichen Eifer wird Frankreich bald den Vortheil verdanken, daß es mit Holland einen einträglichen Spezereyhandel theilen kann. Wenn künftige Generationen dieſe Wohlthat nicht vergeſſen, ſo müſſen die Widerwärtigkeiten, welche dieſer tugendhafte Bürger erlitten hat, ſein Andenken nur noch werther machen. Immer verwendete er ſich leidenſchaftlich für die Fortſchritte nützlicher Kenntniſſe und Unterſuchungen, und nie ließ er eine Gelegenheit vorbey, wo er Belehrung verbreiten konnte. Er ſah es als eine von den vorzüglichſten Pflichten eines Gouverneurs an, bey ſolchen Leuten, an denen er wahrhaft nützliche Talente kannte, Nacheiferungstrieb anzuwenden und zu erregen. Beſonders benutzte er die Kenntniſſe des berühmten Commerſon. Dieſer gelehrte Naturforſcher hatte Herrn Bougainville auf ſeiner Reiſe um die Welt begleitet, und eine große Menge Pflanzen und allerley andre Naturmerkwürdigkeiten in den von ihm beſuchten Ländern geſammelt. In ſeiner Reiſebeſchrei-

MÜNCHEN

bung fanden ſich ſehr viele intereſſante Sachen. Herr Commerſon war gewiß verſichert, daß, wenn er geradezu nach Frankreich ginge, ſeine nützlichen und mühſamen Arbeiten nicht unbelohnt bleiben würden; aber alle dieſe Vortheile machten nicht länger Eindruck auf ihn, ſobald er wußte, daß Herr Poivre ihn zum Einſammeln neuer Kenntniſſe zu brauchen wünſchte. Als er nun die Naturgeſchichte von Isle de France und Bourbon völlig erforſcht hatte, ging er im Jahre 1769 nach Madagaſkar. Herr de Modave, der damals Gouverneur von Fort Dauphin war, verſchaffte ihm viele Mittel, den Wiſſenſchaften neue Dienſte zu leiſten. Es iſt ſehr zu bedauern, daß die ſchätzbaren Arbeiten dieſes unermüdlichen Mannes nach ſeinem Tode verloren gegangen oder zerſtreuet worden ſind! Ich bin Augenzeuge von der außerordentlichen Thätigkeit dieſes Gelehrten geweſen, der faſt alle Nächte damit zubrachte, die Pflanzen und die andern Naturprodukte zu beſchreiben, die er bey der glühenden Hitze des Tages geſammelt hatte. Vielleicht hat nie ein Naturforſcher ſtärkeren Eifer und ausgebreitetere Kenntniſſe gehabt. Aber jetzt iſt von der großen Sammlung, die er uns in Isle de France mit ſo vielem Vergnügen zeigte, wenig oder gar nichts mehr übrig.

Digitized by Google

Ich berufe mich auf Herrn de Juſſien, der die Güte gehabt hat, mir alle die Überreſte mitzutheilen, die man ſich von Herrn Commerſons unzähligen Nachforſchungen hat verſchaffen können. Sie enthalten nichts als ziemlich unwichtige Nachrichten von einigen Pflanzen, die ſchon von Flaccourt in ſeiner Geſchichte von Madagaſkar beſchrieben ſind. Die einzige intereſſante Bemerkung betrifft die Kimoſen. Ich will ſie hierher ſetzen und auch einen kleinen Aufſatz über eben den Gegenſtand von dem Herrn de Modave hinzu fügen.

„Die Liebhaber des Wunderbaren, die es uns ohne Zweifel wenig Dank wiſſen würden, daß wir die vorgebliche Rieſengeſtalt der Patagonier auf ſechs Fuß vermindert haben, werden vielleicht zur Entſchädigung einen Stamm von Pygmäen annehmen, der in das andre Extrem fällt. Ich meine die Halbmenſchen in dem Innern der großen Inſel Madagaſkar, die daſelbſt eine beträchtliche Völkerſchaft ausmachen und Kimos genannt werden. Der natürliche und unterſcheidende Charakter dieſer kleinen Leute beſteht in Folgendem: ſie ſind weiß, oder doch wenigſtens bläſſer von Farbe als alle bekannten Schwarzen; ſie haben ſehr lange Arme, ſo daß die

Digitized by Google

Hand, ohne daß der Leib gebogen wird, bis unter die Knie reicht. An den Weibern iſt ihr Geſchlecht kaum durch Brüſte kenntlich, außer zu der Zeit, wenn ſie ſäugen; auch will man verſichern, daß die meiſten, um ihre Säuglinge zu ernähren, Kuhmilch zu Hülfe nehmen müſſen. In Anſehung der Geiſtesfähigkeiten machen dieſe Kimos den übrigen Madekaſſen den Vorzug ſtreitig, von denen man doch weiß, daß ſie viel Kopf und Geſchicklichkeit haben, ob ſie gleich in der größten Trägheit leben; man verſichert aber, daß die Kimos nicht nur viel thätiger, ſondern auch kriegeriſcher ſind. Da ihr Muth, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mit ihrem Wuchſe in umgekehrtem Verhältniſſe ſteht; ſo ſind ihre Nachbarn, die oft Streit mit ihnen haben, nie im Stande geweſen, ſie zu unterdrücken. Ob ſie ſchon mit ungleichen Kräften und Waffen angegriffen wurden (denn ſie beſitzen nicht, wie ihre Feinde, Pulver und Flinten), ſo haben ſie doch immer muthig gefochten und ſich in ihren Felſen frey erhalten. Der ſchwierige Zugang zu dieſen trägt ohne Zweifel viel zu ihrer Erhaltung bey. Sie leben auf denſelben von Reiß, verſchiedenen Arten von Obſt, Hülſenfrüchten und Wurzeln; auch ziehen ſie eine große Anzahl von Vieh (Buckelochſen und breitſchwänzige

Schafe), das ſie zum Theil ebenfalls zur Nahrung benutzen. Sie haben mit den verſchiedenen madekaſſiſchen Stämmen, die um ſie her wohnen, weder durch Handel noch auf irgend eine andere Art Verbindung, und gewinnen ihre ſämmtlichen Bedürfniſſe aus dem Boden, den ſie beſitzen. Alle die kleinen Kriege zwiſchen ihnen und den übrigen Einwohnern der Inſel laufen darauf hinaus, einander gegenſeitig einiges Vieh oder einige Sklaven wegzunehmen. Vor dem letzteren Unrechte ſind die Kimos indeß durch ihre kleine Statur geſichert, und das erſtere wiſſen ſie bis auf einen gewiſſen Punkt zu ertragen; das heißt: wenn ſie von dem Gipfel ihrer Berge ſehen, daß ein furchtbarer Kriegeszug in der Ebene vorrückt, ſo entſchließen ſie ſich von ſelbſt, an dem Eingange der engen Päſſe, durch die man gehen muß, um zu ihnen zu kommen, einiges überflüſſiges Vieh von ihren Herden anzubinden, das ſie, wie ſie ſagen, freywillig der Dürftigkeit ihrer älteren Brüder aufopfern; dabey erklären ſie aber zugleich, daß ſie bis aufs Äußerſte fechten wollen, wenn man mit gewaffneter Hand weiter auf ihr Gebiet vordringe. Dieß dient zum Beweiſe, daß ſie nicht aus Gefühl von Schwäche, noch weniger aus Feigheit, Geſchenke voran gehen laſſen. Ihre Waffen ſind

Wurfſpieße und Pfeile, die ſie mit der gröſsten Genauigkeit werfen und ſchießen. Man behauptet: wenn ſie—wozu ſie große Luſt haben—ſich mit den Europäern beſprechen und von dieſen Flinten nebſt Kriegsmunizion bekommen könnten; ſo würden ſie gern von Vertheidigung zum Angriffe übergehen, und ihre Nachbarn müßten ſich dann vielleicht glücklich ſchätzen, wenn ſie in Frieden blieben."

„Drey oder vier Tagereiſen weit vom Fort Dauphin zeigen die Eingebornen des Landes mit vieler Eigenliebe eine Reihe kleiner Hügel oder Erdhaufen in Geſtalt von Gräbern, von denen ſie verſichern, daß dieſelben die Folge einer großen Niederlage ſind, welche die Kimos in offenem Felde von ihren Vorfahren erlitten haben *). Wie dem auch ſeyn mag—dieſe in der dortigen Gegend fortdauernde Tradition und der in ganz Madagaſkar verbreitete Glaube, daß die Kimos noch jetzt exiſtiren, laſſen nicht daran zweifeln, daß wenigſtens ein Theil von dem, was man erzählt, wahr iſt. Übrigens befrem-

*) Ich wundere mich, daß Herr Commerſon nicht durch ein etwas tieferes Aufgraben der kleinen Hügel dieſes Faktum zu verificiren geſucht hat. A. d. V.

Digitized by Google

det es, daß alles, was man von dieſer Nation weiß, nur auf Zeugniſſen ihrer Nachbarn beruhet, daß man noch keine Beobachtungen an Ort und Stelle angeſtellt hat, und daß weder der Gouverneur von Isle de France und Bourbon, noch die Befehlshaber der verſchiedenen einzelnen Poſten, die wir auf den Küſten von Madagaſkar gehabt, jemals den Schritt gethan haben, in das Innere des Landes einzudringen, um dieſe und zu gleicher Zeit ſo viele andere Entdeckungen zu machen. Kürzlich iſt das Unternehmen verſucht worden, aber ohne Erfolg."

„Doch wieder zu unſern Kimos. Ich kann als Augenzeuge verſichern, daß bey meiner Reiſe nach dem Fort Dauphin (zu Ende des Jahres 1770) der letzte Gouverneur, Herr Graf de Modave, der mir ſchon einen Theil dieſer Beobachtungen mitgetheilt hate, mir endlich auch zu meinem Vergnügen unter ſeinen Sklavinnen eine Kimoſinn zeigte, die ungefähr dreyßig Jahr alt, drey Fuß ſieben Zoll hoch und in der That von der lichteſten Farbe war, die ich jemals unter den Einwohnern dieſer Inſel geſehen habe. Ich bemerkte, daß, ungeachtet ihrer kleinen Statur, ihre Glieder ziemlich ſtark waren, und daß ſie keines Weges den kleinen ſchwächli-

chen Perſonen, ſondern vielmehr einer Frau von gewöhnlichem Wuchſe in dem Verhältniſſe der einzelnen Theile glich, und nur nicht die völlige Höhe hatte. Ihre Arme waren wirklich ſehr lang, und reichten, ohne daß ſie ſich bückte, bis an die Knieſcheibe. Ihr Haar war kurz und wollicht, ihre Phyſiognomie ziemlich gut und der europäiſchen ähnlicher als der madekaſſiſchen. Sie hatte gewöhnlich eine lachende Miene, einen ſanften gefälligen Humor und, nach ihrem Verhalten zu urtheilen, auch geſunden Verſtand. Von den Brüſten fanden ſich an ihr nur die Warzen; doch dieſer einzige Fall reicht bey weitem noch nicht hin, eine Ausnahme von dem allgemeinen Naturgeſetze gelten zu laſſen. Kurz vor unſrer Abreiſe von Madagaſkar entfloh die kleine Sklavinn in die Wälder, theils aus Begierde, ihre Freyheit wieder zu erlangen, theils aus Furcht, daß ſie nächſtens eingeſchifft werden möchte."

„Alles wohl überdacht, glaube ich ziemlich feſt an dieſe neue Abartung des Menſchengeſchlechtes, die ihre charakteriſtiſchen Kennzeichen, wie ihre eigenen Sitten, hat. Wir verhalten uns in unſerm Wuchſe zu den Lappländern ungefähr wie dieſe zu den Kimos. Jene bewohnen den kälteſten Himmelsſtrich,

und dieſe die höchſten Berge. Die auf Madagaſkar, welche den Kimos zum Aufenthalte dienen, ſind ſechzehn bis achtzehn hundert Toiſen über dem Meeresſpiegel. Die Vegetabilien; die von ſelbſt in dieſer großen Höhe wachſen, ſcheinen nur krüppelhaft zu ſeyn, wie die Fichte, die Birke und ſo viele andre Bäume, welche zu den niedrigſten Sträuchern werden, und zwar bloß deßhalb, weil ſie Alpikolen geworden, das heißt, auf die höchſten Berge gekommen ſind."

Ich laſſe auf dieſen Auszug aus Herrn Commerſons Nachrichten über die Kimos einen kleinen Aufſatz von Herrn de Modave über eben den Gegenſtand folgen.

„Als ich im September 1768 nach dem Fort Dauphin kam, gab man mir einen ziemlich ſchlecht geſchriebenen Aufſatz über ein ſonderbares Volk, das in der madekaſſiſchen Sprache Kimos heißt, und die Mitte der Inſel Madagaſkar in 22° S. Br. bewohnt. Ich hatte ſchon öfters davon ſprechen hören, aber mit ſo vieler Verwirrung, daß ich auf einen Umſtand, der doch ins Licht geſetzt zu werden verdient, beynahe gar nicht Acht gab. Die Sache betrifft ein Volk von Zwergen, die in Geſellſchaft leben, von einem Ober=

haupte regiert werden und unter dem Schutze bürgerlicher Geſetze ſtehen. Zwar kannte ich in Flaccourts Berichte eine Stelle, die ſich auf dieſe Völkerſchaft bezieht; aber ſie hatte keinen Eindruck auf mich gemacht, weil Flaccourt die Erzählung von dieſem Zwergvolke als eine von den Herrau-Spielern erfundene Fabel verwirft. (Dieſe Leute ſind Gaukler und wahre Scharlatane, welche ihr Leben damit zubringen, daß ſie ungereimte Geſchichten ſingen und lächerliche Erzählungen machen.) Flaccourt nennt dieſe kleinen Leute Pygmäen, und miſcht in ihre Geſchichte zugleich einen angeblichen Stamm von Rieſen, die, der alten Tradition zufolge, ehemals in dieſer Inſel große Verwüſtungen angerichtet haben. Er erzählt, auf den Bericht der Herrau-Spieler: die Pygmäen hätten vor Zeiten einen Einfall in das Land Anoſſi gethan, und wären von den Etanas, den urſprünglichen Bewohnern deſſelben, zurück geſchlagen worden. Dieſe hätten die Pygmäen am Ufer des Fluſſes Itaper umringt, ſie alle niedergemacht, und dann an dem Orte eine Menge Steine, zu Grabmahlen für ihre Feinde und zu Monumenten ihres über ſie erfochtenen Sieges, errichtet."

„Ich zog im Fort Dauphin und der umlie-

Digitized by Google

genden Gegend alle mögliche Erkundigung ein, und entſchloß mich dann vor zwey Monathen, einige Perſonen auf die Entdeckung dieſes Pygmäenlandes auszuſchicken. Eine umſtändliche Nachricht von dieſer Unternehmung, die aber durch die Untreue und den wenigen Muth der Wegweiſer ohne Erfolg war, iſt in meinem Tagebuche aufgezeichnet. Doch habe ich wenigſtens den Vortheil gehabt, mich zu verſichern, daß wirklich eine Nation von Zwergen in einer Gegend von Madagaſkar wohnt. Dieſe Völkerſchaft heißt Kimos. Die mittlere Größe der Mannsperſonen, welche einen langen und zugerundeten Bart tragen, macht drey Fuß fünf Zoll aus; die Weiber ſind um einen Zoll kleiner *). Die Kimos ſind dick und unterſetzt;

*) Dieſe Stelle harmonirt nicht ganz mit der oben in Commerſons Nachricht vorkommenden Ausmeſſung; denn dort hieß es ausdrücklich, die Kimoſinn ſey 3 Fuß 7 Zoll hoch geweſen, welches zwey Zoll größer iſt, als hier die Statur der Männer angegeben wird, da doch die Weiber um einige Zoll kleiner ſeyn ſollen. Man ſieht wohl, daß dieſe Nachrichten noch ſehr unbeſtimmt ſind, und daß man überhaupt, auch ohne den Skepticismus, der aus unwiſſendem Übermuthe entſpringt, Urſache hat, weitere Beſtätigungen dieſes ſeltſamen Faktums abzuwarten, ehe man

ſie haben eine weniger ſchwarze Haut als die übrigen Inſulaner, und ihr Haar iſt kurz und wollicht. Sie ſchmieden Eiſen und Stahl, woraus ſie ſich Lanzen und Haſſagais verfertigen. Dieß ſind die einzigen Waffen, deren ſie ſich zur Vertheidigung gegen ihre Feinde bedienen, die ihnen bisweilen Vieh wegzunehmen ſuchen. Sobald ſie bemerken, daß Scharen von Reiſenden, durch ihr Land zu gehen, Anſtalt machen, binden ſie Ochſen an Bäume, und fügen auch andre Proviſionen hinzu, damit die Fremden an ihrer Grenze Mittel zum Unterhalte finden; ſind aber dieſe nicht ſo klug, ſie in Frieden zu laſſen, und ſich mit den in ſolchen Umſtänden gewöhnlichen Geſchenken zu begnügen, ſo wiſſen die

---

es als unbezweifelt annimmt. Zugleich aber beweiſen dergleichen für die Antropologie ſo äuſſerſt wichtigen Punkte, und die vielen naturhiſtoriſchen Entdeckungen, die in Madagaſkar noch zu machen ſind, daß es den Europäern, ungeachtet ihrer Prahlerey, um Aufklärung und Erkenntniß kein groſſer Ernſt iſt, ſondern daß alles, was darin für die Wiſſenſchaften geſchieht, vielmehr Wirkung des Zufalls und des Enthuſiasmus einzelner Eiferer als Folge eines regelmäſſig und mit groſſen vereinigten Kräften ausgeführten Plans genannt werden muß.

G. F.

Digitized by Google

kleinen Kimos ſich nachdrücklich zu vertheidigen und mit Gewalt jeden zurück zu treiben, der ſo verwegen iſt, in das von ihnen bewohnte und nur mit Schwierigkeit zugängliche Thal einzudringen."

„Der Vater des Oberhauptes Maimbu ward auf den beiden unglücklichen Expeditionen, die er gegen dieſe Völkerſchaft unternahm, um ihr einen Theil ihrer Herden zu rauben und das Vieh dann im Fort Dauphin zu verkaufen, von Remouzai als Kapitän begleitet; und dieſer hat mir geſagt: er habe ſeine Rettung nur ſeiner beſondern Kenntniß von den hohen und ſteilen Bergen, die das Thal der Kimos rings herum abſchneiden, zu verdanken gehabt. Remouzai war mehrere Male bey dieſer Völkerſchaft geweſen. Maimbus Vater hatte ihn, als er es wagte, ſie anzugreifen, zum Wegweiſer genommen. Der erſte Einfall blieb ohne Erfolg; aber der zweyte war noch viel unglücklicher. Maimbus Bruder ward getödtet, ſein kleines Heer gänzlich in die Flucht geſchagen, und es entkamen nur ſehr Wenige der Verfolgung dieſer Pygmäen. Mit allen Nachforſchungen habe ich doch, außer Remouzai, niemand kennen lernen, der mir genaue Nachrichten über dieſe beiden Einfälle hätte geben können."

Digitized by Google

„Maimbu, mit dem ich wegen der Verproviantirung des Forts Dauphin in groſʒer Verbindung ſtand, war damals noch nicht in dem Alter, daſʒ er ſeinen Vater bey dieſem Zuge begleiten konnte; er hatte aber von daher ſolchen Abſcheu vor den Kimos behalten, daſʒ er, ſo oft ich nur von ihnen ſprach, in Wuth gerieth. Er wollte mich bereden, dieſen Stamm von Affen—denn dieſen Schimpfnamen gab er ihnen immer—zu vertilgen. Ein Oberhaupt der Mahafallen, einer Völkerſchaft unweit der Bay St. Auguſtin, der zu einem andern Oberhaupte in der Nähe des Forts kam, um Seide und andre Waaren gegen Ochſen zu vertauſchen, ſagte in Gegenwart eines von meinen Offizieren: er ſey verſchiedene Male in dem Lande der Kimos geweſen, und habe ſogar Krieg gegen ſie geführt; ſeit einigen Jahren wäre dieſe Völkerſchaft ſehr von ihren Nachbarn beunruhiget worden, und man hätte mehrere von ihren Dörfern niedergebrannt. Er rühmte ſich auch, ein Paar Kimos von beiderley Geſchlechte und beynahe von gleichem Alter, das er auf zwanzig bis fünf und zwanzig Jahre angab, bey ſich zu haben. Er verſprach meinen Offizieren, ſie mir zu ſchicken, und ich hoffe, daſʒ er Wort halten wird."

„Nach dieſes Oberhauptes und Remouzais Berichten muß ich glauben, daß das Thal der Kimos ſehr reich an Herden und an allen Arten von Lebensmitteln iſt. Dieſe kleinen Menſchen ſind nämlich arbeitſam und gute Ackerleute. Ihr Oberhaupt hat mehr unbeſchränkte Gewalt, und wird mehr geehrt als die in den übrigen Diſtrikten von Madagaſkar. Den Umfang des Thales, das ſie bewohnen, habe ich nicht erfahren können; ich weiß nur, daß es von ſehr hohen Bergen umgeben iſt, ſechzig Stunden weit vom Fort Dauphin in N. Weſtlicher Richtung liegt, und auf der Weſtſeite von dem Lande der Matatanen begrenzt wird. Ihre Dörfer ſtehen auf kleinen ſteilen Hügeln, die um ſo ſchwerer zu erſteigen ſind, da die Einwohner die Hinderniſſe des Zuganges noch vermehrt haben."

„Das Oberhaupt der Mahafallen und Remouzai ſtimmen in zwey Umſtänden nicht überein, die doch beſonders ins Licht geſetzt zu werden verdienen. Die Madekaſſen ſind allgemein der Meinung, daß die Weiber der Kimos keine Brüſte haben, und daß ſie ihre Kinder mit Kuhmilch ernähren. Auch ſagt man noch, ſie hätten die monathliche Reinigung nicht; aber zu der Zeit, wo ſie

eintreten ſollte, werde ihre Haut blutroth. Remouzai hat mich verſichert, dieſe Meinung ſey gegründet; aber das Oberhaupt der Mahafallen beſtreitet ſie; und ſo muß man ſein Urtheil wenigſtens zurück halten und ſehr behuthſam ſeyn, ehe man Phänomene glaubt, die ſo ſehr von den allgemeinen Geſetzen abzuweichen ſcheinen, wenn ſie ſich über eine gewiſſe Anzahl von Individuen erſtrecken. Ich habe mir eine Kimoſinn verſchafft, die vor einigen Jahren ein Oberhaupt der Provinz Mandrarey zur Gefangenen gemacht hat. Sie iſt von großer Statur, nämlich mit der verglichen, die man den übrigen Weibern ihrer Nation zuſchreibt; indeß hat ſie doch nur drey Fuß ſieben Zoll. Sie iſt 30 bis 32 Jahr alt; ihre Arme ſind ſehr lang und ihre Hände den Klauen eines Affen ziemlich ähnlich. Die Warzen ihres Buſens ſitzen ſo dicht in der Bruſt wie bey den magerſten Mannsperſonen, und man ſieht gar keine Spur von Brüſten. Meine kleine Kimoſinn war bey ihrer Ankunft in dem Fort erſchrecklich mager; aber ſeitdem ſie ihren gefräſſigen Appetit befriedigen kann, wird ſie wohlbeleibt, und ich glaube, daß ihre Geſichtszüge, wenn ſie erſt in ihrem natürlichen Zuſtande iſt, ſorgfältige Beobachtung verdienen werden. Der Anführer,

der mir dieſe Kimoſinn verkaufte, ſagte mir: einer ſeiner Freunde hätte einen männlichen Kimoſen, und er würde alles Mögliche thun, um mir denſelben zu ſchicken."

„Wenn das Unternehmen, das ich vor zwey Monathen machte, beſſer gelungen wäre, ſo würde ich mir gewiß die Gelegenheit nicht haben entgehen laſſen, zwey ſolche Zwerge von beiderley Geſchlechte nach Frankreich zu ſchicken; doch vielleicht bin ich in der Folge glücklicher. Es iſt ohne Zweifel kein ſonderliches Wunder, in einer ſo großen Inſel wie Madagaſkar, die unter mehreren Himmelsſtrichen liegt, und ſo äuſserſt mannigfaltige Produkte hat, Zwerge anzutreffen; aber ein wahrer Menſchenſtamm von Zwergen, die in Geſellſchaft leben, iſt ein Phänomen, das man nicht mit Stillſchweigen übergehen kann."

Mit den Nachrichten des Herrn de Modave und Commerſon kann man noch die von einem Offiziere verbinden, der ſich einen Kimoſen verſchafft hätte, und ihn, wie er mir ſelbſt ſagte, nach Frankreich ſchicken wollte, wenn nicht Herr de Surville, der das Schiff, womit er zu reiſen Willens war, kommandirte, ihm die Erlaubniß dazu verweigert hätte.

Muß man ſich, bey ſo wenig zweydeutigen Zeugniſſen, nicht wundern, daß Flaccourt alle Nachrichten von der Exiſtenz dieſes Volkes als Fabeln behandelt hat? Man ſollte doch endlich aufhören, gegen Thatſachen die Autorität dieſes Mannes aufzuſtellen, der durch ſeinen unverſöhnlichen Haß gegen die Madekaſſen in allen Stücken verdächtig iſt. Die Einwohner von Madagaſkar ſind nicht verderbte unverſtändige Menſchen, weil ihre Sitten das Gegentheil von den unſrigen ſind, und weil ſie Vergnügen daran finden, auf verſchiedene Theile ihres Körpers ſeltſame Figuren zu zeichnen. Sitten und Gebräuche unterſcheiden ſich nach den Himmelsſtrichen. Allenthalben mag der Menſch ſich gern auf verſchiedene Arten entſtellen: der Indier zieht ſich die Ohren lang; der Chineſe drückt ſich die Naſe ein, und macht ſich die Stirn platt; und wenn man ſich dann einmal bey ſolchen Kinderenen aufhalten will, ſo ſcheint der civiliſirte Menſch in dieſer Rückſicht vielleicht weniger klug als der Wilde.

Die Bewohner von Madagaſkar ſind keine Betrieger und Böſewichter, weil ſie den verderblichſten Vorurtheilen und dem leidigſten Aberglauben zum Opfer dienen. Es gibt auf der ganzen Erde kein bewohntes

Land, das nicht ſeine Fabeln und Chimären hätte; allenthalben ſieht man den Menſchen Geiſter citiren, auf die Kraft der Amulete vertrauen und den Träumereyen der Aſtrologie lächerlichen Glauben beymeſſen. Gewiß hat in den civiliſirten Ländern dieſer Schwindelgeiſt nicht die wenigſten Unordnungen erregt; denn wenn der Aberglaube ſich mit den mannigfaltigen Laſtern großer Geſellſchaften vereinigt, ſo wird ſein Gift nur um ſo wirkſamer. Mag Flaccourt die undankbare Mühe übernehmen, die abergläubiſchen Gebräuche der Madekaſſen zu ſchildern: davon hat der Leſer keinen nützlichen Unterricht. Iſt es übrigens zu verwundern, daß der Wilde, wenn er allerley furchtbare Naturſcenen um ſich her ſieht, ſie dem Zorne eines unſichtbaren Weſens zuſchreibt? Er wird dieſes durch Gebete und Opfer zu verſöhnen ſuchen, und, weil er über die Art des der Gottheit gebührenden Dienſtes irrt, in ſeinem Wahnſinne ungereimte, kindiſche und oft auch blutige Gebräuche erfinden. Nur durch dieſen Schwindelgeiſt, von dem kein Volk frey iſt, ſcheinen die Malegaſchen uns größere Verbrecher als die Kannibalen, da ſie aus dem ſträflichſten Aberglauben neugeborne Kinder, wenn die Ombiaſſen einen ſolchen Ausſpruch thun, den wil-

den Thieren vorwerfen. Dieſe Betrieger beobachten den Stand der Planeten, und verurtheilen die neugebornen Kinder, das Leben zu verlieren, wenn ihr Geburtstag für unglücklich erklärt wird. In dieſe Klaſſe gehören die Monathe März und April, die letzte Woche in jedem Monathe, ferner alle Mittwoche und Freytage im Jahre. So wird beynahe in der einen Hälfte des Jahres die Bevölkerung von Madagaſkar in ihrer Quelle gehindert! Man vollzieht indeß den unmenſchlichen Ausſpruch der Ombiaſſen nicht immer; weniger abergläubiſche, zärtliche Väter laſſen oft die unglücklichen und unſchuldigen in den Wäldern ausgeſetzten Opfer wegnehmen und ſie heimlich erziehen. Sie verſöhnen dann durch Opfer das böſe Geſtirn, das bey ihrer Geburt geherrſcht hat.

Doch ich ziehe den Vorhang über eine Abſcheulichkeit, welche die Natur empört. Warum konnte ich nicht, zur Ehre der Menſchheit, einen ſo ſtrafbaren Gebrauch ganz verbergen! Welcher Thorheiten iſt der unwiſſende und leichtgläubige Menſch nicht fähig? Unſre Irrthümer ſtehen, wenn ich mich ſo ausdrücken darf, mit unſerm Elende in gleichem Verhältniſſe: Unwiſſenheit macht

es größer; Aufklärung vermindert es. Entweder iſt der Menſch auf der Erde, die er bewohnt, ſehr neu, oder dieſe Erde hat ſehr große Revolutionen erfahren; denn wenn wir über das wenige Licht, das auch die gebildetſten Nationen haben, nachdenken — können wir uns dann unſre tiefe Unwiſſenheit verbergen, und nicht einſehen, daß wir kaum aus dem Chaos hervor gegangen ſind? Was auch der geſchickteſte Menſch weiß, iſt ſo wenig, daß wirklich nur die leichtſinnigſten und ſuperficiellſten Köpfe ſich deſſen rühmen können. Indeß muß die Beſorgniß, unſre Fortſchritte in dem Studium der Moral und der phyſiſchen Wiſſenſchaften zu ſehr zu erheben, uns nicht ungerecht gegen unſer Jahrhundert machen. Die Rechte des Menſchen ſind nun beſſer bekannt, und die Urſachen der beunruhigendſten Phänomene nicht länger ein Geheimniß. Unſre Fortſchritte in den mathematiſchen Wiſſenſchaften haben uns Geheimniſſe enthüllt, welche die Natur über unſre ſchwachen Einſichten hinaus gedrückt zu haben ſchien. Doch wie viele von uns hält Leichtſinn auf immer von dem Heiligthume dieſer Wiſſenſchaften ab! Der Wilde iſt weniger davon entfernt. Wer ganz frey geſteht, daß er nichts weiß, kann eher Belehrung erhalten als die meiſten von jenen Eingebil-

Digitized by Google

deten, die kaum die Oberfläche der Dinge kennen, und dennoch über das Schwerſte und Verwickeltſte entſcheiden. Während meines Aufenthaltes in Madagaſkar habe ich viele Proben mit den Inſulanern angeſtellt, und das Reſultat zeigte mir, wie wenige Schwierigkeiten es macht, ihnen richtige Begriffe von unſern Wiſſenſchaften beyzubringen. Ich bin oft darüber erſtaunt, wie außerordentlich leicht ſie die allgemeinen Urſachen der vornehmſten Phänomene, welche ſie am ſtärkſten in Schrecken und Verwunderung ſetzen mußten, begriffen. In civiliſirten Ländern ſind ſehr viele Menſchen zu unterbrochener Arbeit genöthigt, wenn ſie ſich ihren Unterhalt erwerben wollen; aber die wilden Nationen, welche ein fruchtbares Land bewohnen, befinden ſich nicht in dieſem Falle. Sie ſind begierig nach Unterricht, und haben Muſſe dazu.

Der nordöſtliche Theil von Madagaſkar.

Der nordöſtliche Theil dieſer Inſel iſt das reiche Vorrathshaus der Kolonieen auf Isle de France und Bourbon. Die Häfen, die am ſtärkſten beſucht werden, ſind Foulpoint,

Sainte-Marie und die Bay Antongil *). An dieſen drey Orten haben die Franzoſen Kolonieen anzulegen verſucht. Ein Soldat in

---

*) Eine nähere Angabe von der Lage dieſer Örter wird hier hoffentlich nicht am unrechten Orte ſeyn. Foulpoint, eine Benennung, die ſich von engliſchen Seefahrern herſchreibt, bedeutet die unreine Spitze. Ohne Zweifel iſt die Menge und die noch überdieß veränderliche Lage der Untiefen, Korallklippen und Sandbänke daſelbſt ein hinreichender Grund geweſen, ſich dieſes Ausdrucks zu bedienen, zumal da jeder mit Felſenſtücken belegte und ungleiche Ankergrund in der nautiſchen Sprache Foul (unrein) genannt wird. Die Landſpitze, welche dieſem Ankerplatze gegenüber liegt, wird auf 17° 40′ S. Br., und 47° 16′ O. L. von Paris beſtimmt. Die Schiffe liegen hier zwiſchen Felſenriefen, die zur Ebbezeit trocken ſind, auf offener Rhede den Winden ausgeſetzt, welches jedoch hier zu Lande, wenigſtens in der guten Jahrszeit, nicht für allzu gefährlich gehalten wird. — Der Hafen von St. Marie auf der Inſel dieſes Namens, die in der Sprache der Eingebornen Noſſi-Hibrahim heißt, liegt an der Weſtſeite derſelben, gegen ihr ſüdliches Ende zu, in 17° S. Br. und etwa funfzehn engliſche Meilen von der gegenüber liegenden Oſtküſte von Madagaſkar entfernt. Er hat ebenfalls wenig Schutz, indem die Schiffe außerhalb des kleinen Inſelchens im Eingange liegen müſſen. Auf dieſem Inſelchen liegt der

Digitized by Google

Dienſten der indiſchen Kompagnie, Namens la Bigorne, hat mir nützliche Belehrung über die Niederlaſſungen der Seeräuber an

kleine Flecken Pandekey, den die Franzoſen zu verſchiedenen Malen, nämlich 1740 und 1743, in Beſitz nahmen, und woſelbſt ſie ihre Faktoreyen errichteten, die ſie aber 1761 wieder verließen. Die ſtürmiſchen Monathe ſind hier Januar, Februar und März. In der Meerenge zwiſchen Noſſi-Hibrahim und Madagaſkar ſind Kaſchelotte oder die Art Wallfiſche, welche Wallrath führen, ſehr häufig. Die Inſel St. Maria iſt von Norden nach Süden ſechs und dreyßig engliſche Meilen lang, und, wo ſie am breiteſten iſt, von Oſten nach Weſten ſechs engliſche Meilen breit. Die Fluth ſteigt im Hafen nur vier Fuß. Das Erdreich iſt meiſten Theils ſchlecht, und hat nur einige gute Stellen; daher iſt auch die Inſel wenig bewohnt.—Die große Bay Antongil (Anton Gil), ſonſt auch Manghabey, liegt in der Nordoſtgegend von Madagaſkar. Den erſteren Namen hat ſie von ihrem Endecker Antonio Gillo, einem Portugieſen; unter dem letztern iſt ſie den Eingebornen bekannt. Sie hat von Süden nach Norden, wohin ſie ſich ins Land vertieft, eine Tiefe von zwölf bis vierzehn Seemeilen, und iſt acht bis neun Seemeilen breit, folglich vielmehr ein Meerbuſen als eine Bay. Im Norden hat ſie eine kleine Inſel, Marotte (oder Maroy, auch Maroſſe), hinter welcher die Schiffe einen guten ſichern Ankerplatz ſehr nahe am Ufer

dieſen Gegenden mitgetheilt. Er hatte ſich bey den Inſulanern beliebt gemacht und durch einen langen Aufenthalt unter ihnen eine Art von Einfluß auf ſie erlangt, der für die Adminiſtratoren von Isle de France und Bourbon viele Jahre nützlich geweſen iſt. Von ihm habe ich einige geringe Kenntniſſe von dem Charakter, den Sitten und den Produkten im nordöſtlichen Theile von Madagaſkar erhalten.

Die Einwohner dieſer Küſte ſind noch beſſer und menſchlicher als die in der Provinz Karkanoſſi. Dieſe guten Leute gebrauchen weder Schlöſſer noch Riegel, und verſchließen die Thür ihrer Häuſer nur mit Dornen und Reiſern. Sie würden ſich nicht vor Diebſtahl fürchten, wenn ihre Wohnungen auch voller Koſtbarkeiten wären. Dieſe Häuſer ſind indeß nur zuſammen gefügte Blätter und Matten, die man ohne alle Mühe einſtoſſen kann.—Als man gegen die Seeräuber, welche die indiſchen Meere beunruhigten, beträchtliche Anſtalten traf, um ihren Korſa-

---

finden. Dieſes Eiland liegt in 15° 45′ S. Br. und iſt, wie die ganze Umgrenzung der Bay, mit anmuthigen Waldungen bewachſen.

G. F.

Digitized by Google

renzügen ein Ende zu machen, geriethen ſie in Furcht, und flohen nach der Nordküſte von Madagaſkar. Wie es ſcheint, legten ſie ihre erſte Niederlaſſung auf der Inſel Noſſi-Hibrahim an, die von den Franzoſen Sainte-Marie genannt wird, und deren eine Spitze eilf Stunden von Foulpoint liegt, die andre aber ſich im Norden bis zur Öffnung der Bay Antongil erſtreckt. Es gelang ihnen, ſich durch Heirathen das Zutrauen und die Freundſchaft der Inſulaner zu erwerben. Vielleicht findet man es befremdend, daß Leute von einem ſo ſchändlichen Gewerbe kein verächtlicheres Andenken hinterlaſſen haben; allein dieſe Inſel ward für ſie und ihre Kinder ein neues Vaterland, deſſen Sitten und Gebräuche ſie annahmen. Übrigens kann man in einem ſo fruchtbaren und an allen Lebensmitteln ſo reichen Lande faſt unmöglich ein Eigenthum verletzen; denn der einzige Reichthum der dortigen Völkerſchaften beſteht im Boden, und dieſer gehört allen Inſulanern beynahe ohne Unterſchied. Es befremdet daher nicht, daß die Piraten, die immer wieder nach dieſem Zufluchtsorte hinkommen, um ihre Schiffe auszubeſſern und mit Lebensmitteln zu verſehen, von den Malegaſchen wohl aufgenommen wurden, da dieſe ihren Reichthum mit ihnen theilten,

ohne etwas von ihren Räubereyen zu muthmaſſen. Sie verglichen das Verhalten jener Elenden mit dem Verfahren mehrerer europäiſchen Schiffe, und die Vergleichung fiel nicht zum Vortheile der letzteren aus, da dieſe ſich mehr als ein Mal mit Gewalt Erfriſchungen verſchafft und dabey unerhörte Bedrückungen verübt, z. B. Dörfer abgebrannt oder ſie mit ihrem Geſchütze niedergeſchmettert hatten, wenn man ihnen nicht geſchwind genug Ochſen, Hühner und Reiß lieferte. Nach ſolchen Gewaltthätigkeiten war der Anblick eines europäiſchen Schiffes für die Inſulaner natürlicher Weiſe ein Signal des Schreckens und Unglücks. Die Bewohner auf Foulpoint haben noch nicht vergeſſen, daß im Anfange dieſes Jahrhunderts die Mannſchaft eines europäiſchen Schiffes eine Menge Inſulaner unter ein großes Zelt lockte: ſobald es voll war, fielen die Zeltſtangen zuſammen; und durch dieſe abſcheuliche Liſt konnte man ſich leicht einer großen Anzahl von ihnen bemächtigen, die dann zu Sklaven gemacht wurden. Wenn ich auch ſolche Unthaten mit Stillſchweigen übergehen könnte, ſo würde ich es doch für nützlich halten, ihrer zu erwähnen, um zu zeigen, wie viel unſre Vorgänger gethan haben, was von uns wieder gut zu machen iſt.

Die Piraten ſetzten ihre Räubereyen bis zum Jahre 1721 mit Glück fort; aber um dieſe Zeit vereinigten ſich mehrere Nationen, weil ihr Handel ungeheuern Verluſt erlitt, das indiſche Meer von dieſen furchtbaren Tyrannen zu befreyen, die ſich vor der Inſel Bourbon eines großen portugieſiſchen Schiffes, worauf ſich der Graf von Receira und der Erzbiſchof von Goa befanden, und noch an eben dem Tage eines andern Schiffes von dreyßig Kanonen, folglich zweyer ſehr beträchtlichen Priſen, bemächtigt hatten.

Die Seeräuber thaten, da ſie des Krieges gewohnt und auf ihr Glück ſtolz waren, einen langen und fürchterlichen Widerſtand. Man mußte ihnen eine beträchtliche Macht entgegen ſtellen, ſie durch ſtrenge Züchtigungen in Schrecken ſetzen, ſie Trotz allen dringenden Gefahren bis an ihren Zufluchtsort verfolgen, und ſie zwingen, daß ſie daſelbſt ihre Schiffe verbrannten. Dieſer ſtrengen Mittel bediente man ſich, um das indiſche Meer von den Räubern zu befreyen, die es beunruhigten, ſeitdem Vasco de Gama den europäiſchen Schiffen den Weg nach Indien eröffnet hatte. Nach dem gänzlichen Verluſte ihrer Schiffe konnten die Piraten dem Handel nicht mehr ſchaden und ſich nicht mehr

aus der unbedeutendſten Niederlaſſung her= vor wagen, die ſie auf St. Marie, der un= weit Madagaſkar gelegenen kleinen Inſel, angelegt hatten. Doch dieſe Böſewichter be= gingen jetzt, als ſie einem irrenden, umher= ſchweifenden Leben entſagen mußten, neue Unthaten. Da ſie in fruchtbaren Gegenden, wo kein Eigenthum abgeſondert iſt, ihr ſchändliches Gewerbe nicht mehr mit Vor= theil treiben konnten, weil ſie viel zu ſchwach waren, die Inſulaner zu unterjochen; ſo hät= te man glauben ſollen, es bliebe ihnen kein anders Mittel zu ſchaden übrig, als Zwie= tracht unter den Inſulanern anzuſtiften. Aber wären ſie bloß dabey ſtehen geblieben, Un= einigkeit und Kriege unter den Malegaſchen zu erregen; ſo würde das Feuer wahrſchein= lich wieder erloſchen ſeyn, und dieſe ſich dann, wenn ſie bey ruhigern Zeiten zur Ver= nunft gekommen wären, unfehlbar an die Piraten gehalten und ſich für die Treuloſig= keit derſelben gerächt haben. Es war alſo, wenn ihre verderblichen Plane gelingen ſoll= ten, nothwendig, daß ſie den Krieg für die Inſulaner nützlich machten. Der Verkauf der Gefangenen, d. h. der Sklavenhandel, er= füllte für ſie die Abſicht, die Uneinigkeiten unter den Malegaſchen immerfort zu er= halten, um dadurch neue Mittel zur Be=

Digitized by Google

reicherung zu gewinnen, und die europäiſchen Nationen, welche jenen abſcheulichen Handel begünſtigen, zu ihren Freunden und Beſchützern zu machen. So endigten die Piraten ihre Räubereyen mit dieſem neuen Verbrechen, welches noch jetzt die Inſel Madagaſkar entvölkert. Es hat ſeit dem erſten Entſtehen immer zugenommen, und man kann eben ſo ſchwer ſein Ende abſehen, als ſeine traurigen Folgen berechnen. Von allen durch die Seeräuber veranlaßten Unordnungen und Übelthaten iſt die Einführung des Sklavenhandels in Madagaſkar unſtreitig die größte. Dieſer verdient um ſo mehr Abſcheu, da die, welche Vortheil von ihm ziehen, die dadurch verurſachten Übel kaum empfinden. Wenn aber aufgeklärte Nationen dieſes Verbrechen begehen—darf man ſich da wohl wundern, daß die Malegaſchen, weil ihnen der Verkauf der Sklaven immerwährenden Vortheil verſchafft, noch jetzt dankbar gegen die ſchändlichen Menſchen ſind, denen ſie, nach ihrer Meinung, den größten Theil ihrer Reichthümer zu verdanken haben? Ehe dieſe Räuber ſich unter ihnen niederließen, hatten Rind- und Schafvieh keinen Werth; auch für Reiß und andere Lebensmittel bekamen die Inſulaner nicht mehr, als die Schiffer ihnen zu geben für gut fanden. Es

ſcheint ſogar, als hätten die Piraten, ſo lange ſie ihre Räubereyen trieben, bey der Rückkehr von jeder Expedition den Gewinn ihrer Fahrten in Trunkenheit und andern Ausſchweifungen verſchwendet.

Mangel an Bedachtſamkeit für die Zukunft iſt bey Leuten, die an ein herumſchweifendes und zerſtreuetes Leben gewöhnt ſind, nicht ſelten, und die äußerſt große Verſchwendung dieſer ſchlechten Leute befremdet alſo nicht; aber man darf ſich nicht wundern, daß ſie den Inſulanern die unreine Quelle, aus der ſie ihren Reichthum ſchöpften, verbargen. Vielleicht iſt dieß der einzige Punkt, worin ſie klug zu ſeyn gezwungen wurden; denn ſonſt konnten ſie ſich den Haß der Inſulaner zuziehen, an deren Freundſchaft ihnen doch viel gelegen ſeyn mußte. Gewiß würden die Malegaſchen ſo gefährliche Gäſte, wenn ſie die Verderbtheit derſelben gekannt hätten, vertilgt haben; aber da ihr Andenken bey den Inſulanern nicht verhaßt iſt, ſo müſſen dieſe ſich durch tiefe Verſtellung und durch den äußern triegeriſchen Schein von Zuneigung und Vertrauen haben verführen laſſen. Verſtellung konnte übrigens jenen Böſewichtern nicht ſchwer fallen, da ſie von der früheſten Jugend an zu Liſt gewöhnt waren.

Digitized by Google

Nur auf dieſe Art läßt es ſich erklären, wie die Malegaſchen noch eine Art von Zuneigung zu dieſen ſchändlichen Räubern, ja, ich möchte faſt ſagen, eine gewiſſe Ehrfurcht für dieſelben, haben können.

In der Zeit, als die Piraten bloß damit beſchäftiget waren, die indiſchen Meere zu beunruhigen, konnten ſie auf Madagaſkar keine großen Unordnungen erregen. Ihr Aufenthalt auf dieſer Inſel war immer ſehr kurz, und übrigens konnten ſie, da ſie ſchleunig ihre Schiffe ausbeſſern und ſich Lebensmittel verſchaffen mußten, nicht darauf denken, Unruhen und Zwietracht unter den Bewohnern zu ſtiften; denn ihre Abweſenheit gab den letzteren Gelegenheit, ſich an ihren Weibern und Kindern zu rächen und ihre Niederlaſſungen zu Grunde zu richten. Aber ſobald ſie gezwungen wurden, ihrem ſchändlichen Gewerbe zu entſagen, befolgten ſie in ihrer Art zu leben einen ganz andern Plan: ſie dachten auf Mittel, einen Theil der Reichthümer, die ſie ſo unbedachtſam verſchwendet hatten, wieder zu erlangen, und ſich den Schutz der Europäer dadurch zuzuſichern, daß ſie ihnen einen Handelszweig verſchafften, deſſen Umfang und Wichtigkeit ſie kannten. Dieſe ſchlechten Menſchen haben zuerſt

Digitized by Google

den Sklavenverkauf in dem nordöſtlichen Theile von Madagaſkar eingeführt. Alle Traditionen des Landes ſagen uns dieß, und la Bigorne hat es mir beſtätigt. Nur durch viele Unruhen und Uneinigkeiten, die ſie auf der Inſel erregten, kamen jene Räuber gegen das Jahr 1722 dahin, den Widerwillen der Malegaſchen gegen einen ſo abſcheulichen Handel zu beſiegen. Vorher hatten mehrere europäiſche Schiffe die Inſulaner vergebens dahin zu bringen geſucht, ihre Gefangenen und Übelthäter zu verkaufen. Ihre Unterhandlungen hierüber waren mit Unwillen verworfen, und ſie ſelbſt, wenn ſie Liſt oder Gewalt zu brauchen gewagt hatten, auf eine ſchreckliche Art beſtraft worden. Die Seeräuber kannten den Muth der Malegaſchen beſſer, um ſich eben der Mittel zu bedienen; ſie ſahen ein, daß ihre Anzahl nicht hinreichte, dieſelben zu unterjochen, oder ihnen über einen Handel, gegen den ſie Widerwillen empfanden, Geſetze vorzuſchreiben. Die geringſte Gewaltthätigkeit in dieſem Stück hätte ihnen, und noch gewiſſer ihren Weibern und Kindern, den Untergang zugezogen. Der ſicherſte Weg zur Erreichung ihres Endzweckes war der, daß ſie unter den Inſulanern Zwietracht erregten, und die innerlichen Kriege derſelben benutzten, um ſie dahin zu bringen, daß ſie

Digitized by Google

ſich ihrer Gefangenen entledigten, die ihnen durch ihre Anzahl nothwendig zur Laſt werden mußten. Aber mitten unter allen dieſen Unordnungen war ihnen zur Erreichung ihrer Abſichten und wegen ihrer Sicherheit äuſserſt viel daran gelegen, mit beiden Parteyen in Verbindung zu bleiben und die Rolle der Vermittler zu ſpielen. Sie mußten alſo eine Gelegenheit oder wenigſtens einen ſcheinbaren Vorwand abwarten, um dieſen haſſenswerthen Plan auszuführen; und eine ſolche Gelegenheit fand ſich bald.

Die Bethalimenen, eine Völkerſchaft im Innern des Landes, hatten ihre Dörfer verlaſſen und ſich in großer Anzahl nach dem Wohnorte der Seeräuber aufgemacht, um ſich verſchiedene Handelsartikel, deren Nutzen und Bequemlichkeit ſie einſahen, zu verſchaffen. Beſonders fragten ſie ſehr ſtark nach ſchönem Kattun, nach Schnupftüchern von Maſulipatnam, Muſſelinen und einigen anderen mehr oder weniger koſtbaren Waaren. Die Bewohner der Seeküſte, die unter dem Namen Antawarren und Maniwulis bekannt ſind, ſahen ſie mit wahrem Vergnügen bey ſich, und würden es für Verletzung ihrer Gaſtfreundſchaft und zugleich ihrer Zuneigung zu den Seeräubern gehalten haben, wenn

ſie die letzteren in dem Handel um Vieh und allerley andere Lebensmittel, die ihnen zum Verproviantiren ihrer Schiffe nothwendig waren, nur im mindeſten geſtört hätten.

Die Bathalimenen ſind wirthſchaftlicher und muthiger als die Antawarren und Maniwulis; ſobald ſie daher ſahen, daß die Seeräuber durch die gänzliche Zerſtörung ihrer Marine die Quelle ihrer Reichthümer verloren hatten, machten ſie Anſtalt, mit dem reichen Gewinne, den ſie zuſammen gebracht, wieder nach ihren Dörfern zurück zu kehren. Die Antawarren und Maniwulis würden ſich ihrer Abreiſe nicht widerſetzt haben, wenn die Seeräuber nicht alles angewendet hätten, ſie aufzureizen. Dieſe ſtellten ihnen nämlich vor: die köſtlichen Waaren, die Frucht ihrer Mühe und ihrer Zuneigung, wären auf immer für ſie verloren, wenn ſie zugäben, daß dieſelben aus ihrem Gebiete gingen, und in das Innere des Landes vertheilt würden. So ließen die Antawarren und Maniwulis nach einem langen Widerſtande, der bloß von Ehrfurcht für die Rechte der Gaſtfreundſchaft herrührte, ſich endlich überreden und zu einem ungerechten Kriege verführen. Dieſer blutige Krieg war die Quelle von allen denen, welche noch jetzt den nordöſtlichen

Theil von Madagaſkar verheeren. Vor dieſer Zeit lebten die Inſulaner in Frieden; die kleinen Zwiſtigkeiten, die unter Geſellſchaften von geringer Größe unvermeidlich ſind, währten niemals lange, und ließen keine Spur von Groll zurück. Die Piraten waren übrigens ſo klug, ſich nicht bey dem Heere der Antiwarren und Maniwulis ſehen zu laſſen, doch ohne daß ſie deßhalb den Anſchein haben wollten, als beobachteten ſie die Neutralität: ſie verkauften nämlich dieſen beiden Völkerſchaften zu einem ſehr hohen Preiſe Waffen und Kriegsmunition; den Bethalimenen ſchlugen ſie dieſe Hülfe ab, gaben ihnen aber insgeheim den verrätheriſchen Rath, von einem erſt kürzlich zu Foulpoint angekommenen europäiſchen Schiffe gegen ihre Gefangenen Feuergewehre und Kriegsmunition einzutauſchen. Die Bethalimenen benutzten dieſen Rath begierig, da ſie über die Gewaltthätigkeiten, welche die beiden andern Völkerſchaften gegen ſie begingen, im höchſten Grade aufgebracht waren. Sie hatten bey einer tapfern Vertheidigung eine große Anzahl Gefangener gemacht; dieſe waren ihnen jetzt zur Laſt, und durch den Verkauf derſelben konnten ſie die zur weitern Vertheidigung nöthigen Waffen bekommen. Sie wußten es den Seeräubern Dank, daß dieſe

Digitized by Google

ihnen Mittel an die Hand gegeben, die beiden anderen Völkerſchaften für ihre Untreue zu beſtrafen; jezt hatten ſie hinlängliche Munition, ja ſie waren noch beſſer damit verſehen als ihre Feinde, die nun ihrer Abreiſe kein Hinderniß mehr in den Weg legen konnten. Eben die Madekaſſen, die von je her einen unüberwindlichen Widerwillen gegen den Verkauf von Sklaven gezeigt hatten, veränderten in dieſem Stücke plözlich ihre Grundſäze. Sie hielten uns indeß für Menſchenfreſſer; und die unaufhörlichen Bemühungen der Europäer, ſich durch Liſt oder Gewalt Sklaven zu verſchaffen, hatten nicht wenig dazu beygetragen, ſie in dieſer für uns ſchimpflichen Meinung zu beſtärken. Die Feinde der Weißen—und ihrer gab es nicht wenige—machten ſich ein Vergnügen daraus, dieſe gehäſſige Verläumdung zu verbreiten, und man verſichert ſogar, ſie ſey von einer Generation zu der andern ſo fortgepflanzt worden, daß ſie ſich noch jezt erhalte. Das beſte Mittel, dieſe erniedrigenden Beſchuldigungen zu vernichten, wäre gewiß, einige junge Malegaſchen bey uns mit vorzüglicher Sorgfalt erziehen zu laſſen, und ſie dann nach ihrem Vaterlande zurück zu ſchicken. Dieß würde übrigens außerdem die größte Wohlthat für die Inſel seyn, und

Digitized by Google

man hat daher ſehr viel Urſache ſich zu wundern, daß es bis jetzt noch nicht geſchehen iſt.

Ich ſage nichts von der langen Reihe von Kriegen, die ſeit jenem Zeitraume den nördlichen Theil von Madagaſkar unaufhörlich verwüſtet haben; doch muß ich anmerken, daß die Piraten, die einzigen Urheber der Streitigkeiten, ſich immer die Liebe aller drey Völkerſchaften zu erhalten wußten. Seitdem verſchmäheten die Europäer es nicht mehr, ſich um ihre Protektion zu bewerben. Der öffentliche Verkauf der Sklaven diente dazu, den Haß und die Rachſucht in vollen Flammen bleiben zu laſſen; und beides wird die Inſel am Ende ganz verheeren! Wie viele Opfer für die unerſättliche Habſucht einiger Räuber!

Der Sklavenhandel, der dazu gedient hatte, die Macht der Piraten zu gründen, war auch ihren Kindern vortheilhaft. Tamſimalo, deſſen Mutter die Tochter eines mächtigen Oberhauptes, und deſſen Vater ein alter, durch Liſt und Räubereyen berühmter Pirat war, bemächtigte ſich nach dem Tode des Letztern der oberſten Herrſchaft. Unter ſeiner Regierung fiel nichts Außerordentliches vor; indeß iſt ſein Andenken den Inſu-

Digitized by Google

lanern noch werth, und ſie ehren ſeine Aſche, die ſeit dem Jahre 1745, wo er ſtarb, auf der Inſel St. Marie ruht.

Sein Sohn Jean Harre (Zanhar?) *) folgte ihm in der Regierung; aber ſeine Macht war eingeſchränkter, und durch ſein ſchlechtes Verhalten zog er ſich die Verachtung ſeiner Unterthanen zu. Er machte Foulpoint zu ſeiner Reſidenz, und überließ die Regierung von St. Marie ſeiner Mutter und ſeiner Schweſter, die unter dem Namen Betty bekannt iſt. Kurze Zeit nach Tamſimalos Tode legte die indiſche Kompagnie auf St. Marie eine Niederlaſſung an. Herr Goſſe bekam den Auftrag, in ihrem Namen dieſe Inſel in Beſitz zu nehmen. Er ließ ſich bey dieſer Ceremonie von Betty, Tamſimalos Tochter und Zanhars Schweſter, begleiten, obgleich dieſe Ehre, nach den Gebräuchen des Landes, der Wittwe des Tamſimalo, deren Oberherrſchaft anerkannt war, gebührt hätte. Die leztere, ein ſtolzes herrſchſüchtiges

*) So ſchreibt le Gentil dieſen Namen. Durch die Leſeart des Abbe Rochon möchte man verleitet werden, an Johannes (Jean) zu denken, da man doch vermuthlich nur Dſchanhar ausſprechen ſoll. G. F.

Weib, fand ſich durch die Vernachläſſigung und Verachtung, die Goſſe bey dieſer Gelegenheit gegen ihren Rang bezeigt hatte, äußerſt beleidigt, und ſchwor, ſich zu rächen. Goſſe verachtete ihren Zorn lange Zeit; dieß Verhalten war aber unweiſe, und konnte der ihm anvertraueten Kolonie früher oder ſpät großes Unglück zuziehen. Während des Herbſtes ſchwächten epidemiſche Krankheiten und hartnäckige Fieber die Kolonie; die Adminiſtration von Isle de France mußte alſo jährlich neue Mannſchaft dahin ſchicken, um den durch die ungeſunde Luft verurſachten großen Verluſt zu erſetzen. Die Mortalität war im Herbſte ſo groß, daß man die Inſel nur den Kirchhof der Franzoſen nannte. Freilich ſorgte man indeß ſehr dafür, nach dieſem ungeſunden Orte nur ſolche Leute hinzuſchicken, an deren Verluſt nicht viel gelegen war.

Goſſe, der es an Achtung gegen Tamſimalos Wittwe fehlen ließ, wandte übrigens, wie man verſichert, alle Mittel an, Bettyn zu gefallen. Dieſes reizende Frauenzimmer verband mit einer angenehmen Figur viele Annehmlichkeit, und die Inſulaner hatten zu ihr viel mehr Liebe als zu ihrer Mutter. Sie war nicht unempfindlich gegen Goſſens

Zuneigung, und vereitelte mehr als ein Mal die verderblichen Plane, die ihre Mutter gegen die Franzoſen gemacht hatte; doch endlich waren ihrem Dienſteifer Grenzen geſetzt, und es ſtand nicht in ihren Kräften, ſie zu überſchreiten. Tamſimalos Wittwe beſchuldigte Goſſen, er habe die ehrwürdige Aſche ihres Gatten beunruhigt, und die in deſſen Grabe verſchloſſenen Reichthümer weggenommen. Dieſe Beſchuldigung, mochte ſie nun wahr oder falſch ſeyn, erregte eine ſolche Gährung, daß augenblicklich der Untergang der Franzoſen unwiderruflich beſchloſſen ward. Die Inſulaner brachen plötzlich auf das Etabliſſement ein, ſteckten es in Brand, und ermordeten alle Franzoſen ohne Unterſchied. Sobald man dieſen unglücklichen Vorfall, der ſich an dem Tage vor Weihnachten 1754 ereignete, auf Isle de France erfuhr, bekam ein bewaffnetes Schiff Befehl, ſich vor den Eingang des Hafens von St. Marie zu begeben, und die Bewohner der Inſel auf das ſtrengſte zu beſtrafen. Dieß geſchah auf eine fürchterliche Art: man ſteckte eine Menge Dörfer in Brand. Mehrere große Kanots mit Inſulanern wurden in den Grund gebohrt. Das, worin ſich Tamſimalos Wittwe befand, bemühete ſich vergebens, die Bay Antongil zu erreichen und auf dieſe Art

den nachſetzenden Schaluppen zu entgehen. Das Geſchütz erreichte es; jene Frau ward getödtet, und mehrere von ihren Begleitern hatten daſſelbe Schickſal. Die übrigen wurden zu Gefangenen gemacht. Unter den letzteren befand ſich auch Betty. Man brachte ſie nach Isle de France, und hier rechtfertigte ſie ſich vor dem hohen Rathe. Sie bewies nämlich, daß bloß ihre Mutter an der Ermordung der Franzoſen Schuld hätte; daß ſie ſelbſt durch ihre Verbindungen mit Goſſen in Lebensgefahr gekommen wäre, und daß ſie zu St. Marie nicht mehr ſicher ſeyn könnte, da ſie durch ihre Anhänglichkeit an die Franzoſen, und durch ihre Bemühungen zur Rettung derſelben das Vertrauen und die Zuneigung der Inſulaner verloren hätte. Der hohe Rath ward von ihrer Unſchuld überzeugt, und ſchickte ſie mit beträchtlichen Geſchenken nach Foulpoint zu ihrem Bruder Zanhar zurück. Man trug ihr auf, alle Mittel anzuwenden, daß die Ruhe und die Eintracht zwiſchen den Bewohnern von Foulpoint und den Franzoſen wieder hergeſtellt würde. Die erſteren hatten ſich vor Schrecken über die zu St. Marie angerichteten Verwüſtungen in das Innere des Landes zurück gezogen. Aller Handel war abgebrochen, und doch machten die Bedürfniſſe von Isle

Digitized by Google

de France es nothwendig, daß man ihn auf alle nur mögliche Art wieder herzuſtellen ſuchte. Betty war bey ihrem großen Einfluſſe auf ihren Bruder vor allen andern Perſonen geſchickt dazu, die Abſichten der Adminiſtration zu erfüllen. Sie machte nun gemeinſchaftliche Sache mit la Bigorne, geweſenem Soldaten der indiſchen Kompagnie, einem Manne von Einſicht und Thätigkeit. Dieſer erlernte in kurzer Zeit die malegaſchiſche Sprache, und erwarb ſich durch ein offenes gleichmäſſiges Betragen die Zuneigung der Inſulaner. Seinen Bemühungen und ſeiner Thätigkeit verdankte man die Wiederherſtellung des Handels. Unter mehreren ehrenvollen und einſtimmigen Zeugniſſen für die von ihm geleiſteten Dienſte erwähne ich nur das von Herrn Poivre, der im Jahre 1758 Augenzeuge von dem guten Verhalten dieſes braven Soldaten war. Ihm zufolge iſt la Bigornes Andenken den Malegaſchen noch immer werth. Er hatte übrigens ſeinen Einfluß auf dieſe mehr ſeinem guten Charakter als ſeiner Beredſamkeit zu verdanken; denn er war in den Reden, die er vor den Inſulanern in ihren großen Verſammlungen oder Palabras*) hielt, nicht mit den malegaſchi-

*) Palabra bedeutet Wort, Unterredung, pour-

ſchen Rednern zu vergleichen. Herr Poivre, der mehrmals ſolchen Verſammlungen beygewohnt hatte, ſagte mir öfters, daß die natürliche Beredſamkeit der Malegaſchen ihn in wahres Erſtaunen geſetzt habe. Er pflegte gern mit allen kleinen Umſtänden zu erzählen, was bey einem großen Palabra vorgegangen war, wozu alle benachbarten Oberhäupter ſich mit einer unzähligen Menge Volks eingefunden hatten, um einen Handelstraktat mit den Kommiſſären unſrer indiſchen Kompagnie zu ſchließen. Hier iſt das, was er mir ſagte, in wenigen Worten.

Der Redner begrüßte erſt die Oberhäupter, trat dann gegen die Franzoſen vor, machte ihnen eine tiefe Verbeugung und wandte ſich hierauf mit folgenden Worten an la Bigorne:

„Du weißt, la Bigorne, daß ſeit mehr als achtzig Jahren die Weißen hierher kom-

---

parler. Es iſt eins von den Wörtern, welche an die Portugieſen und ihre Erſcheinung in Indien erinnern, ſo wie oben S. 91 das Wort Aldea. Vermuthlich haben die Freybeuter es nach Madagaſkar gebracht; denn in der einheimiſchen Sprache pflegen dergleichen öffentliche Reden den Namen Kabarr zu führen. G. F.

Digitized by Google

men, um mit den Malegaſchen zu handeln. Kannſt du ſagen, daß jemals einer von ihnen durch einen Mann unſeres Volkes getödtet worden iſt? Wir haben ſie immer nicht bloß als unſere Brüder, ſondern auch als die Herren des Landes aufgenommen. Wenn die Franzoſen Ochſen und Reiß von uns verlangten, ſo weigerten wir uns niemals. Wenn ſie Palliſaden ſetzen und Hütten bauen wollten—gingen wir dann nicht in die Wälder, um das ihnen nöthige Holz zu ſuchen? Haben die, welche vor dir kamen, la Bigorne, und die, welche hier ſind, irgend eine Urſache gehabt, ſich über uns zu beklagen? Haben ſie nicht Waſſer aus unſeren Quellen geſchöpft? Haben ſie nicht Holz in unſeren Wäldern gefällt, ohne daß ein Menſch in Foulpoint ſie gefragt hätte: warum thut ihr das? Die Völker in Süden und im Norden, und noch neuerlicher die zu St. Marie haben die Franzoſen ermordet und Krieg mit ihnen geführt; aber die von Foulpoint haben niemals einen geſchlagen, ſondern im Gegentheile ihnen alle Arten von Hülfe geleiſtet und ihnen zu jeder Zeit Wohlwollen und Freundſchaft erwieſen. Wären denn alſo die Oberhäupter von Foulpoint weniger mächtig als ihre Nachbarn? La Bigorne, ſie ſind mächtiger. Fürchten ſie ſich vor Krieg mit

den Weißen? Nein. Wer würde es aber wagen, Tamſimalos großen Sohn, Zanhar, unſern Oberherrn und Vater, zu bekriegen? Was für Weiße könnten verwegen genug ſeyn, die furchtbaren und unüberwindlichen Oberhäupter, die hier zugegen ſind, Maruat, Ramiſi und Ramatao, anzugreifen? Würden wir nicht ſelbſt den letzten Tropfen Blut vergießen, um ſie zu vertheidigen? Alſo haben die Franzoſen nur unſrer Freundſchaft, unſerm guten Herzen, die ausgezeichnete Begegnung zu verdanken, die ihnen zu Foulpoint, ſo lange ſie den Hafen beſuchen, widerfahren iſt."

„Nun wollen wir auch das Betragen der Franzoſen gegen uns betrachten. Weßhalb, la Bigorne, haſt du, ohne Zanhar und die andern Oberhäupter um Erlaubniß zu bitten, Palliſaden von großen Pfählen geſetzt, die viel ſtärker und von viel größerm Umfange ſind als die vorherigen? Biſt du darin dem alten Gebrauche gefolgt? Rede, antworte! Haſt du ihnen das geringſte Geſchenk gemacht? Doch du ſchweigſt. Du errötheſt, fühlſt dich ſchuldig, ſiehſt ſie an, und forderſt von ihnen Nachſicht. Ich bitte hier für dich die unüberwindlichen edelmüthigen Oberhäupter, Zanharn unſern Oberherrn,

welcher in dieſer hohen Verſammlung den Vorſitz hat, um Verzeihung für deine Unbeſonnenheit. Wir lieben dich, la Bigorne; aber mißbrauche die Zuneigung, die wir zu dir haben, künftig nicht mehr. Schwöre, daß du nicht wieder in ähnliche Fehler verfallen willſt. Solche Vergehungen würden dir das Herz der Einwohner von Foulpoint auf immer entziehen; und um es zu behalten, ſchwöre uns, daß du künftig unſern Vortheil für den deinigen anſehen willſt. Frage alſo deine hier verſammelten Oberen, weßhalb ſeit der Ankunft der letzten ſieben große Schiffe die Kapitäne niemals, der Gewohnheit gemäß, Geſchenke gemacht haben, da dieſe doch bey dem Tauſche, den die Weißen mit den Malegaſchen treffen wollen, zu Befeſtigung des guten Vernehmens dienen? Weßhalb haben dieſe Schiffe nicht Sachen mitgebracht, um das zu bezahlen, was die Franzoſen ſchon ſeit einem Jahre ſchuldig ſind? Wir verkauften ihnen mit Redlichkeit alle Arten von Lebensmitteln, und hatten weiter keine Sicherheit, als kleine Stücke Papier, worin nach deiner Verſicherung das Verſprechen ſteht, daß wir in drey Monden bezahlt werden ſollen. Weßhalb iſt dieſes feyerliche Verſprechen bis auf dieſen Tag unerfüllt geblieben? Gewiß will man uns zwingen, den

Handel mit den Weißen abzubrechen oder wenigſtens unſer unbegrenztes Vertrauen in ihre Worte und Eidſchwüre auf das ſchmerzlichſte verletzen."

„Im vorigen Jahre fuhr ein großes Schiff hier vorbey. Es war in dem dringendſten Mangel an Lebensmitteln, und hatte auch nicht die erforderlichen Sachen, um ſich ſeine Bedürfniſſe zu verſchaffen. Die Kaufleute von Foulpoint gaben ihm Ochſen und Reiß, und rechneten ſie nicht höher an, als wenn bares Geld entrichtet worden wäre. Man verſprach, uns durch das erſte Schiff, das von Isle de France käme, bezahlen zu laſſen. Seitdem ſind zwölf hier geweſen, und alle haben ſich geweigert, eine ſo gerechte Foderung abzutragen. — Wirſt du noch ſagen, la Bigorne, daß die Leute von Foulpoint es an Redlichkeit gegen die Franzoſen haben fehlen laſſen? Wirſt du noch ſagen, daß du uns einen Ochſen zu theuer bezahlſt, wenn du eine Kaufflinte (fusil de traite) dafür gibſt? Wirſt du ſagen, eine Klafter blaue Leinwand ſey der gehörige Preis für eine Schale mit funfzig Pfund Reiß? Du mußt entweder glauben, wir wiſſen gar nicht, was die Lebensmittel in Isle de France koſten, oder du haſt den thörichten Plan, uns Ge-

ſetze vorzuſchreiben, da du ſie doch von uns annehmen mußt. — Iſt es nicht wahr (fuhr der Redner fort, indem er ſich an die Verſammlung wandte), daß ihr künftig mit dieſen Fremden auf einem beſſern und billigern Fuß handeln wollt? (Die Verſammlung bezeugte durch einen allgemeinen lärmenden Zuruf, daß dieß allerdings ihr Wille ſey. La Bigorne wollte nun das Wort nehmen; aber der Redner hinderte ihn daran, und fing, auf Zanhars und der übrigen Oberhäupter Befehl, von neuem an zu reden.) — Höre nun die Bedingungen, welche die Kaufleute von Foulpoint dir vorſchreiben. Die Schale Reiß ſoll vermindert werden, wenn die Weißen beym Meſſen unten daran ſtoſſen, daß der Reiß zuſammen fallen und mehr in die Schale hinein gehen ſoll. Sie wollen auch das Maß nicht mehr gehäuft ſeyn laſſen, wie es ſonſt geſchehen iſt. (Über dieſe Bemerkung lachte die Verſammlung.) Man wird künftig einen Ochſen nicht für eine ſchlechte Kaufflinte geben, ſondern ein gutes Soldatengewehr dafür fordern. Die Klafter blaue Leinwand ſoll nach dem alten Maße genommen werden. Das Bamburohr Pulver ſoll man um ſo viel vermehren, daß drey dergleichen hundert Flintenladungen enthalten. Die Leute von Foulpoint, die bey den Weißen als

Marmites, d. h. als Bediente, ſtehen, ſollen als Lohn für dreyßig Tage Dienſt eine Kaufflinte bekommen." — Nun wandte ſich der Redner wieder an die Oberhäupter und an die Verſammlung, und ſagte zu ihnen: „Iſt das nicht euer letzter Wille"? Von allen Seiten her rief man ihm unter Geſchrey, Lobſprüchen und Beyfallsbezeugungen: Ja, zu. Sobald der Lärm ſich gelegt hatte, rief der Redner mit einer donnernden Stimme:

„Du hörſt, la Bigorne, den Willen des Palabre. Er iſt das Geſetz der Oberhäupter und der Wunſch des Volkes, das mit den Weißen handelt. Erkläre nun deinen Herren alles, was ich dir geſagt habe. Wenn ſie die Bedingungen annehmen, ſo wollen wir den Vertrag durch ein feyerliches Opfer beſtätigen: wo nicht, ſo können ſie gehen, wir haben ihnen dann keine Lebensmittel zu geben."

La Bigorne überſetzte Herrn Poivre die hier mitgetheilte Rede Wort für Wort. Der letztere mußte ſein Anſehen brauchen, um jenen zu hindern, daß er dem Redner nicht die Heftigkeit ſeiner Äußerungen vorwürfe. Er war es nämlich nicht gewohnt, von den Malegaſchen mit ſo weniger Schonung be-

Digitized by Google

handelt zu werden; und die Lektion ſchien ihm um ſo bitterer, da er ſie in Gegenwart von Offizieren bekam, welche die Kompagnie mit ihrem Vertrauen beehrte.

Herr Poivre hörte im Gegentheile die nachdrückliche Sprache der Wilden mit Vergnügen. Ihre ſtarken ſoliden Gründe machten Eindruck auf ihn; aber da ihm das Interesse der Kompagnie anvertrauet war, ſo ſtand es nicht in ſeiner Gewalt, an dem gewöhnlichen Preiſe der Lebensmittel etwas zu ändern. Er trug la Bigornen auf, dieß der Verſammlung zu ſagen, wobey er zugleich verſicherte, daß die Kaufleute von Foulpoint ungeſäumt und reichlich für ihre Lieferung bezahlt werden ſollten. Die Erhöhung des Lohns für die Leute in Dienſten der Weißen bewilligte er, und begleitete zugleich alle ſeine Verſprechungen mit den verbindlichſten Äußerungen und mit allem, wovon er glaubte, daß es auf die Oberhäupter Eindruck machen könnte. Er predigte ihnen Frieden und Eintracht, und behandelte ſie dabey als Brüder und Freunde; auch gab er ihnen zu verſtehen, daß alle Weißen, die nicht eben die Geſinnungen und eben die Achtung gegen ſie hätten, ſich allgemeines Mißfallen zuzögen. Herrn Poivres Rede, welche la Bigorne

Digitized by Google

in der madekaſſiſchen Sprache vortrug, ſchien auf die Verſammlung weniger Eindruck zu machen als auf den madekaſſiſchen Redner; und bloß auf den Rath des letztern ward der Vertrag durch Zuruf beſchloſſen. Es lag nicht wenig daran, daß er zu Stande kam: die Bedürfniſſe der Schiffe waren dringend; denn zum Unterhalte für ſechs hundert Mann wurden täglich drey Ochſen und eine Quantität Reiß erfordert. Der Traktat ward mit vieler Feyerlichkeit geſchloſſen. Der Redner tödtete das Opfer, fing das Blut in einem irdenen Geſchirre auf, miſchte Seewaſſer, Gänſefuß, geſtoſſenen Flintenſtein, ingleichen ein wenig Erde und Pulver darunter, das er mit Taffia oder Rum benetzt hatte. Alle dieſe verſchiedenen Species zerrieb er mit zwey bleyernen Kugeln, machte auf dieſe Art ein Getränk daraus, und rief hierauf den Teufel an: er ſollte es jedem, der davon koſtete und ſeinen Eid nicht hielte, in Gift verwandeln. Dann nahm er zwey Lanzen oder Haſſagais, und tauchte die eiſerne Spitze in das Getränk, indeß Zanhar einige Tropfen davon auf die Erde fallen ließ.

Der Redner hielt in der rechten Hand ein Meſſer, und rief erſt den Gott der Weiſſen, dann aber auch den Gott der Schwar-

Digitized by Google

zen an, und betete zu ihnen mit lauter Stimme, daß ſie das Herz beider Parteyen mit Frieden, Freundſchaft, Eintracht und Redlichkeit erfüllen möchten. Hierauf hieb er mit ſeinem Meſſer plötzlich die in das Getränk getauchte eiſerne Spitze der beiden Haſſagais ab, und ſprach ſchreckliche Flüche und Verwünſchungen gegen jeden aus, der den Vertrag brechen würde.

„Wenn die Weißen ihren Eid nicht halten, ſo werde ihnen dieß Getränk zu Gift! Orkane, die aus den vier Weltgegenden wüthend hervor brechen, ſollen ihre Schiffe ergreifen, die Wellen ſie verſchlingen, und die Leichname dieſer Boshaften von den fürchterlichen Ungeheuern, die im Meere wohnen, zerriſſen werden! Höre, Zanhar! höre wohl die Stimme des mächtigen Geiſtes, der mich beſeelt! Wenn die Leute von Foulpoint niederträchtig und boshaft genug ſind, dieſen feyerlichen Vertrag zu verletzen, ſo werde ihnen dieſes Getränk zu Gift! ſo ſollen ſie durch das Schwert ihres Feindes fallen! ihr Bauch ſoll zerberſten, und ihr unreiner Leichnam die Speiſe der Krokodille werden! Muß der unſichtbare Geiſt, der über dieſe Verſammlung wacht, nicht Rache haben? muß er nicht den Meineid ſtrafen, da er die Eid-

ſchwüre annimmt? Alle Menſchen, Weiße oder Schwarze, ſind vor ihm gleich: alle ſind ſeinem höchſten Willen unterworfen. Er fordert von uns allen einerley Treue und Redlichkeit, unter einerley ſtrengen und ſchrecklichen Strafen."

Rabeſin (ſo hieß der Redner) ſprach dieſe ſchrecklichen Verwünſchungen drey Mal mit ſolcher Heftigkeit in der Stimme und den Geberden aus, daß ſie auf die Verſammlung einen unbeſchreiblichen Eindruck machten. In dieſem Zuſtande der Unruhe und des Schreckens nahmen Zanhar und die andern Oberhäupter mit zitternder Hand in einem Blatte vom Raven ungefähr einen Löffel voll von dem ekelhaften Getränke, und verſchluckten es mit ſchrecklich verzerrten Geſichtszügen. Ihr Beyſpiel ward von dem größten Theile derer, welche dieſer Verſammlung beywohnten, befolgt. Nur einige Franzoſen ließen es bey dem Scheine bewenden, ſo lebhaft auch la Bigorne in ſie drang; ohne Zweifel, weil er glaubte, daß dieſe lächerliche und widrige Poſſe, wenn nicht zum guten Fortgange, doch wenigſtens zur Dauerhaftigkeit des Vertrages nothwendig wäre.

Rabeſin ſchritt hierauf zur Verrichtung

Digitized by Google

des Opfers, und dann ward dieſes berühmte Palabre mit einem großen Gaſtmahle, worauf Tanz, Muſik und Spiele folgten, zwar etwas lärmend, aber ſehr fröhlich beſchloſſen. Ich habe lieber dieſes Palabre als andere, denen ich ſelbſt beywohnte, beſchrieben, weil damals wichtigere Angelegenheiten verhandelt wurden. Dieſe flüchtige Schilderung iſt indeß hinreichend für den Leſer, dem es mehr um Belehrung zu thun iſt als um Beluſtigung mit allen den kindiſchen Armſeligkeiten, welche nicht bloß in Madagaſkar, ſondern auch in beſſer polizirten Ländern, oft bey den wichtigſten Angelegenheiten Statt finden.

Rabeſin hatte die Geſchicklichkeit, ſeine Geſichtszüge nach Belieben zu verändern. Seine Reden, mit denen ſeine Geſtikulation immer überein ſtimmte, ſchienen überzeugen zu müſſen; auch war ihm die Kunſt, Leidenſchaften zu erregen, nicht fremd. — Iſt es nicht zu bewundern, daß ein Wilder in dieſer Täuſchungskunſt, von der die Redner bey civiliſirten Nationen oft einen ſo gefährlichen Mißbrauch machen, einen ſo hohen Grad von Vollkommenheit erlangt hatte? Wie konnte Rabeſin wiſſen, daß man, um zu täuſchen, immer lieber die Sprache des Herzens als

die Sprache der Vernunft brauchen muß? Wie hatte er die Kunſt gelernt, unſern geheimen Hang zu Gaukeleyen und Chimären zu benützen?*).

Nabeſin ſtand in großem Rufe. Sein Charakter entſprach übrigens ſeinen Talenten keines Weges. Er war von ſeiner früheſten Jugend an durch ſeine Verbindungen mit den Europäern verderbt worden, und galt für den liſtigſten und gefährlichſten Betrieger. La Bigorne, der beſſer als irgend jemand ſeine Laſter und ſeine Herrſchſucht über die Einwohner von Foulpoint kannte, war genöthigt, ihm nicht nur öffentlich alle Arten von Ehrerbietigkeit und Achtung zu bezeigen, ſondern mußte ihn auch in der größten Stille durch beträchtliche Geſchenke zu gewinnen ſuchen. Nur auf dieſem Wege konnte er ſeine Abſichten erreichen; jedes andre Mittel wäre fehlgeſchlagen, und hätte ihm Verdrießlichkeiten zugezogen. Unbeſtechliche Leute ſind nicht gar zu häufig, und die civiliſirten Nationen haben in dieſem Stücke keinen Vorzug vor den Wilden. Die meiſten von unſern Rednern machen es, zwar mit

*) Hier bleibt in der Überſetzung eine lange Deklamation über Rednerkünſte weg.

Digitized by Google

mehr Kunſt, aber vielleicht mit einem weniger täuſchenden Äußern als Rabeſin, der eine Sache, für deren eifrigſten Vertheidiger man ihn hielt, geſchickt zu ſeinem Vortheile verkaufte. Sollte man nicht glauben, er müßte ſich dem Handelstraktate, den die Agenten der oſtindiſchen Kompagnie mit den Kaufleuten von Foulpoint ſchließen wollten, auf das äußerſte widerſetzt haben? Und als derſelbe plötzlich und unvermuthet geſchloſſen war, konnte man vernünftiger Weiſe nur Zanharn und den übrigen Oberhäuptern die Schuld geben, da man ihnen öffentlich ein reiches Geſchenk machte. Aber la Bigorne, den Rabeſins Rede ſehr verdroſſen hatte, ſagte Herrn Poivre hintenher: alle ſeine Bemühungen würden vergeblich geweſen ſeyn, wenn dieſer Redner nicht vor dem Palabre durch Geſchenke gewonnen geweſen und förmlich Allem beygetreten wäre, was man ohne die Theilnahme Zanhars und der übrigen Oberhäupter beſchloſſen hatte. Dieſer Umſtand iſt unter Wilden ſehr merkwürdig, da bey ihnen Redlichkeit und noch mehr die Furcht, feyerliche Eide zu brechen, die ſtrengſte Beobachtung alles deſſen gebieten, was bey äußerſt ſchwerer Strafe feſtgeſetzt worden iſt.

Digitized by Google

Den Tag nach dem Abſchluſſe des Traktates war der Markt von Foulpoint in Überfluß verſehen. Die Schiffe eilten, ihre Vorräthe an Lebensmitteln zu ergänzen; und dieß geſchah eben ſo ſchnell als mit geringen Koſten.

Herr Poivre gab nach ſeiner Ankunft in Frankreich der indiſchen Kompagnie ein gutes Zeugniß von la Bigornen. Dieſer war damals zu Foulpoint nur Dolmetſcher; aber auf Herrn Poivres Empfehlung übertrug man ihm das Geſchäft, unter dem Befehle der Adminiſtration von Isle de France, in ganz Madagaſkar alle Angelegenheiten die ſich auf den Handel und die Verproviantirung der Schiffe bezögen, zu betreiben. Man hatte Urſache, mit dieſer Wahl zufrieden zu ſeyn. La Bigorne betrug ſich mit Klugheit und Einſicht, bis er im Jahre 1762, weil er Zanhar'n bekriegt hatte, nach Isle de France zurück gerufen ward. Man verſichert, er habe ſich alle Mühe gegeben, den Frieden in Foulpoint zu erhalten; es ſey aber für ihn unvermeidlich geweſen, mehrere mächtige und mit den Franzoſen verbündete Oberhäupter nachdrücklich zu unterſtützen, da dieſe ſich über Räubereyen und Gewaltthätigkeiten von Seiten Zanhars zu be-

ſchweren hatten, deſſen Hang zu Laſtern und Ausſchweiſungen von Tage zu Tage immer gröſser ward.

Die gegen Zanhar feindſelig geſinnten Oberhäupter vereinigten ſich, um la Bigor-nen zu vermögen, daſs er das Kommando ihrer Truppen übernähme. Dieſer tapfre Soldat gab ihrem Bitten nur unter einer Bedingung nach, welche Wilden ein wenig ſonderbar vorkommmen muſste; er erklärte nämlich ohne allen Hehl: wenn er das Kommando der Armee übernähme, ſo würde er die kluge Vorſicht beobachten, ſich niemals dem feindlichen Feuer auszuſetzen, weil ſein Tod unfehlbar den Untergang der tapferen Krieger nach ſich ziehen würde, die unter ihm ſtritten. Ein General, der nur die Stimme ſeines Muthes hörte, ſich mit in das Gefecht hinreiſsen laſſe, und Theil an dem Kampfe nehme, habe es nicht mehr in ſeiner Gewalt, ſeine Macht auf die vortheilhafteſte Art zu poſtiren; dann ſey das Heer ganz ohne Befehlshaber, folglich komme nothwendig Unordnung unter die Kämpfenden, und das Ungefähr entſcheidet über den Sieg.

Ich weiſs nicht, ob la Bigornes Grün-

Digitized by Google

de auf die Malegaſchen Eindruck machten. Undiſciplinirte Völker, die es ſich gar nicht in den Sinn kommen laſſen, daß aus Ordnung und völliger Übereinſtimmung immer Vortheile entſpringen, mußten wohl glauben, ihr General la Bigorne habe mehr Talente als Muth. Indeß ordneten ſie ſich, nachdem ſie einiges Befremden und Erſtaunen bezeigt hatten, unter ſeinen Befehl. La Bigorne ließ ſie einige ſehr einfache Manöuvres machen; und da er fand, daß ſie unterwürfig und entſchloſſen wären, ſeinen Willen pünktlich zu befolgen, ſo rückte er auf den Feind los. Sobald die beiden Heere einander gegenüber ſtanden, wiederhohlte er den Befehl, das Treffen nicht eher anzufangen, als bis er das Signal dazu gäbe.

Zanhars Armee war viel zahlreicher und ſtärker als die ſeinige; aber la Bigornen ſicherte ſeine Stellung den vollſtändigſten Sieg zu, ſobald Zanhar es wagte, ihn anzugreifen. Dieſer hatte nicht Talent genug, das Nachtheilige ſeiner Stellung einzuſehen, und griff die feindliche Armee lebhaft an; aber man ſchlug ihn auf eine ſo ſchreckliche Art zurück, daß er ſich nur durch die Flucht retten konnte. So ward Zanhar, den man bisher den Unüberwindlichen genannt hatte,

durch die bloßen Anordnungen eines Mannes überwunden, der in dem Gefechte gar nicht zum Vorſcheine kam, und ſogar in einiger Entfernung von dem Kampfplatze war.

Als Zanhar nachher erfuhr, daß la Bigorne die Bewegungen des Heeres, welches ihn geſchlagen, gelenkt hatte, ſagte er: „Wie konnte ich mich gegen den unſichtbaren Geiſt eines Weißen, der mich angriff, vertheidigen? Aber, um mich zu rächen, will ich Foulpoint verlaſſen, und mich nach der Bay Antongil begeben. Meine Entfernung von jenem Hafen wird die dortigen Kaufleute unruhig machen; es wird nichts mehr auf die Märkte kommen, und der Handel darunter leiden. La Bigornes Vorgeſetzten werden ihn nach Isle de France zurück rufen, und folglich verſpricht mir meine Entfernung von Foulpoint baldige Befreyung von meinem furchtbarſten Feinde.“

Was Zanhar erwartet hatte, geſchah wirklich ſehr bald. Seine Niederlage hatte auf Foulpoint alles in Traurigkeit geſtürzt, und ſeine Entfernung unterbrach allen Handel gänzlich. Einige Oberhäupter, die la Bigornes Freunde waren, bemüheten ſich vergebens, Lebensmittel nach den Märkten zu

Digitized by Google

bringen; denn die Kaufleute von Foulpoint ſetzten ſich aus allen Kräften dagegen. Die franzöſiſchen Schiffe, die nach dieſem Hafen gekommen waren, um Erfriſchungen zu hohlen, bemüheten ſich, Frieden und Eintracht unter den Inſulanern wieder herzuſtellen; aber es gelang ihnen nicht, und ſie mußten ſich, da es ihnen an den nothwendigſten Bedürfniſſen fehlte, in dem bedauernswertheſten Zuſtande wieder nach Isle de France begeben. Auf ihre allgemeinen Klagen fiel la Bigorne in Ungnade, und ward zurück berufen; indeß verſichert man, er ſey nicht ſtrafbar geweſen, und nur wenige würden an ſeiner Stelle Zanhars Bedrückungen ſo lange erduldet haben. Ich möchte dieß wohl glauben; aber ſein Verhalten wird dem immer ſtrafbar ſcheinen, welcher der Meinung iſt, man dürfte in einem fremden Lande nicht Regeln vorſchreiben und Geſetze geben.

Wie dem auch ſeyn mag—la Bigornes Abreiſe brachte Zanharn nach Foulpoint zurück. Man nahm ihn daſelbſt bey weitem beſſer auf, als er es hoffen konnte, und der Handel bekam ſchnell wieder ſeine vorige Lebhaftigkeit. Indeß währte die unmäſſige Freude nicht lange. Das Feuer der Zwietracht war nicht erloſchen, ſondern Haß

und Uneinigkeit ernährten es. Nach einer langen Reihe von Kriegen ward Madagaſkar endlich von dem furchtbaren unruhigen Tyranne befreyet, der weder mit ſeinen Bundesgenoſſen noch mit ſeinen Unterthanen im Frieden leben konnte. Die Maniwulis tödteten Zanharn im Jahre 1767; hierauf ward das Seinige geplündert, und diente dazu, ſeine Feinde zu bereichern und ihre Macht zu vermehren.

Sein Sohn Jawi erbte nur einen kleinen Theil von den Beſitzungen ſeines Vaters. Er war noch zu jung, um ſich nicht mit dem zu begnügen, was man ihm zu laſſen für gut fand. Von ſeiner Regierung reden wir nicht, ob wir gleich Gelegenheit gehabt haben, ſie ziemlich genau kennen zu lernen; denn dieſer Jawi, dem es an Energie und natürlichem Verſtande fehlte, hat nichts gethan, was wichtig genug wäre, uns damit zu beſchäftigen.

Bey Zanhars Tode gehörten Isle de France und Bourbon nicht mehr der indiſchen Kompagnie; der König hatte ſie wieder übernommen und Herrn Poivre zum Intendanten dieſer Kolonie ernannt. Nun war la Bigornen kein Hinderniß mehr im

Digitized by Google

Wege, ſich wieder nach Foulpoint zu begeben, wo die Umſtände ſeine Gegenwart äuſserſt nützlich machten. Bey ſeiner Ankunft daſelbſt erhielt er von den Inſulanern die ſchmeichelhafteſten Zeichen von Achtung und Freundſchaft. Um des ausgezeichneten Rufes Willen, worin er ehemals wegen ſeiner Talente und Rechtſchaffenheit unter den Inſulanern geſtanden hatte, machten ſie ihn zum Schiedsrichter in allen ihren Zwiſtigkeiten. Er ſtellte in dem nördlichen Theile von Madagaſkar den Frieden wieder her, und Herr Poivre konnte ſeinem guten Verhalten immer nur Lob ertheilen. Ich kann bezeugen, daſs er dieſes verdiente; denn ich habe ihn auf einer Reiſe, die ich im Jahre 1768 nach Madagaſkar machte, ſehr genau kennen lernen. Herr Poivre wollte ſich für ſeinen berühmten Garten Montplaiſir, der jetzt unter dem Namen des königlichen botaniſchen Gartens auf Isle de France bekannt iſt, die ſeltenſten und nützlichſten Pflanzen aus Madagaſkar verſchaffen. Er beehrte mich mit ſeiner Freundſchaft und ſeinem Vertrauen; daher übertrug er mir die Veranſtaltung dieſer Sammlung, ohne Zweifel des ſchätzbarſten Geſchenkes, das er der ihm anvertrauten Kolonie machen konnte. Überhaupt lieſs der einſichtsvolle Herr Poivre niemals

ein Schiff abreiſen, ohne daß er dem Kapitäne oder irgend einem unterrichteten Offiziere den Auftrag gab, ihm die verſchiedenen Produkte der Länder, welche ſie beſuchen ſollten, mitzubringen. Seine Bitte war immer mit einer Inſtruktion begleitet. So ward der Garten Montplaiſir unter ſeinen Händen die reichſte Pflanzſchule, die man kennt; denn er enthält die ſchätzbarſten Pflanzen aus allen vier Welttheilen.

Bey meiner Ankunft zu Foulpoint fand ich la Bigornen nicht. Dieß that mir um ſo mehr leid, da er den beſondern Auftrag hatte, mir Mitttel an die Hand zu geben, wie ich den Endzweck meiner Reiſe erfüllen könnte. Indeſſen beſuchte ich erſt die Gegenden um Foulpoint, ehe ich mich zu ihm nach dem Dorfe Mananhar begab, welches an dem Eingange der großen Bay Antongil liegt. Auf der Fahrt dahin durchſtreifte ich auch die Inſel St. Marie, und hielt mich ſo lange daſelbſt auf, als es nöthig war, um ihre verſchiedenen Produkte kennen zu lernen. Erſt den achten Tag nach meiner Abreiſe von Foulpoint kam ich zu Mananhar an. La Bigorne nahm mich ſehr gefällig auf; er theilte mir verſchiedene Erläuterungen mit, von denen ich hier nur ſehr kurze

Auszüge geben kann. Mit ihm beſuchte ich die merkwürdigſten Örter in der Nachbarſchaft der großen Bay Antongil; beſonders beſah ich die erſtaunlichen Brüche von Bergkryſtall, deſſen Stücke ſo ungeheuer groß ſind, daß es beynahe fabelhaft ſcheint.

Doch ich muß meine Nachricht von den Niederlaſſungen, welche die Franzoſen in dem nördlichen Theile von Madagaſkar angelegt haben, vollenden. Ich ſchließe mit der, welche dem Grafen Beniowski anvertrauet war. Dieſes große Etabliſſement, das unter dem Miniſterium des Herrn de la Boynes unternommen ward, koſtete dem Staate Millionen *), hatte gar keinen Fortgang,

*) Es kann unſern Leſern nicht anders als willkommen ſeyn, nach Anleitung deſſen, was Herr Rochon hier erzählte, die Nachrichten, die Beniowski ſelbſt aufgeſetzt hat, und die in jedermanns Händen ſind, näher prüfen zu können. Indeß, ſo tadelnswerth der ungariſch-polniſche Abenteurer hier erſcheint, und ſo gerecht die Vorwürfe ſeyn mögen, die man ſeiner an Verrücktheit grenzenden Projektmacherey aufbürdet, ſo ſcheint es doch, daß man nicht ſowohl den Feuerkopf ſelbſt als vielmehr die Schwachköpfe in Frankreich hätte tadeln ſollen, die ihn nicht überſehen konnten und ihm einen ſo wichtigen

zog der Inſel Madagaſkar neues Unglück zu, und nahm zuletzt ein tragiſches Ende.

Als er im März 1772 aus Kanton nach

Oberbefehl vertrauten. Den unbeſtimmten Ausdruck, daß Beniowski dem Staate Millionen gekoſtet habe, widerlegt die in ſeinen Memoiren vorkommende Rechnung, an deren Authenticität zu zweifeln man keine Urſache hat, und nach welcher der ganze Verluſt, der durch ſeine Niederlaſſung verurſacht worden iſt, ſich auf 413814 Livres beläuft. Allerdings ergibt ſich aus den hier mitgetheilten Nachrichten, daß die franzöſiſche Kolonie auf Isle de France gänzlich hätte zu Grunde gehen können, ehe Beniowski im Stande geweſen wäre, ſeinen Plan auszuführen und ihr durch ſeine neue Einrichtung des Handels nach Madagaſkar aufzuhelfen. Man begreift alſo auch wohl, daß die Adminiſtratoren auf Isle de France ihm entgegen arbeiten und zugleich als rechtſchaffene Männer ihre Schuldigkeit gegen ihren Vorgeſetzten thun konnten; allein man verzeiht es dem Grafen Beniowski, daß er ihr Benehmen in einem andern Lichte ſieht, da die Bereitwilligkeit des franzöſiſchen Miniſteriums ihn in der hohen Meinung, die er von ſich, von ſeinen Planen und ihrer Wichtigkeit und Gemeinnützigkeit hegte, nur mehr als zu ſehr beſtärken, und ihm alles, was ſich ihm widerſetzte, in einem gehäſſigen Lichte zeigen mußte. Es iſt wirklich zu bedauern, daß man dieſem brauſen-

Isle de France kam, ſchrieb er einen Brief an den Gouverneur, worin er ſeine Abenteuer vom Anfange an erzählte *). Der Brief ward auf der Inſel bald bekannt, und man wunderte ſich einiger Maſſen darüber, daß Beniowski alles aus der Acht gelaſſen hatte, was dem Seefahrer in Anſehung des Weges von Kamtſchatka über Japan nach China hätte Licht geben können. Es waren nur die erſten Anfangsgründe der Nautik nöthig, um die Bleywürfe, den Ankergrund, die Stärke und Richtung der Winde, imgleichen die Lage der Klippen und der vorzüglichſten Kaps, und endlich, wenn nicht die Länge, doch wenigſtens die Breite der Hauptpunkte anzugeben. Schon aus dem Tagebuche des Steuermanns hätte er dieſe Angaben nehmen können. Indeß prahlte Beniowski mit dem Umfange ſeiner Kenntniſſe,

---

den Orkane keine gute Richtung geben, und ſeine Kraft nicht ſo mäſſigen konnte, daß ſie wohlthätig und nützlich geworden wäre. G. F.

*) Unſer Verfaſſer gibt hier dieß Schreiben der ganzen Länge nach; da es aber weiter nichts enthält, als was Beniowski in ſeinen Nachrichten ausführlicher erzählt, ſo iſt es in der Überſetzung, als völlig entbehrlich, weggelaſſen worden.

Digitized by Google

und wollte einen neuen Weg von Kamtſchatka nach China entdeckt haben. Jene kurze Nachricht von ſeiner Reiſe beweiſt aber, daß er ſelbſt die gemeinſten und gewöhnlichſten Kunſtausdrücke der Nautik nicht wußte, und gibt gar kein Dokument, gar keine ſichere Spur von der Richtung des Weges, den er genommen haben will. Dieß iſt keines Weges eine unſichere Anklage. Ich berufe mich auf jeden, der ihn ſo wie ich aus Kanton auf Isle de France hat ankommen ſehen. Alle werden bezeugen, daß er, um ſeine Abenteuer noch romanhafter zu machen, öffentlich verſicherte: er habe ſich auf einem ſchlecht ausgerüſteten und bemannten Schiffe ohne Lebensmittel, oder vielmehr mit keinem andern als mit Fiſchmehl, eingeſchifft, und nach ſeiner Abfahrt von Kamtſchatka die aſiatiſchen Küſten verlaſſen, um ſich an die amerikaniſchen zu begeben. Noch mehr: dieſer unerſchrockne Abenteurer ſcheuete ſich nicht, vor erfahrnen Seeleuten zu verſichern, er ſey an unbekannten Ländern, nordwärts von Kalifornien, gelandet. Gegen dieſe ſonderbare Behauptung machte man ihm eine Menge Einwürfe. Bey dem elenden Zuſtande ſeines Schiffes hatte ſeine Erzählung wenig Wahrſcheinlichkeit; überdieß erwähnte das kurze Tagebuch, daß er unvorſichti-

Digitized by Google

ger Weiſe bekannt machte, gar nichts von Ländern im Norden, von Kalifornien, und noch weniger von ihren Produkten. Beſonders bey dieſem Punkte ſchien Beniowski in äußerſt großer Verlegenheit zu ſeyn; er wußte den überläſtigen Fragen, die man deßhalb an ihn that, auf keine andere Art auszuweichen, als daß er ſagte: er wolle ſeine ſchätzbaren Entdeckungen bloß ſeinem Hofe vorbehalten *). Mit dieſer Ausflucht

*) Die unbeſtimmten Ausdrücke, deren ſich Beniowski bedient haben mag, werden hier mit zu großer Strenge gegen ihn gedeutet. Wenn er es für gut fand, ſeine Entdeckungen im Norden geheim zu halten und zugleich ſich doch geltend zu machen, ſo konnte er nicht wohl anders davon ſprechen, ohne ſich zu weit mitzutheilen. Seine Eitelkeit und ſein Ehrgeiz ſind immer weit mehr im Spiele als ein Hang zur bloſſen zwecklosen Aufſchneiderey. Übrigens weiß man jetzt durch die Bekanntmachung ſeines Tagebuches, was von ſeiner Fahrt gegen Norden zu halten iſt. Der Schluß, und wenn ihn auch der vernünftige Herr Poivre ſelbſt gezogen hätte, war unſtreitig falſch, daß Beniowski ein Betrieger ſey, weil er ſich weigerte, ſeine Reiſeroute auf einem Planiglobium zu zeichnen. Es war ja ſehr begreiflich, daß er einem Fremden nicht das Verdienſt laſſen wollte, die erſte genaue Nachricht von ſeiner Reiſe nach Frankreich zu ſchicken, da er die

kam er aber nicht durch. Man legte ihm ein Planiglobium vor, und bat ihn, ſeine Reiſeroute darauf zu entwerfen, wobey man ihn zugleich verſicherte, daß er ſich hierdurch gar nicht kompromittiren könnte; aber Beniowski weigerte ſich. Herr Poivre, damaliger Intendant von Isle de France und Bourbon, ſah es ſehr gern, daß man ſich in ſeiner Gegenwart bemühete, die unverſchämte Scharlatanerie jenes Fremden aufzudecken. Dieſer einſichtsvolle Mann vermied es weislich, unmittelbaren Antheil an der Sache zu nehmen; aber er bediente ſich dieſes lebhaften Angriffs, um Herrn de Boynes ein nützliches und gerechtes Mißtrauen gegen Beniowskis angebliche Entdeckungen einzuflößen. Sein Bericht hatte, wie wir in der Folge ſehen werden, nicht die gute Wirkung, die er davon erwartete; indeß wäre es im höchſten Grade ungerecht, wenn man ihm hierüber nur den mindeſten Vorwurf machen wollte.—In Isle de France erregte Beniowskis unwahrſcheinliche Erzählung allgemeinen Unwillen, und ward von jedem einſichtsvollen Manne getadelt. Beſonders empörte es, daß er ohne Scheu erzählte, er

---

Abſicht hatte, durch dieſe Mittheilung für ſich ſelbſt zu wirken. G. F.

ſey in Rußland genöthigt worden, um ſeine Freyheit wieder zu erhalten, eine ſchriftliche Erklärung auszuſtellen, daß er einen Mord begangen, von dem er doch nichts gewußt habe. Gibt es denn wohl auf der ganzen Erde ein Land, wo das authentiſche Geſtändniß einer Mordthat ein Mittel iſt, ſich die Freyheit wieder zu verſchaffen? Was kann der Zweck einer ſo anſtöſſigen Erklärung ſeyn? Iſt es nicht unmöglich, den Bewegungsgrund davon zu errathen? — Man wird es mir hoffentlich verzeihen, daß ich unſern Beniowski einen Abenteurer nenne; denn nicht ſeine Aufſätze allein ſprechen gegen ihn: wir haben noch viel härtere Anklagen.

Als Beniowski aus dem Gefängniſſe in Kamtſchatka entflohen war, begab er ſich mit dreyßig oder vierzig andern Gefangenen nach China. Kaum hatte er Kanton erreicht, ſo fanden ſich unter den dortigen Franzoſen Männer, denen ſeine Unglücksfälle zu Herzen gingen. Dieß iſt eine Thatſache, und doch hat Beniowski nie etwas davon erwähnt. Die Negocianten und die Beamten der indiſchen Kompagnie gaben ihm und den Leuten, deren Befehlshaber er ſich nannte, reichliche Unterſtützung; man that noch mehr für ihn:

man vermochte den Herrn de St. Hilaire, ihn und ſeine ganze Geſellſchaft an Bord zu nehmen und nach Isle de France zu bringen. Anfänglich machte dieſer Kapitän einige Schwierigkeit, weil er eine ſehr reiche, Privatperſonen zugehörige Ladung an Bord hatte. Er äußerte einige Beſorgniß, eine ſo große Menge Fremde, die aus den Gefängniſſen in Kamtſchatka entflohen waren, mitzunehmen; allein Mitleid beſiegte bey ihm jede andere Rückſicht. Sobald Herr de St. Hilaire ſich auf dem offnen Meere befand, ward ſeine Unruhe weit heftiger, und nicht ohne Grund, wieder rege. Man gab ihm Anlaß, ſeine unvorſichtige Großmuth zu bereuen. Die Abenteurer hatten bey dem Einſchiffen ihre Waffen ſorgfältig verſteckt. Als der Kapitän dieſe Hinterliſt erfuhr, bekümmerte es ihn ſehr, daß er Leute auf ſeinem Schiffe hatte, die ihm vielleicht eher vorſchreiben konnten, als Befehle von ihm annehmen wollten. Dreyßig oder vierzig auf eine furchtbare Art bewaffnete Gefangene konnten ihn wohl wegen einer Ladung von mehreren Millionen beſorgt machen; und wozu ſollte er ſich in einer ſo kritiſchen Lage entſchließen? Sollte er ſeine Autorität gebrauchen und dieſe Fremden entwaffnen? Allein ſeine Mannſchaft war ſchwach, und ſein Schiff ſchlecht armirt. Sollte er das

Digitized by Google

Vermögen ſeiner Kommittenten auf das Spiel ſetzen? ſein Leben und ſeine Freyheit gegen ſtarke, entſchloſſene, tollkühne Leute wagen, die alles zu gewinnen und nichts zu verlieren hatten? Der unbedeutendſte Vorwand konnte einen Streit, einen Aufſtand veranlaſſen; und es war der Klugheit gemäß, beides zu vermeiden. Als ein vernünftiger Mann überdachte Herr de Saint Hilaire genau die Gefahr, die er voraus ſah, und nahm ſich vor, alle Schritte ſeiner Paſſagiere insgeheim beobachten zu laſſen. Er that noch mehr: er ſtellte ſich, als erwieſe er dem Grafen Beniowski die größte Ehrerbietung und Achtung. Nunmehr wird unſer Abenteurer ein Mann von Wichtigkeit; er erſchöpft alle Künſte der unverſchämteſten Marktſchreyerey, um ſich noch mehr Anſehen zu geben, und täuſcht ſogar ſeine Unglücksgefährten durch die lächerlichſten Prahlereyen. Er erklärt ſich öffentlich für ihr Oberhaupt; ſeine Befehle werden auf das allerſtrengſte vollzogen; von jetzt an iſt er gebietender Herr und ſie gehorſame Sklaven. Wer mit ihm ſprechen wollte, mußte ein Edelmann ſeyn. Auch dieß iſt eine ausgemachte Thatſache, die ich von dem Herrn de St. Hilaire und ſeinen Offizieren erfahren habe.

Beniowski fand durch die Ehrenbezeigun-

gen, die man ihm auf eine geſchickte Art erwies, ſeinen Stolz geſchmeichelt. So wurden Ruhe und Ordnung im Schiffe erhalten, und die zum Wohl der Seefahrer ſo nöthige Subordination durch jene gefährlichen Leute nicht weiter geſtört. Man landete nach einer kurzen und glücklichen Fahrt endlich an Isle de France. Unſtreitig verdient Herr de Saint Hilaire Lobſprüche für ſein weiſes und gemäſſigtes Verfahren, und man kann verſichern, daß er ſich mit Geſchicklichkeit aus einer ſehr kritiſchen Lage gezogen hat *).

---

*) Wer nur einiger Maſſen mit der Grundregel der Billigkeit bekannt iſt, ſich an eines Andern Stelle zu ſetzen, und Andern nicht zu thun, wie man ſelbſt nicht behandelt werden möchte — den muß dieſer ſo ganz grundloſe, durch keine einzige Thatſache gerechtfertigte Verdacht wirklich verdrießen, zumal wenn man ſieht, wie abſichtlich der moraliſche Charakter des Abenteurers Beniowski erſt mit den häßlichſten Farben geſchildert wird, um die jämmerliche Furcht des Herrn de St. Hilaire doch einiger Maſſen zu motiviren. Es iſt ſo ſehr die Frage, wie es dieſen dreyßig oder vierzig Leuten möglich ſeyn konnte, ihre Waffen ſo geſchickt zu verbergen, daß man vielmehr auch an dieſer Beſchuldigung zu zweifeln Urſache hätte. Allein nichts in der Welt rechtfertigt den franzöſiſchen Schiffer, die Zweifel, die aus mancherley ſubjektiven Veranlaſſun-

Beniowski ging mit einem zahlreichen Gefolge ans Land, und begab ſich zu dem Gouverneur der Kolonie. Dieſe Leute waren nun

---

gen bey ihm aufſteigen mochten, in einen öffentlichen gehäſſigen Verdacht zu verwandeln. — Die Delikateſſe des Grafen Beniowski iſt wohl das Letzte, was ſeine Biographen in Schutz nehmen möchten; aber man ſollte ſie wenigſtens nicht wider ihn zeugen laſſen, wo man ihm ſein Bekenntniß zur Wahrheitsliebe deuten muß. Daß er, gezwungen, eine ſchriftliche Verleumdung ſeiner ſelbſt unterzeichnen mußte, ſetzt ſeinen Muth und ſein Ehrgefühl tief herab; daß er es aber ungefordert als Thatſache, die er zu verheimlichen ganz in ſeiner Gewalt hatte, wieder erzählt, kann nur beweiſen, daß er ſelbſt keinen Begriff von Unehre mit jener Handlung verband. Man muß die Menſchen, nehmen wie ſie ſind. Derſelbe Menſch, der ſein Leben durch eine feige Unterſchrift retten konnte, und in Kamtſchatka lieber alles um ſich her niedergemacht als ſeine Flucht unausgeführt gelaſſen hätte, konnte es doch für ſchändlich halten, einem Manne, der ihm die Rechte der Gaſtfreundſchaft gönnte, mit Verrath und Undank zu lohnen. Überdieß ſcheint es auch noch ungereimt, einem Menſchen, welchem man die Abſicht beymißt, das franzöſiſche Miniſterium zur Ausführung ſeiner Projekte zu bewegen, zu gleicher Zeit das Vorhaben anzudichten, als Seeräuber mit einem franzöſiſchen Schiffe davon laufen und auf dieſe Weiſe allen

nicht mehr unglückliche Gefangene, ſondern ein General mit vielen Orden, und von Leuten umgeben, die nach ihren reichen Uniformen zu urtheilen, Stabsoffiziere ſeyn mußten. Was für eine erſtaunliche Verwandlung, oder vielmehr welch ein lächerliches Poſſenſpiel! Wäre ich nicht Augenzeuge davon geweſen, ſo würde ich mich ſcheuen, es zu erzählen. Sobald man auf Isle de France die wahre Geſchichte dieſer Abenteurer wußte, wurden der General und ſein glänzendes Gefolge allen vernünftigen Leuten in der Kolonie zum Märchen und zum Gelächter. Die Seefahrer ſind keine Enthuſiaſten, ſondern außerordentlich kaltblütig. In den Kolonieen ſind ſchwärmeriſche Köpfe, Leute von lebhafter und ausſchweifender Imagination, die alles Romanenartige und Fabelhafte aufſuchen und bewundern, höchſt ſelten, und faſt immer finden ſie keinen Glauben. Beniowski erfuhr zu ſeiner Kränkung, wie wahr dieſe

---

ſeinen ehrgeizigen Ausſichten auf ein Mal entſagen zu wollen. Immerhin mag Beniowski als ein Beyſpiel von ungezähmter Leidenſchaft, mangelhaftem ſittlichem Gefühle und übel angewendetem Talente gelten: ein Schurke war er nicht, weil dazu das Bewußtſeyn der Schurkerey und die innere Verderbtheit der Seele gehört, die ihre Freude am Böſen hat. G. F.

Digitized by Google

Behauptung iſt, und zugleich ſah er ein, wie wichtig es für ihn wäre, auf das ſchleunigſte ein Land zu verlaſſen, wo ſeine Abenteuer und Reiſen keinen Eindruck machten und keinen Enthuſiasmus bewirkten. Je länger ſein Aufenthalt dauerte, je weniger Achtung bezeigte man ihm. Bey ſeiner Abreiſe nach Frankreich legte er den Namen Baron d'Aladar ab, den er bis dahin geführt hatte, und nannte ſich Graf Beniowski. Zu dieſer Zeit erklärte er (was wirklich ein bemerkenswerther Umſtand iſt) öffentlich, daß er in Frankreich bey der Regierung um das Generalgouvernement der Inſel Madagaſkar anhalten wolle. Dieſe neue Prahlerey beluſtigte ſehr, und beunruhigte niemanden. Um zu befürchten, daß eine dem Anſehen nach ſo ſchimäriſche Hoffnung ſich dereinſt realiſiren könnte, wäre mehr als menſchliche Klugheit nöthig geweſen; auch kann ich dreiſt verſichern, daß kein Ausdruck ſtark genug iſt, die allgemeine Beſtürzung und Unruhe zu ſchildern, als man erfuhr, Beniowski habe den wichtigen Poſten eines Gouverneurs von Madagaſkar erhalten. Ich weiß ganz und gar nicht, durch was für Verführungskünſte dieſer Abenteurer ſeinen Zweck erreicht hat; aber Herr Poivre ſagte mir, als er mir dieſe Nachricht meldete: „Wir haben den Fall er-

Digitized by Google

lebt, daß Heuſchreckenſchwärme in einem Augenblicke eine reiche Ernte verzehrten, und daß zwey ſchreckliche Orkane dieſe Inſel mit völligem Untergange bedroheten. Madagaſkar half uns das Unglück wieder gut machen, das dieſe ſchrecklichen Ereigniſſe angerichtet hatten. Aber künftig hat Isle de France keine Hülfsquellen mehr; es muß untergehen, wenn ſolche Landplagen über uns herein brechen. Unter Beniowskis Gouvernement wird Madagaſkar dieſe Kolonie nicht mehr mit Lebensmitteln verſorgen; bey den Unglücksfällen, die uns treffen, wird alle Hülfe nur unſicher und entfernt ſeyn. Zwar habe ich ſchon öfters Charlatane und Avantüriers ihr Glück machen ſehen; aber doch bin ich äußerſt beſtürzt, daß es Beniowskin ſo gelungen iſt, zumal nach dem Briefe, den ich über ihn an Herrn de Boynes geſchrieben habe. Ich weiß wohl, daß der große Hauſe an dem Wunderbaren Wohlgefallen und Vergnügen findet, und daß ſeine Leichtgläubigkeit ſich zu allem bereden läßt: wie konnte man ſich aber vorſtellen, daß ein Ausländer, der kurz zuvor aus den Gefängniſſen in Kamtſchatka entwiſcht war, und den ſeine eigenen Aufſätze brandmarken—daß ein ſolcher Menſch ohne meine Genehmigung eine ſo wichtige Stelle erhalten würde? Da mich

vermöge meines Poſtens das Wohl der Kolonie ſo nahe angeht, ſo hätte ich, als er zum erſten Male von Madagaſkar mit mir ſprach, ihm Luſt machen ſollen, den Mogol vom Throne zu ſtoſſen; unſtreitig wäre ſein Geſuch bewilligt worden und wir von ihm befreyet geblieben."

Man erlaubte Beniowskin, eine Kompagnie von Freywilligen zu errichten. Er verlangte, ſein Trupp ſollte ſo gekleidet und bewaffnet werden, das er unter den Malegaſchen Schrecken verbreitete; dadurch bewies er, wie wenig er den Geiſt und Charakter dieſer Völkerſchaft kannte. Dann wählte er zu ſeiner Hauptniederlaſſung die Bay Antongil; allein von dem Oktober bis zum Anfange des Mays verheeren peſtartige Fieber dieſe Gegend. Die Seefahrer nennen dieſe üble Periode im Jahre die Winterzeit (l'hyvernage). Ohne allen Zweifel ſind die tödtlichen Dünſte, die alsdann aus den Sümpfen und Wäldern aufſteigen, die wahre Urſache dieſer ſchrecklichen Epidemie. Die entzündbare Luft und die faulen Dämpfe, welche ſich aus den ſtillſtehenden, durch Pflanzentheile in Korruption gerathenen Waſſern entwickeln, verderben während der Windſtille und der großen Hitze die atmoſphäri-

ſche Luft. In dieſer Jahrszeit wird die Luft ſelten durch kühlende Seelüfte erfriſcht; die Nordwinde treiben jene Dünſte längs den Küſten fort, und Dürre und Windſtille machen ihre Wirkung noch verderblicher. Die Malegaſchen wiſſen ſich einiger Maſſen gegen dieſe Seuche zu ſchützen, indem ſie mitten in einem dichten Rauche in ihren Hütten oder Häuſern bleiben. Indeß wiederſtehen die ſtärkſten und mäſſigſten Inſulaner dieſer heftigen Krankheit nicht immer; es iſt alſo kein Wunder, daß die Europäer, wenn ſie auf dieſer Küſte überwintern müſſen, einer epidemiſchen Seuche erliegen, welche ſelbſt die ſo ſehr an das Klima gewöhnten Menſchen wegrafft.

Ich bin Augenzeuge davon geweſen, daß eine kleine franzöſiſche Kolonie gegen Ende des Jahres 1768 dadurch völlig aufgerieben ward. So ſchnell und auf ſo vielfache Art man den Unglücklichen auch zu Hülfe kam, ſo konnte doch keiner dem Tode entriſſen werden. Starke und Schwache ſtarben in einem ſehr kurzen Zeitraume. Daß wir nicht die Opfer dieſer tödtlichen Seuche wurden, hatten wir der heilſamen Seeluft auf unſerm Schiffe zu verdanken, welche die faulen Ausdünſtungen bis auf einen gewiſſen Grad ver-

beſſerte und ihre verderblichen Wirkungen hemmte. Überdieß unterſagte man, ſobald im Dorfe Foulpoint die erſten Symptome der Krankheit ſich zeigten, alle nicht unumgänglich nöthige Gemeinſchaft mit dem Lande auf das ſtrengſte. Es ward unſrer Mannſchaft verboten, mit den Inſulanern Handel und Wandel zu treiben oder die Kanots der letzteren dem Schiffe nahe kommen zu laſſen. Ohne dieſe Vorſicht wäre die Epidemie bis zu uns gedrungen und wir außer Stande geweſen, ihr durch irgend ein bekanntes Heilmittel Einhalt zu thun. Diejenigen, welche dieſe gefährlichen Meeresſtriche zu beſuchen haben, müſſen dieſe Bemerkungen nicht außer Acht laſſen, da eine Menge von Beyſpielen ihre Richtigkeit beſtätigt. Mit einem Worte, man muß, wenn die Epidemie ſich zeigt, dieſe ungeſunden Gegenden verlaſſen, oder man kommt um. Auf der Nordſeite der Inſel iſt man nirgends vor Faul- und andern bösartigen Fiebern ſicher. Dieſe grauſamen Krankheiten richten nicht alle Jahre gleich ſtarke Verheerungen an; ihre Heftigkeit und Dauer ſcheint vorzüglich von der Richtung des Windes abzuhangen. Weht er lange von Norden her, ſo wüthet die Seuche auf das ſtärkſte. Nur wenige Menſchen ſind ſtark genug, dem Einfluſſe dieſes ge-

Digitized by Google

fährlichen Windes zu widerſtehen, der in dieſen Strichen nur vom Ende Oktobers bis zum Monathe May herrſcht.

Beniowski konnte freilich von der ungeſunden Beſchaffenheit der Luft in Madagaſkar keine genaue Kenntniß haben; indeß iſt zu vermuthen, daß ſie ihm doch nicht ganz unbekannt war, da er er ſich eine Zeitlang in Isle de France aufgehalten hatte, wo er, wie oben erzählt worden iſt, den Entwurf machte, ſich um das Gouvernement jener Inſel zu bewerben. Allein dieſer Mann, der gewohnt war, allen Gefahren zu trotzen, mußte nicht glauben, daß durch jene Krankheiten die Fortdauer ſeines Etabliſſements verhindert werden könnte. Wie dem auch ſeyn mag, Beniowski kam in der Bay Antongil an, und war dabey von einem militäriſchen Aufzuge umgeben, der die Inſulaner wohl täuſchen konnte. Die Soldaten von ſeiner Legion trugen ungeheure Säbel, und in ihren Gürteln Piſtolen. Ihre Waffen, ihre Kaskette und ihre Uniformen ſchienen erfunden zu ſeyn, den Inſulanern Furcht und Schrecken einzujagen. Sobald er ans Land geſtiegen war, nahm er auf eine feyerliche Art Beſitz von der Inſel. Er ließ ſich als Generalgouverneur anerkennen, verfertigte

Digitized by Google

Riſſe zu verſchiedenen Feſtungen, und faßte den Entſchluß, ſich den Malegaſchen furchtbar zu machen, ſie zu beſiegen und unter ſeine Botmäſſigkeit zu bringen. Seine Plane gründeten ſich weder auf Gerechtigkeitsliebe, noch auf Lokalkenntniſſe. In Kurzem war er in dieſen Gegenden ein verabſcheueter Tyrann; er überzog die Malegaſchen mit Kriege, und übte allerley Grauſamkeiten aus. Die Inſulaner flohen aus Furcht in das Innere des Landes. Aller Verkehr war abgebrochen; Beniowski ward verlaſſen, und in ganz Madagaſkar gab man ihm den Beynamen: der ſchlimme Weiße. Es ließ ſich ſehr leicht voraus ſehen, daß ſein Etabliſſement von keiner Dauer ſeyn würde; aber ein ſolcher Anfang müßte befremdet haben, wenn die unverſtändige und unſittliche Aufführung dieſes Abenteurers nicht bekannt geweſen wäre. Daß man Beniowskin in Frankreich ſo gut aufnahm und ihm unumſchränkte Vollmacht gab, das macht alle vernünftigen Leute, die ihn kannten, erſtaunt und ganz verwirrt. In einem aufgeklärten Jahrhunderte hat man ein ſo blindes Zutrauen, und ſtellt einen Ausländer an, deſſen Handlungen mehr als verdächtig ſind! So wurden mehrere Millionen durch eine falſche und unvorſichtige Spekulation aufgeopfert! Und was konnte daraus

entſtehen? Viel Böſes für Isle de France, und noch mehr für Madagaſkar.

Schon die bloſſe Darlegung der Thatſachen iſt der ſtrengſte Tadel des unvorſichtigen Zutrauens, das man in dieſen Abenteurer ſetzte. Herrn Poivre kann man wirklich keine Schuld beymeſſen; er hatte alles nur Mögliche gethan, damit man ſich nicht verführen ließe.

Wir wollen einmal einen Offizier von hohem Range hören, der in jeder Rückſicht einen ſehr ausgezeichneten Namen hat. Ich nenne ihn nicht, aber bloß deßhalb, weil er abweſend iſt, und ich ihn nicht um Erlaubniß dazu bitten kann. Er hatte die Herren Belcombe und Chevreau begleitet, als ſie auf miniſteriellen Befehl Beniowskis Etabliſſements in Madagaſkar in Augenſchein nahmen.

„Ich kam den 17. September 1776 zu Foulpoint an. Die Menſchenzahl in den Dörfern, die dem Hafen am nächſten liegen, hatte über die Hälfte abgenommen; das ganze Land war durch blutige Kriege verheert, und die Ernten völlig zu Grunde gerichtet. Der Ackerbau lag ganz, ſo daß wir uns

kaum drey hundert Pfund Reiß verſchaffen konnten. An den andern Lebensmitteln verſpürten wir gleichen Mangel. Hierüber erſtaunte ich nicht wenig; denn als ich drey Jahre vorher an dieſem Orte geweſen war, hatte ich den Handel, wie den Ackerbau, blühend und die Märkte reichlich verſehen gefunden. Damals konnten zehn Schiffe volle Ladungen Reiß mitnehmen, ohne daß dieß unentbehrliche Lebensbedürfniß im Preiſe geſtiegen wäre. Dieſe ungeheuern Vorräthe waren bloß für Isle de France beſtimmt, das drey Orkane nach einander in die äußerſte Verlegenheit geſetzt hatten. Alle Ernten waren zu Grunde gerichtet, und eine ſchreckliche Hungersnoth, eine Folge ſolcher Landplagen, bedrohete dieſe Kolonie. Schon wollte der härteſte Mangel ausbrechen, als die ſchleunige Ankunft von zehn Schiffen mit Reiß die Unruhe in dem erſten Augenblicke der Noth ſtillte. Unter dieſen Umſtänden, wie in vielen andern, ward Isle de France von Foulpoint gerettet; aber künftig konnte man von daher nicht mehr eben die Hülfe erwarten. Die Ländereyen lagen brach, der Handel hatte völlig aufgehört. Die ganze Inſel war durch Beniowskis Deſpotismus in Furcht und Angſt geſetzt. Voller Schrecken flüchteten die Malegaſchen von der

Seeküſte weg in das Innere des Landes. Herr de Belcombe ließ Jawi, das Oberhaupt von Foulpoint, und viele Häupter der umliegenden Gegend zu ſich rufen. Er fragte ſie, ob ſie über die Franzoſen und zumal über die funfzehn Soldaten von Beniowskis Legion, welche den Hafen von Foulpoint beſetzten, Beſchwerden zu führen hätten. Ihre Antwort war nicht aufrichtig, ohne Zweifel, weil ſie befürchteten, daß ſie durch Klagen Anlaß zu neuen Verfolgungen geben möchten; daher begnügten ſie ſich, freyen Handel zu verlangen. Herr de Belcombe verſicherte Jawin und die andern Oberhäupter: die franzöſiſchen Soldaten befänden ſich in Madagaſkar nur in der Abſicht, den Handel und die Freyheit der Madekaſſen zu ſchützen und zu ſichern. Dann ermahnte er ſie, ihre Ländereyen zu bearbeiten und mit ihren Nachbarn in Frieden zu leben. Herr Chevreau und Herr de Belcombe gaben vor ihrer Abreiſe nach der Bay Antongil dem kommandirenden Offizier des Detaſchements den ſtrengſten und beſtimmteſten Befehl, unter ſeinen Leuten Ordnung zu halten und den Unruhen und Beſorgniſſen der Inſulaner ſchnell ein Ende zu machen."

„Sie blieben nur ſehr kurze Zeit zu Foul-

point; denn ihr Auftrag betraf hauptſächlich Beniowskis Etabliſſement in der Bay Antongil, wohin ſie nunmehr eilten. Herr de Belcombe gab ſich an der Spitze der Truppen als Aufſeher der franzöſiſchen Etabliſements in Madagaſkar zu erkennen. Ich begleitete beide Herren mit dem Auftrag von Seiten des Gouverneurs von Isle de France, ihnen bey ihrem Inſpektionsgeſchäfte zur Seite zu bleiben. Beniowskis Kühnheit ſetzte mich in ein Erſtaunen, das ſich nicht beſchreiben läßt. Er nahm Herrn Chevreau mit Stolz, faſt möchte ich ſagen mit Unverſchämtheit, auf. Herr de Belcombe war mit der Lage der Gegend, wo Beniowski ſein Hauptetabliſſement anlegen wollte, zufrieden. Allein Louisbourg, wie der letztere den Ort genannt hatte, läßt ſich zwar leicht befeſtigen; aber dagegen iſt es feucht und ungeſund. Es liegt auf einer Erdzunge, die ſich drey hundert Toiſen weit in das Meer erſtreckt; der Boden, worauf die Magazine und die andern Häuſer ſtehen, ragt zur Zeit der hohen Fluth kaum vier Fuß über den Waſſerſpiegel hervor, und dieſe Erhöhung hat man ihm nur durch Ausfüllungen gegeben. Alles was daran ſtößt, iſt Sumpf und wird von der hohen See wieder bedeckt. Das Fort, welches Louisbourg vertheidigt, be-

ſteht aus drey Baſtionen, von denen jede eine Kanone hat. Es iſt von Holz und auf Pfahlwerk gebauet. Man wird die Magazine, das Fort und die Häuſer gewiß bald wieder von neuem aufführen müſſen, da die Feuchtigkeit faſt alles Holz in Fäulniß gebracht hat. Die Erdzunge, worauf Louisbourg ſteht, hangt auf der einen Seite mit dem guten Hafen Choiſeul zuſammen, der viele große Schiffe aufnehmen kann. Ein großer und ſchöner Fluß, den die Malegaſchen Lingebat nennen, trägt dazu bey, dieſer Erdzunge völlig die Geſtalt einer Halbinſel zu geben. Er iſt bey ſeiner Mündung hundert und achtzig Toiſen breit und ſchiffbar. Ich bin in meiner Schaluppe mehr als ſieben Meilen hinauf gefahren, und in dieſer Entfernung beträgt ſeine Breite noch hundert und funfzig Toiſen. An den Ufern dieſes Fluſſes hat Beniowski viele Forts angelegt, deren beträchtlichſtes an Stärke faſt demjenigen gleicht, welches Louisbourg beſchützt. Bey dem Herunterfahren auf dieſem Fluſſe habe ich die anliegenden lachenden und mannigfaltigen Fluren mit Entzücken geſehen."

„Endlich kam ich mit den Herren de Belcombe und Chevreau nach einem Orte, den Beniowski Plaine de Santé (die Geſund-

heitsebene) genannt hat. Wir waren von Louisbourg bis dahin durch viele kleine Forts und durch funfzehn Dörfer gekommen. Beniowski hatte uns die glückliche Lage dieſes wirklich ländlichen Ortes ſehr gerühmt; wir fanden aber ſeine Benennung nicht paſſend. Die Geſundheitsebene ſchien uns eine ungeſunde Gegend; die umliegenden ſehr hohen Berge halten die Wolken auf, und verurſachen dadurch häufigen Regen. Herr de Belcombe zeigte Beniowskin alles Nachtheilige bey dieſem Poſten; aber ſo ſehr es auch in die Augen fiel, ſo wollte der letztere es doch nicht eingeſtehen. Vergebens zeigte man ihm verſchiedene enge Gebirgspäſſe, die ſich unmöglich alle beſetzen ließen; er behauptete ganz hartnäckig: dieſer Poſten könne noch weniger angegriffen werden als das Fort zu Louisbourg. In der Mitte der Geſundheitsebene lag ein kleiner zuckerhutförmiger Berg, auf deſſen Spitze er eine kleine Batterie angelegt hatte, die er Fort Auguſt nannte; mit dieſem, verſicherte er uns, könne er ſein Etabliſſement ſo vertheidigen und ſchützen, daß der mächtigſte Feind abziehen müſſe. Ich ſtieg auf einer elenden Treppe, die hundert und funfzig Stufen hat, zu dieſer ſchönen Feſtung hinauf. Sie iſt ein Quadrat von acht Klaftern, rings um mit ganz

verfaulten Palliſaden beſetzt. Vier dreypfündige Kanonen machten die fürchterliche Artillerie aus, die von der einen Seite die Schifffahrt auf dem Fluſſe Lingebat beſchützen und auf der andern das groſſe Etabliſſement ſichern ſollte, das er unterhalb dieſes Forts anzulegen Willens war, und dem er bereits den Namen Ville de Plaine de Santé (Stadt der Geſundheitsebene) gegeben hatte."

„Dieſe Stadt beſtand, als wir ſie ſahen, aus einem funfzig Fuß langen und dreyßig Fuß breiten Magazin und zwey andern kleinern Gebäuden, deren eins zum Lazarethe, das andre aber zu einer Kaſerne beſtimmt war. Herr de Belcombe fragte Beniowskin in meiner Gegenwart, ob er ihm ſonſt nichts zu zeigen habe? Dieſer gab ihm, ohne darüber außer Faſſung zu gerathen, zur Antwort: meine Forts beſchützen die freye Schifffahrt auf dem wichtigen Fluſſe Lingebat; und vermöge derſelben bin ich nun völlig Herr von den nahe belegenen Ländern. Habe ich Frankreich nicht einen ſehr wichtigen Dienſt geleiſtet? Konnte man bey den mir anvertrauten Geldern und Truppen größere Unternehmungen hoffen? Würde jeder andre an meiner Stelle mehr, ja ſelbſt nur ein Mal ſo viel

gethan haben? Herr de Belcombe ſagte lächelnd: Herr Gouverneur, Sie haben dem Seeminiſter berichtet, daß Sie in der Gegend, welche Sie die Geſundheitsebene nennen, eine beträchtliche Stadt gegründet hätten. Wo iſt dieſe? was iſt aus ihr geworden? Sie muß verſchwunden ſeyn; denn ich ſehe hier nichts als einige elende Hütten."

„Beniowski erwiederte auf dieſe in Verlegenheit ſetzende Frage, es habe ihm an Geld gefehlt. Meine Citadelle, ſagte er weiter, hat mir mehr gekoſtet, als ich dachte. Ich mußte mich vor allem mit der Sicherheit der Stadt beſchäftigen, deren Plan ich Ihnen zeigen will. Dieß Projekt iſt keine Chimäre; es ſoll ausgeführt werden, ſo bald ich eine hinlängliche Summe dazu habe.

„Aber Ihre Citadelle, ſagte Herr de Belcombe, iſt nur eine elende kleine Batterie, die ringsum von hohen Bergen kommandirt wird. Die vier Dreypfünder oben auf der Spitze einer ſteilen Höhe können den Zweck nicht erfüllen, den Sie erreichen wollen. Übrigens bin ich auf Befehl des Miniſters hier, um Ihre Arbeiten in Augenſchein zu nehmen, und ich kann nicht umhin, Ihnen meine Gedanken darüber zu eröffnen.—Er-

Digitized by Google

lauben Sie mir eine andre nicht weniger wichtige Frage: Wo iſt die Landſtraſſe von Louisbourg nach Bombetok? Ich bitte Sie, mir hierüber Auskunft zu geben, daß ich dem Miniſter Rechenſchaft davon ablegen kann. Sie haben ihm die Vortheile dieſer Landſtraſſe ſehr ausführlich gezeigt, und ihm dargethan, daß die Gemeinſchaft zwiſchen der öſtlichen und der weſtlichen Küſte Ihnen, ſo zu ſagen, die Herrſchaft auf der afrikaniſchen Küſte verſchaffe, da der Hafen Bombetok von dieſer nur durch den Kanal von Moſambik getrennt iſt. Alſo haben dieſe wilden, von hohen Bergen, von Wäldern und Flüſſen durchſchnittenen Landſtriche Ihrem Projekte keine Hinderniſſe verurſacht? Das wundert, das überraſcht mich nicht wenig."

„Die Anlage zu dieſem Wege iſt gemacht, antwortete Beniowski; man kann mich hierüber nicht anfechten. Ich will Ihnen zeigen, wie die Reiſeroute geht, und was für einen Weg man zu nehmen hat, um über die Gebirgskette zu kommen, welche die öſtliche Küſte von der weſtlichen trennt. Man muß den hohen Berg Wigagora ſüdwärts liegen laſſen und mit einer kleinen Abweichung den Weg nehmen, welchen die Inſulaner einſchlagen, wenn ſie von Bombetok nach der

Bay Antongil kommen. Es ſind freilich noch einige Arbeiten erforderlich, um dieſen Weg in beſſern Stand zu ſetzen. Darauf kann ich mich indeß bey der gegenwärtigen Jahreszeit, noch mehr aber bey der Lage, worin ich mich gegen die Inſulaner befinde, jetzt nicht einlaſſen. Doch wollen Sie dieſen Weg unterſuchen, ſo will ich Sie begleiten, und Sie ſelbſt ſollen ſehen, mit wie wenigen Schwierigkeiten ich dieſe Hinderniſſe werde fortſchaffen können."

„Herr de Belcombe hatte eben ſo wenig Zeit als Luſt, eine lange und ſchwierige Reiſe durch Madagaſkar zu unternehmen. Er urtheilte ſehr richtig, Beniowski thue ihm dieſen Vorſchlag nur in der gewiſſen Überzeugung, daß er ihn verwerfen werde. Daher glaubte er, dem letztern vorſtellen zu müſſen: er habe den Auftrag, vollendete, nicht projektirte Arbeiten in Augenſchein zu nehmen. Dann ging er ſchnell zu der Frage über: weßhalb er keinen Reiß und keine Ochſen mehr nach Isle de France ſchicke? „Die Kriege, welche ich gegen die Inſulaner zu führen habe, verſetzte Beniowski, haben mich abgehalten, mir Vorräthe von den nothwendigſten Lebensmitteln anzuſchaffen; und das iſt noch jetzt der Fall. Wie hätte ich in

einer ſolchen Lage Lebensmittel nach Isle de France ſchicken können? Sie ſehen wohl die Unmöglichkeit ein. Eben ſo leicht kann ich mich wegen der unternommenen Kriege rechtfertigen. Ich verſammle ein Palabre, und trage den Inſulanern für ſie vortheilhafte Verfügungen an. Sie lehnen ſie nicht nur ab, ſondern ihre übermüthigen Oberhäupter drohen mir ſogar; ja noch mehr: man gibt das Signal mich zu tödten. Viele Flinten werden zugleich abgefeuert, und ich entgehe dieſer nahen Gefahr wie durch ein Wunderwerk. Meine Soldaten unterſtützen mich nachdrücklich; ich zerſtreue die Menge, und ſetze ſie durch einige Kanonenſchüſſe, die ich von meiner Feſtung auf ſie thun laſſe, in Schrecken. Ich verlange laut die Köpfe der Oberhäupter, die es gewagt haben, mir mitten in einer feyerlichen Verſammlung nach dem Leben zu trachten; aber man ſchlägt ſie mir ab. Ich rufe die Sambariven, eine Völkerſchaft an dem Ufer des Fluſſes Manahar, zu Hülfe. Fünf hundert von ihren Kriegern vereinigen ſich unter meinen Fahnen, und helfen mir meine gefährlichen Nachbarn beſtrafen und bezwingen. Dieſe ſahen ſich nun genöthigt, um Frieden zu bitten. Die Bedingungen des Traktats wurden in einem großen Kabarr oder Palabre feſtgeſetzt und

Digitized by Google

unter den gewöhnlichen Ceremonien beſtätigt. Ich belohnte die Sambariven, als ich ſie verabſchiedete, und verſprach ihnen, ſie gegen die Angriffe ihrer Feinde zu beſchützen. Die letzteren ermahnte ich, ihre Felder wieder anzubauen, und dadurch alles das Übel, das unſre Uneinigkeit veranlaßt hatte, ſchleunig wieder gut zu machen. Es ſieht wirklich ſchlimm bey uns aus: das Land iſt verwüſtet; die meiſten Dörfer ſind nichts als Aſchenhaufen; die Felder liegen ungebauet, und die nothwendige Folge aller dieſer Unordnungen war eine Hungersnoth. Aber künftig werden überall Ruhe und Friede herrſchen, da die Inſulaner, welche nun furchtſamer und unterwürfiger geworden ſind, ſich aufs neue mit dem Feldbaue beſchäftigen und ſo das Unglück wieder gut machen, das ſie ſich durch ihr gehäſſiges und ſtrafbares Komplott gegen einen Mann zugezogen haben, der ſich Furcht und Achtung zu verſchaffen weiß. Nie wird die Macht, die in meinen Händen iſt, wanken, nie einer Beſchimpfung ausgeſetzt werden, und immer Alles mir gehorchen. Jede Militärperſon muß mein Betragen billigen und meine Grundſätze annehmen. Die Weißen müſſen niemals auf die Gunſt der Schwarzen rechnen, ja ſich nicht einmal ſo weit herab laſſen, ſie zu

ſuchen. Ich bin ein Ausländer, und das iſt eine Urſache mit, die mich verpflichtet, der franzöſiſchen Flagge Anſehen zu verſchaffen. Durch meine Adminiſtration wird ſie das Übergewicht wieder erlangen, das ſie durch die Schwäche meiner Vorgänger eingebüßt hat." Das war ungefähr der Sinn von Beniowskis Rede. Er fügte alle nur möglichen Schmähungen gegen ſeine Völkerſchaften hinzu, und ſchilderte uns ihren Charakter mit den ſchwärzeſten und falſcheſten Farben."

„Wir vermutheten, daß gänzlicher Mangel an Lebensmitteln ſein einziger Beweggrund zum Frieden geweſen ſey. Der Haß und Groll dieſes rachſüchtigen Mannes hatten nur der gebietriſchen Nothwendigkeit nachgegeben. Herr de Belcombe ward durch dieſe Lage der Umſtände äußerſt beunruhigt. Er ſuchte Beniowskin billigere und menſchlichere Geſinnungen einzuflößen; und wiewohl er überzeugt war, daß ſeine Ermahnungen und Verſuche, den Frieden dauerhaft zu machen, fruchtlos ſeyn würden; ſo kam er bey ſeiner Zurückkunft nach Louisbourg doch auf den Gedanken, einen neuen Traktat zu ſchließen, um die Einwohner von Madagaſkar von ſeinen wahrhaft friedfertigen Geſinnungen zu überzeugen."

Digitized by Google

„Beniowski ſetzte ſich ſtark gegen den Plan des Herrn de Belcombe, die Inſulaner zur Befeſtigung des Traktates aufs neüe zuſammen zu berufen. Er wollte beweiſen, daß dieſes Palabre unangenehme Folgen haben könne; aber alle ſeine Bemühungen waren vergeblich. Die Verſammlung ward den 2. Oktober 1776 gehalten. Sie war nicht zahlreich, und beſtand nur in ſechs Oberhäuptern und hundert und funfzig Inſulanern. Herr de Belcombe erneuerte den Friedenstraktat, und ermahnte ſie, ihre Felder zu bearbeiten und alle Gelegenheiten zu Uneinigkeit unter ſich zu vermeiden. Er ſagte ihnen auch: die Niederlaſſung der Franzoſen in der Bay Antongil habe bloß den Zweck, ihr Glück und ihre Ruhe zu ſichern. Ihr werdet, ſetzte er hinzu, den Franzoſen euern Überfluß an Lebensmitteln verkaufen, und dafür ihres Schutzes genießen, ſo daß kein Feind ſich mehr an euch wagen wird. Künftig könnt ihr mit aller Sicherheit Handel und Ackerbau treiben.—Man muß Herrn de Belcombe die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er kein Mittel verabſäumte, Zutrauen und Eintracht wieder herzuſtellen; aber alle Hoffnung, dieß glücklich auszuführen, war eitel, ſo lange Beniowski der franzöſiſchen Niederlaſſung vorſtand. Daher

blieben die Inſulaner unbeweglich, und alle Freundſchaftsbezeigungen, alle Verſicherungen von Wohlwollen machten gar keinen Eindruck auf ſie. Beniowski ſchien mir mit dieſer Mißbilligung ſeines Betragens ſehr unzufrieden. Sie war übrigens offenbar genug; denn Herr de Belcombe wollte nicht, daß ſie zweifelhaft bliebe oder verkannt würde, wobey er indeß gegen den Gouverneur immer die Ehrerbietung und Achtung beyzubehalten ſchien, die, wenn die Subordination erhalten werden ſoll, erforderlich iſt. Vor unſerer Abreiſe von Madagaſkar ſprach ich mit Beniowski darüber, daß Frankreich von ſeiner Niederlaſſung in der Bay Antongil wenig Vortheil erlangen würde. Sie haben Recht, ſagte er; doch eine Lektion von zwey Millionen iſt nicht zu theuer, um Ihrer Nation begreiflich zu machen, daß es nöthig geweſen wäre, mir eine Marine nebſt zwey Millionen jährlich zu geben. Hätte ſie mir dann alle Jahre ſechs hundert Mann Rekruten geſchickt, ſo würde ich in zwanzig Jahren eine blühende und furchtbare Kolonie geſtiftet haben. Ich machte die Bemerkung, die Gegend ſey ſo ungeſund, daß von ſechs Perſonen fünf wegſtürben. Er erwiederte hierauf: man könne allen Krankheiten vorbauen, wenn in der günſtigen Jahrszeit

beträchtliche Landſtrecken urbar gemacht würden. Überdieß, ſetzte er hinzu, iſt die Geſundheitsebene eine Gegend, die ihrem Namen völlig entſpricht, was auch Herr de Belcombe ſagen mag. Zwar habe ich viele Leute verloren, und die achtzig Mann, die mir noch übrig ſind, beſtehen in Kranken oder Geneſenden, allein man muß den wirklich bedauernswürdigen Zuſtand, worin Sie mich antreffen, dem Kriege zuſchreiben, den ich mit den Inſulanern zu führen genöthigt geweſen bin, noch mehr aber meinem beſtändigen Aufenthalte zu Louisbourg. Überdieß iſt es immer leichter, den Feinden eine Kolonie abzunehmen als eine anzulegen. Ich geſtand ihm dieß zu, und verließ ihn mit nicht geringem Erſtaunen darüber, daß man in Frankreich auf die Projekte dieſes Ausländers mit einem ſo hohen Grade von Zutrauen gerechnet habe."

„Bey unſrer Ankunft zu Isle de France äußerte ſich in dieſer Kolonie ſchon Mangel an Lebensmitteln. Von Madagaskar konnte ſie ſchlechterdings keine Unterſtützung erwarten; man mußte Schiffe nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung ſegeln laſſen, und von allen Seiten her liefen bey dem Miniſterium über Beniowskis unverſtändiges Betragen ernſtliche Beſchwerden ein."

Digitized by Google

Das Tagebuch, aus dem ich dieſen Auszug geliefert habe, beweiſt, daß die Niederlaſſung in der Bay Antongil nicht beſtehen konnte. Als Herrn de Belcombe die Inſpektion aufgetragen wurde, war Herr de Boynes nicht mehr Seeminiſter, und Herr Turgot ſein Nachfolger geworden. Unter dem Miniſterium eines Weiſen konnte ein Mann wie Beniowski ſich nicht halten. Vergebens ſuchte man das Ungewitter abzuwenden (denn die Scharlatane finden überall Beſchützer) das Urtheil ward geſprochen. Zwar kam es erſt unter ſeinem Nachfolger zur Vollziehung, aber nur deßhalb, weil Herr Turgot nicht lange genug beym Seeweſen blieb, um ſich mit dieſem Theile ſeiner Adminiſtration beſonders zu beſchäftigen. Dieſer berühmte Mann, den mehrere der erhabenſten Eigenſchaften vor ſeinen Zeitgenöſſen auszeichneten, wußte durch Herrn Poivre, daß Beniowski ein gefährlicher Abenteurer ſey, der ſich zum Tyrannen und zur Geißel der Bewohner von Madagaſkar gemacht habe. Ich war damals von meinen Reiſen zurück gekommen, und erfuhr, daß Beniowski die Inſel erobert hätte. Man pries ſeinen Muth und ſeine Geſchicklichkeit; auch verſicherte man, er habe Städte und Feſtungen gebauet; und eine Heerſtraſſe von Louisburg nach

Bombetok angelegt. Alle dieſe Hirngeſpinſte trug man auf das ernſthafteſte vor, und ſie fanden ſo vielen Kredit, daß ganz Paris ſich davon unterhielt und über ſie erſtaunte. Kaum erlaubte man es, ihre Wirklichkeit anzugreifen; Herr Poivre ſelbſt ſah ſich genöthigt, dieſe lächerlichen Mährchen zu Schanden zu machen. Indeſſen traf der in Ungnade gefallene Beniowski in der Hauptſtadt ein. Er beſtätigte alle die Gerüchte, die ſich von ſeinen glänzenden Unternehmungen auf Madagaſkar verbreitet hatten, und beſchwerte ſich über die Ungerechtigkeit der Adminiſtratoren von Isle de France. Es gelang ihm endlich, wo nicht ſich zu rechtfertigen, doch wenigſtens neue Belohnungen zu erhalten. Er ſchmeichelte ſich bey Herrn Franklin ein, und brachte es dahin, daß dieſer berühmte Mann ihm eine günſtige Aufnahme verſchaffte. Dieß iſt eine unbeſtreitbare Thatſache, von der ich ſelbſt Augenzeuge geweſen bin. Ich darf mir übrigens nicht den Vorwurf machen, daß ich Herrn Franklin verſchwiegen hätte, was ich von dieſem Abenteurer wußte. Beniowski ging nach Amerika; kaum war er dort, ſo machte er aufs neue den Entwurf, ſich der Inſel Madagaſkar zu bemeiſtern. Sein Projekt ward ausgeführt; er begab ſich auf einem amerikaniſchen Schiffe nach

der Bay Antongil. Was man bey dieſer Unternehmung zur Abſicht hatte, iſt mir unbekannt; ich weiß nur, daß Herr de Souillac, Gouverneur von Isle de France, den 9. May 1786 das Schiff Louiſe unter dem Kommando des Vicomte la Croix abſchickte, um ſich gegen Beniowskis Unternehmungen zu ſetzen. Er ließ ſechzig Mann von dem Regimente Pondichery unter den Befehlen des Kapitäns Larcher einſchiffen.

Die Louiſe warf den 17. deſſelben Monaths vor Foulpoint die Anker. Der Oberkaufmann, Herr Mayeur, ſchiffte ſich ein, um dem Kapitän Larcher alle die Anweiſungen zu geben, deren er bedurfte, um ſich gegen Beniowskis Unternehmungen ſetzen zu können. Man wußte, daß dieſer ſich eines königlichen Magazins zu Angonci *), einem

*) Nach Herrn le Gentils Beſtimmung liegt unmittelbar vor dem Oſtkap (Cap East, fälſchlich Cap de Leis) eine kleine Inſel, Namens Noſſe Angonci, ungefähr in 15° 18′ S. Br. Die Bay etwas nordwärts vom Oſtkap hat keinen beſondern Namen, und wird gewöhnlich mit dem Namen: Bay des Oſtkaps bezeichnet. Wo aber die Bay Angonci eigentlich liegt, finde ich nirgends beſtimmt angegeben; wahrſcheinlich iſt es der Ankerplatz ſüdwärts vom Oſtkap und von dem vorhin erwähnten Eiland Angonci. G. F.

nordwärts von der Bay Antongil gelegenen Dorfe, bemächtigt hatte. Sobald der Vicomte de la Croix zu Foulpoint mit den nöthigen Lebensmitteln verſehen worden war, verließ er dieſen Hafen, um ſich nach Angonci zu begeben. Er kam den 23. eben des Monaths daſelbſt an; aber anſtatt in dieſer Bay, in die man nur mit Schwierigkeit einlaufen kann, vor Anker zu geheu, that er dieſes lieber (zumal da die Lage auf den Karten gänzlich fehlerhaft angegeben iſt) anderthalb Seemeilen weit von der Küſte, in der Bay des Oſtkaps, das nicht weit von der Bay Angonci liegt. Sobald das Schiff in Sicherheit war, ſetzte ſich der Kapitän Larcher zur Landung in Bereitſchaft. Wohlbewaffnete Schaluppen mit zwey Kanonen begaben ſich nach einem Orte der Küſte, wo ſich gar kein Hinderniß der Landung zeigte; aber in dem Augenblicke, da ſie ausſteigen wollten, gaben Beniowskis Truppen eine Salve, ſo daß über die feindlichen Abſichten dieſes Avanturiers kein Zweifel übrig blieb. Einige Kanonenſchüſſe zerſtreuten die Feinde, und man ſah ſie in die Waldung zurück kehren. Sobald ſie verſchwunden waren, ging die Landung ohne Hinderniß und ohne Unordnung vor ſich. Der Kapitän Larcher wollte mit ſeinen Leuten nicht durch das dicke Gebüſch mar=

ſchiren, wo er ſein Geſchütz nicht hätte brauchen können, ſondern geradezu nach Beniowskis Niederlaſſung. Die Inſulaner, die ihm zu Wegweiſern dienten, führten ihn durch einen offnern Weg, auf dem er aber unüberſteigliche Hinderniſſe angetroffen haben würde, wenn derſelbe beſetzt geweſen wäre. Man mußte über fünf Sümpfe und eine elende, neunzig Fuß lange Brücke, ehe man zu Beniowskis Niederlaſſung gelangen konnte. Es läßt ſich leicht begreifen, daß der Kapitän dieſen Weg nicht genommen haben würde, wenn er die damit verknüpften Gefahren gekannt hätte; aber Beniowski ſelbſt war gar nicht beſorgt, daß man auf dieſem ſchwierigen Wege zu ihm hinkommen würde, und hatte es daher verſäumt, die Brücke, die den Zugang zu ihm möglich machte, abbrechen zu laſſen.

Dieſe Nachläſſigkeit iſt freilich unbegreiflich, da Beniowski einen Angriff erwartete; denn man erfuhr nachher, daß er geſagt hatte: Die Einwohner von Foulpoint werden bald kommen und das Magazin, das ich ihnen genommen habe, zurück verlangen. Das ſoll mir recht lieb ſeyn; ſie erſparen mir dadurch die Mühe, ſie zu Foulpoint anzugreifen.

Sobald Kapitän Larcher mit ſeiner Artillerie die Brücke hinter ſich hatte, hörte er ganz deutlich das Getöſe von Arbeitern. Nicht lange nachher berichtete die ausgeſchickte Patrouille, ſie habe eine rothe Fahne wahrgenommen (welche auf Madagaſkar die gewöhnliche Loſung zum Kampfe iſt). Sogleich befahl der Kapitän, die Waffen nachzuſehen, und machte ſich fertig, dem Feinde in Schlachtordnung entgegen zu rücken. Man erblickte nun funfzig regelmäſſig nach der Schnur gebaute Hütten, unter denen eine anſehnlicher und höher war als die andern, weßhalb man ſie für Beniowskis Wohnung hielt. Noch entdeckte man das Fort nicht, weil ein kleines Wäldchen es verſteckte. Sobald man es unterſcheiden konnte, ſah man etwa hundert Leute ſich eilig dahin begeben. Dieß Fort, das auf einer mit guten Palliſaden umgebenen Anhöhe lag, ward von zwey Vier- und einigen Einpfündern vertheidigt. Beniowski ließ auf die Franzoſen feuern, ſobald er glaubte, daß ſie nur noch zwey hundert Toiſen entfernt wären. Der erſte Schuß ward mit Stückkugeln, der andre mit altem Eiſen, der dritte aber mit Flintenkugeln gethan, und dieſe drey Kanonenſchüſſe unterſtützte ein lebhaftes Musketenfeuer. Deſſen ungeachtet rückte das Detaſchement vom Re-

Digitized by Google

gimente Pondichery in guter Ordnung immer weiter vor. Als der kommandirende Offizier dem Feinde hinlänglich nahe zu ſeyn glaubte, befahl er, auf Beniowski zu feuern; und dieſe einzige Salve war entſcheidend. Die Kugel ging dem Abenteurer durch die Bruſt, und er fiel in dem Augenblicke, wo er eine mit altem Eiſen geladene Kanone abbrennen wollte. Zum Glücke fing das Zündkraut nicht, ſonſt würde ein ſo geladenes Geſchütz in dieſer Nähe große Unordnung angerichtet haben; und es iſt ſehr zweifelhaft, ob die Franzoſen nach dieſem Schuſſe nicht mit ihrer Expedition geſcheitert wären. Sie befanden ſich in einer Lage, wo ſie entweder ſiegen oder ſterben mußten: jedes Mittel, Unterſtützung zu erlangen, war ihnen benommen; man hatte ihnen alle Kommunikation abgeſchnitten und ihnen alle Hoffnung, wieder nach ihrem Schiffe zurück kehren zu können, unmöglich gemacht. Unmittelbar nach Beniowskis Tode ergab ſich das Fort auf Diskretion. Der größte Theil der Inſulaner flüchtete über die Palliſaden weg, und man bemühete ſich nicht, ſie aufzuhalten, da der Endzweck der Expedition erreicht war. Der Kapitän hatte beſtimmten Befehl, die Inſulaner mit Menſchlichkeit zu behandeln. Einige von dieſen kamen zu den Weißen heran,

legten ihre Waffen nieder, und ergaben ſich als Gefangne; aber in eben dem Augenblicke wurden ſie wieder auf völlig freyen Fuß geſtellt. Ein ſo großmüthiges Verfahren bewog den Oberherrn von Angonci; daß er zu den Franzoſen kam, ſie um Frieden bat, und ſich unter ihren Schutz begab. Er ſtellte dem Kapitän Larcher eine alte Portugieſinn vor und auch die Baroninn Adlerſchein, Wittwe eines Offiziers, der Beniowskin nach Madagaskar begleitet hatte. Dieſe beiden Frauen waren zu jenem Oberhaupte hingeflüchtet, und nur auf ihr inſtändiges Bitten überlieferte er ſie den Franzoſen. Über Beniowskis Tyranney beklagte er ſich bitterlich, und ſetzte hinzu: er regierte dieſe fruchtbare Gegend mit eiſernem Zepter, und raubte die Erzeugniſſe des Fleißes mit Gewalt, oder vernichtete ſie aus Furcht. Unaufhörlich vermehrte er die Auflagen, wodurch er uns zu Boden drückte, mit neuem Tribute. Die verehrteſten Gebräuche und Gewohnheiten wurden unter dieſem verhaßten Deſpoten auf die ſchimpflichſte Weiſe verletzt. Gegenvorſtellungen der Inſulaner wies er mit Härte zurück. Er behandelte ſie als Sklaven, legte ihnen das läſtigſte Joch auf, und wollte ihnen ſogar die Hoffnung benehmen, jemals ihre Freyheit wieder zu erlangen.—Dieſe Völkerſchaf-

Digitized by Google

ten waren ſeinen Launen unterworfen. Noch mehr ſeine durch nichts zu ſtörende Kühnheit und ſeine Ränke als ſein ungeſtümer Charakter, hatten ihn zum unumſchränkten Herrn von Madagaſkar gemacht. Schon ſetzte er ſich in Bereitſchaft, die Franzoſen aus dieſem Lande zu vertreiben und ſich ſogar ihrer Wohlthaten gegen ſie ſelbſt zu bedienen. So wollte er die Belohnungen und die Ehrenbezeigungen, die er von Frankreich bekommen hatte, vergelten!

Die durch innerliche Kriege erſchöpften Malegaſchen hatten unter Beniowskis Herrſchaft faſt alle guten Eigenſchaften verloren; ſie waren weiter nichts als niedrige Sklaven und blinde Werkzeuge für die Launen eines ſtörriſchen rauhen Herrn. Unter ihm blieb das Land unbeſtellt; Vernachläſſigung des Ackerbaues und Vernichtung des Handels machten die ehemals ſo blühenden Gegenden zu Wüſten. Der verſchlagene Beniowski hatte den Samen der Zwietracht und des Haſſes unter die Inſulaner ausgeſtreuet. Mit ſeinem ſtolzen übermüthigen Verfahren verband er auch Unverſchämtheit und Scharlatanerie, um die Menge zu täuſchen. Unter den Zügen des Hochmuths und der Falſchheit entdeckte man in ſeinem Ge-

ſichte noch einen wilden Blick, der ſelbſt den Unerſchrockenſten in Furcht ſetzen konnte. Die Begebenheiten ſeines Lebens beſtanden nur in einer langen Reihe von Verbrechen und Miſſethaten, und ſein Tod war die gerechteſte Strafe für eine ſchändliche Verrätherey. Man mußte entweder Madagaſkar von dem Joche dieſes Tyrannen befreyen, oder den Kolonieen Isle de France und Bourbon auf immer entſagen.

Die wilden Bewohner von Madagaſkar hatten weder die erforderlichen Kenntniſſe, noch die nöthige Thatkraft, ihre verlorne Freyheit wieder zu erlangen; und wie hätten ſie auch den Fallſtricken entgehen können, die Beniowski ſo geſchickt rings um ſie her zu legen gewußt hatte? Dieſer Feind von ihnen und von uns verſtand ſich auf die Kunſt, Zwietracht unter ihnen zu erregen; und hätte auch unſer Handelsintereſſe uns nicht genöthigt, ihnen Beyſtand zu leiſten, ſo verpflichtete uns ſchon Gerechtigkeit und Billigkeit dazu, weil wir durch unſre enthuſiaſtiſche Vorliebe für jenen Mann an dem Unglücke der Malegaſchen Schuld waren. Allein wir haben ſchon bewieſen, daß Isle de France in Abſicht ſeiner Subſiſtenz ſehr, und bey Unglücksfällen gänzlich, von dem nördlichen

Madagaſkar abhangt. Die Unterſtützung vom Vorgebirge der guten Hoffnung iſt alsdann zu entfernt, zu koſtbar, zu unſicher und in jeder Rückſicht unzulänglich. Es wäre unſtreitig zu wünſchen, daß man im nördlichen Theile dauernde Niederlaſſungen anlegen könnte; aber wir haben gezeigt, daß die Ungeſundheit der Luft ein Hinderniß iſt, welches ſich nur durch Aufopferung einer großen Menge von Menſchen beſiegen läßt. Übrigens kann man vom Monathe May bis zu Ende des Oktobers die dortige Meeresgegend ohne Gefahr beſuchen; und dieß iſt die günſtigſte Zeit zum Handel; denn alsdann wird eingeerntet, und man findet alle Arten von Lebensmitteln.

Betrachtungen über den nördlichen Theil von Madagaſkar.

Der nördliche Theil von Madagaſkar iſt an allen Arten von Erzeugniſſen weit fruchtbarer, und wird daher von europäiſchen Schiffen häufiger beſucht als der ſüdliche; aber das Innere des Landes kennt man faſt noch gar nicht, und ich habe mich auf Isle de France vergeblich um Angaben bemühet,

Digitized by Google

die mich in den Stand ſetzen könnten, eine Beſchreibung davon zu liefern. La Bigorne konnte mir darüber nur ſchwankende und unzuverläſſige Nachrichten geben, wovon ſich nicht leicht Gebrauch machen ließ. Indeß ſchrieb ich nach dem, was er mir zu Mananhar diktirte, einen kleinen Aufſatz, den nachher Beniowski benutzte, als er den Vorſchlag that, an der Bay Antongil eine Niederlaſſung anzulegen. In dieſem Aufſatze iſt die Reiſerute, welche die Inſulaner von Bombetok nach der Bay Antongil nehmen, beſchrieben. Man findet aber darin nichts Merkwürdiges, außer die Angabe der unzähligen Hinderniſſe, welche man auf dieſem Wege antrifft.

Den Malegaſchen gelingt es zwar, ſie zu überwinden; aber nur deßhalb, weil ſie behender und der Beſchwerlichkeiten gewohnter ſind als die meiſten Europäer. Auf dem hohen Gebirge Wigagora, über das man gehen muß, ſtößt man bey jedem Schritte auf ſolche Schwierigkeiten, daß ſie auch wohl Leute, welche dergleichen Gefahren zu trotzen gewohnt ſind, aufhalten können. Wer einen ſo ſchwierigen Weg zu unternehmen genöthigt iſt, wird ſehr klug handeln, wenn er ſich mit Stricken und Stangen verſieht, um über

die ſchroffeſten Stellen wegzukommen. Ich weiß aus Erfahrung, wie nützlich dieſe Vorſicht iſt, und habe mich ihrer bey Reiſen über Gebirge mehr als ein Mal mit Erfolg bedient. Wenn ich mit Abgründen umringt war, benahm mir ein bloſſer Bindfaden, den meine Wegweiſer hielten, alle Furcht, und bahnte mir den Zugang zu den ſteilſten Örtern. Seidene Stricke verdienen übrigens den Vorzug vor hanfenen, weil ſie ſtärker und leichter ſind. Herr Franklin hat den Vorſchlag gethan, ſich des ſogenanuten fliegenden Drachen zu bedienen, um über einen ſchnell ſtrömenden Fluß zu kommen. Unſtreitig iſt dieſes Mittel für Perſonen, die gut ſchwimmen können, unter gewiſſen Umſtänden nützlich; diejenigen aber, denen dieſe ſo brauchbare Geſchicklichkeit fehlt, können vermittelſt groſſer Bambusröhre, die an einem langen Stricke befeſtigt ſind, über ziemlich ſchnelle Flüſſe kommen, vorausgeſetzt nämlich, daß ſie ſtarke Inſulaner, gute Schwimmer, bey ſich haben, und daß dieſe ſie mit einer ſo ungemein einfachen Geräthſchaft von einem Ufer zum andern ziehen.

Ich bemerke hier noch, daß eine Art von Hamak, ſo wie man ſie in den Kolonieen zum Transporte der Frauen und Kinder braucht,

denen, die in dieſen wilden Gegenden reiſen, ſehr nützlich ſeyn würde. Allein dieſer Hamak müßte leicht und waſſerdicht ſeyn. Beide Eigenſchaften ließen ſich ihm ſehr leicht geben, wenn man dazu eine ſehr ſtarke Leinwand brauchte, und ſie mit elaſtiſchem in Leinöl aufgelöſtem Gummi überzöge, d. i. mit eben dem Firniſſe, durch den man die entzündbare Luft in den Luftbällen zurück hält. Alsdann kann man ſich dieſes Hamaks nicht nur wie eines Bettes bedienen, indem man ihn an einen Baum hängt, ſondern auch, wenn man unpäßlich iſt, ſich darin vermittelſt eines Bambusrohrs von einem Orte zum andern tragen laſſen; und da die Leinwand durch den Firniß das Eindringen des Regens verhindert, ſo wird der Hamak ein wahres Kanot, deſſen Vortheile zu ſehr in die Augen fallen, als daß ich ſie herzuzählen nöthig hätte.

In dem nördlichen Theile von Madagaſkar heißt der Ort, den die Europäer am meiſten beſuchen, Foulpoint, bey den Inſulanern aber Wulu-Wulo. Der Hafen von Foulpoint wird von Riefs gebildet, an denen das Meer ſich bricht, und wodurch die Schiffe vor den großen Wogen geſichert werden. Das Rief iſt von Korallen, hangt auf

Digitized by Google

der einen Seite mit dem Lande zuſammen, und erſtreckt ſich gegen N. N. Oſt, indeß die Küſte ſich nach N. N. Weſten zieht.

Die Einfahrt des Hafens liegt nach Norden. Die Breite des Kanals beträgt ungefähr funfzig Klafter und die Tiefe der Becken beynahe eben ſo viel. Der Hafen faßt zehn große Schiffe, die in 30 bis 35 Fuß Tiefe neben einander ankern können. Der Ankergrund iſt ſicher, aber der Eingang zur Winterszeit bisweilen durch eine Triebſandbank verſtopft, die ſich zertheilt, ſobald ſüdöſtliche Winde auf nördliche und auf Windſtillen folgen. Das Meer zieht ſich bey der größten Ebbe nur vier bis fünf Fuß zurück, und alsdann ſieht man das Rief bloß. Man findet auf demſelben Mooſe, Seepflanzen, ſchwarze Korallen, ſehr ſeltne Madreporen, Seeſterne, Meerinſekten und Muſcheln, die wegen ihrer mannigfaltigen Form und ihrer glänzenden Farben zur Ausſchmückung der Naturalienkabinette dienen. Bey der Einfahrt der Flüſſe findet man Manglesbäume, woran vorzüglich wohlſchmeckende Auſtern hangen, welche Gehänge von ſehr ſeltſamer Form bilden. In einer kleinen Entfernung von denen Orten, die das Meer bedeckt, trifft man Adern von einem Sande an, welcher von

Digitized by Google

ganz andrer Beſchaffenheit als der auf dem Ufer iſt, und halb verglaſet zu ſeyn ſcheint. Man findet glimmerige und bröckelige Steine darunter, ingleichen eine große Menge kleiner Stückchen von wirklichem Glaſe. Nach den Beobachtungen, die ich zu Foulpoint angeſtellt habe, liegt es in 17° 40′ 20″ S. Br. und in 47° 20′ O. L. von Paris. Während meines dortigen Aufenthaltes ſtieg das Thermometer nie über 27° Grad, und fiel nie unter 15° Reaumur. Das Barometer zeigte nur ſehr geringe Veränderungen, und blieb immer zwiſchen 28″ 2‴ und 28″ 5‴.

Die Schiffe verſchaffen ſich zu Foulpoint alle Arten von Lebensmitteln für wohlfeile Preiſe und in Überfluß. Die Märkte werden ſehr gut verſehen, wenn die Europäer dem Handel keinen Zwang authun. Seit einigen Jahren wollen die Einwohner von Foulpoint keine jungen Ziegenböcke und Schweine mehr verkaufen, weil ein alter Mann, der vier (franzöſiſche) Meilen vom Hafen wohnt, und in dem Rufe eines geſchickten Zauberers ſteht, ihnen den Handel mit dieſen nützlichen Thieren unterſagt hat. Dieſer Ombiaſſe gab nämlich vor, ſie würden mit den größten Unglücksfällen bedrohet, wenn ſie nicht die ganze Ra-

Digitized by Google

ße dieſer unſauberen Thiere bey ſich ausrotteten. Doch, ungeachtet dieſes Ausſpruches, können die Europäer ſich dergleichen in den Gebirgen verſchaffen, wo man ſie herdenweiſe antrifft. Vielleicht hielte es nicht ſchwer, dieſen läſtigen Aberglauben bey den Inſulanern auszurotten.—Die Dörfer, welche die Bevölkerung von Foulpoint ausmachen, ſind nicht beträchtlich; ſie liegen zerſtreuet, meiſten Theils am Abhange von Hügeln, und haben Palliſaden zur Vertheidigung. Eine Menge nützlicher Bäume gibt ihnen einen angenehmen Schatten. Mitten unter Kokos- Bambu- Pommeranzen- Citronen- und Viſangbäumen (deren Frucht von den Europäern ſo ſehr geſchätzt wird) und wilden Weinſtöcken, unterſcheidet man den Raven, eine Art von Palmbaum, der nur in Madagaſkar einheimiſch iſt. Dieſer Baum wird ſehr groß und ſein Herz wie das von der Kohlpalme zubereitet und gegeſſen. Seine Rinde iſt hart, ſein Holz faſerig und unverweslich, daher braucht man es, Häuſer davon zu bauen, deren Wände und Verſchläge dann aus den künſtlich mit einander verbundenen Rippen ſeines Blattes verfertigt werden. Dieſe Rippen ſind ſo feſt wie Holz und ſo biegſam wie Leder. Mit den Blättern ſelbſt deckt man die Dächer, und ſie dauern länger, und ſind

Digitized by Google

vorzüglicher als unſre Strohdächer. Aus dieſen Blättern machen die Madekaſſen auch ihre Schüſſeln, Teller und Taſſen. Dieſe Art von Geſchirr iſt immer reinlich, wird aber nicht mehr als ein Mal gebraucht. Unter den häutigen Hüllen, welche die Blüthe dieſes Palmbaums umgeben, findet man ein Gummi von außerordentlichem Wohlgeſchmacke, das man für Honig halten ſollte. Es iſt kein Wunder, daß die Madekaſſen einen ihnen ſo nützlichen Baum rings um ſich her pflanzen. Man verfertigt daraus ſehr breite vortreffliche Breter, wenn man ihn von der einen Seite der ganzen Länge nach ſpaltet; man muß aber dieſen Bretern gleich nach dem Durchſchneiden die gehörige Form geben.

Das Land, das von Foulpoint abhangt, iſt reich an fetten Triften und Vieh. Wenn man längs den fruchtbaren Ufern des ſchönen Fluſſes Ongleby hinunter geht, erſtaunt man, daß er auf ein Mal verſchwindet, und ſich vier hundert Toiſen von ſeiner Mündung im Sande verliert. Dieſer fiſchreiche Fluß, auf dem ſich auch viele Waſſervögel aufhalten, iſt an gewiſſen Orten tief und an andern ſehr breit. Die Kanots fahren ihn mehr als zwanzig Meilen weit hinauf. Es iſt ſchlimm, daß es in dieſem Fluſſe, ſo wie

Digitized by Google

in allen anderen auf Madagaſkar, ſehr viele ungeheure Krokodille gibt. Wenn man längs den Ufern hin geht, wird ſelbſt der unerſchrockenſte Inſulaner bey ihrem Anblicke von Furcht ergriffen. Man muß ſehr vorſichtig ſeyn, um nicht von dieſen gefährlichen Amphibien überraſcht zu werden, die ſich auf Menſchen und Thiere losſtürzen. Ich habe ein Mal geſehen, daß ein ſolches Ungeheuer einen Ochſen fortſchleppte und verzehrte. Durch eben das, was die Flüſſe in Madagaſkar ſo reizend macht, werden ſie auch ſo gefährlich: die Bäume und Stauden, welche die Ufer bedecken, ſind die Schlupfwinkel dieſer fürchterlichen Thiere.

Wenn man ſich einige Meilen von Foulpoint entfernt, und den hohen Bergen von Ambotismene näher geht, wird die Gegend mannigfaltig. Hügel ſchützen die Ebenen und Thäler vor den Winden. Die Hitze iſt nicht mehr läſtig, weil das Land höher liegt und holzreicher iſt. Die hier weniger bearbeiteten Felder ſind wilder und wüſter; hier hüthen die Inſulaner ihre Herden nicht mehr, ſondern laſſen ſie ohne Hirten ganz frey umher irren. Die Wieſen in den Thälern werden von einer Menge Bäche bewäſſert und befruchtet. Die Krümmungen, welche dieſe

bilden, ſind um ſo angenehmer, da die Natur allein ſie vorgezeichnet hat. Die Blumen haben mehr Glanz, und ihre Farben ſind ſchimmernder und mannigfaltiger als die auf unſern Wieſen. Ohne Kunſt, ohne Symmetrie gepflanzte Baumgruppen machen dieſe ländlichen Gegenden noch reizender und intereſſanter. Einige Meilen weiterhin ändert ſich der Schauplatz, und das Land wird bergig. Ein geſchickter Mahler würde hier über die Wahl der pittoreskeſten Landſchaft verlegen ſeyn. Seine umherſchweifende Imagination läßt ihm nicht länger die freye Ausübung ſeiner Kunſt; er thut keinen Schritt, wo ihm nicht eine plötzliche und unvorhergeſehene Veränderung eine neue Perſpektive und noch intereſſantere Geſichtspunkte zeigte.

Wenn man aber, ohne das Ganze dieſer lachenden Gegenden auffaſſen zu wollen, ſich bloß mit dem Studium ihrer Produkte beſchäftigt; ſo eröffnet ſich ein unermeßliches und wirklich nützliches Feld. Eine Menge Vegetabilien bietet ſich dann in reichem Überfluſſe zur Unterſuchung dar. Man lernt ſechs ganz verſchiedene Arten von Reiß kennen, Gerſte von vorzüglicher Schönheit, ſechſerley Sorten von Jamswurzeln, von denen einige ſo dick wie ein Schenkel ſind, und die

ſämmtlich zur Nahrung für Menſchen und Vieh taugen. Außer dieſen Wurzeln, die noch einige Pflege und Wartung erfordern, findet man einige völlig wild wachſende, welche die Inſulaner Fanghits nennen. Dieſe haben die Dicke eines Menſchen, einen zarten Geſchmack und eine röthliche Rinde; ſie treiben den Urin, ſind leicht zu verdauen, und ſtillen, wie man verſichert, Durſt und Hunger zugleich. Man kann verſchiedene Arten Rüben, Bohnen und Erbſen von auserleſenem Geſchmacke haben. Die Varvatten gleichen dem Kapernſtrauche, und blühen wie dieſer. Jede Schote ſchließt eine kleine Erbſe von der Größe einer Linſe in ſich. Dieſe Hülſenfrucht wird ſo hoch wie der Kirſchbaum, und mit ihren Blättern füttert man in einigen Provinzen im Innern des Landes die Seidenwürmer.

Wenn man dieſe Felder, dieſe Wieſen verläßt, um ſich in jene unermeßlichen Wälder zu vertiefen, welche einer Menge verſchiedener wilder Thiere zum Aufenthalte dienen; ſo ſieht man Schönheiten von einer andern Art: tiefe Einſamkeit; eine unter dieſem heißen Himmelsſtriche überraſchende Kühle; ein den Sonnenſtrahlen unzugänglicher Schatten; Echos, die auf allen Seiten von

dem Gebrülle der Thiere wiederhallen—dieß alles gewährt neue Freuden, die beſonders melancholiſchen Perſonen angemeſſen zu ſeyn ſcheinen. Indeß wird jeder, der nur einiges Gefühl für Naturſchönheiten hat, mit einer Art von Enthuſiasmus jene Menge von ungeheuer hohen und dicken Bäumen betrachten, worunter ſich beſonders der Fotersbé auszeichnet.

Wer das Studium des Mineralreichs der Botanik vorzieht, findet in den hohen Bergen von Ambotismene Befriedigung. Es gibt daſelbſt ungeheure Blöcke von Bergkryſtall. Einige von dieſen ſind kryſtalliſirt; andere ſcheinen gar keine regelmäſſige Form anzunehmen; viele enthalten Schörl und andre fremde Körper. Die von den Naturforſchern am meiſten geſuchten Schörlarten ſind in dieſen Bergen nicht ſelten, ſo wie Granaten und Anzeigen von Zinngruben, welche die Einwohner Wula-Futſche-ſine nennen. Gruben von ſehr vorzüglichem Eiſen gibt es in Menge auf der ganzen Inſel. Die Malegaſchen zerreiben und ſtampfen dieſes Erz, und legen es dann in Haufen zwiſchen vier mit Thonerde überzogene Steine. Anſtatt des Blaſebalges bedienen ſie ſich einer doppelten hölzernen Pumpe, um die Flamme zu vermeh-

Digitized by Google

ren. In einer Stunde iſt das Erz in Fluß gebracht, und liefert ein ſo geſchmeidiges, gut zu verarbeitendes Eiſen, wie man nur irgend eins kennt. Unſtreitig gibt es noch andere Gruben; aber man muß ſich keine Mühe und Arbeit verdrießen laſſen, ſie aufzuſuchen. Dieſe Reichthümer liegen tief im Schooße der Erde; nur durch Graben und ſchwere Arbeiten kann man ſie daraus hervor ziehen. Übrigens ſind aber die Berge von Ambotismene, wie die Inſulaner ſagen, für Europäer faſt unzugänglich. Ihre Gipfel ſind ſteile Jähen, welche den Zugang zu dieſen Bergen verhindern. Der höchſte unter ihnen iſt etwa achtzehn hundert Toiſen über der Meeresfläche erhoben. Er gleicht in ſeiner Geſtalt dem Tafelberge, den ſo viele am Vorgebirge der guten Hoffnung geweſene Reiſende beſchrieben haben.

Ich kann von den mineralogiſchen Reichthümern in Madagaſkar nur dieſe flüchtige Überſicht vorlegen; aber in den äußerſt mannigfaltigen Produkten der Inſel, welche bloß von der Natur und einem fruchtbaren Boden abhangen, gibt es noch weſentlichere.

Ich beſchreibe nun die Pflanzen, die ich Hrn. Poivre nach Isle de France gebracht habe.

Digitized by Google

Beſchreibung

einiger Bäume, Sträuche und Pflanzen, die im nördlichen Theile von Madagaſkar wachſen, und die ich gegen das Ende des Jahrs 1768 nach Isle de France gebracht habe *).

A.

Adabon. Ein großer Baum.
Afatrahé. Strauch mit wohlriechender Rinde.

---

*) Dieſes Verzeichniß, welches in der Urſchrift ſchlechterdings keine Ordnung hatte, habe ich wenigſtens nach dem Alphabete geſtellt, damit man die Namen leichter aufſuchen könne. Man wird es bedauern, daß der Verfaſſer, als er es aufſetzte, ſo ganz von allen botaniſchen Vorkenntniſſen entblößt geweſen iſt, da ſo manches köſtliche Pflanzenprodukt darin vorkommt, welches die Aufmerkſamkeit, nicht bloß des Liebhabers oder des wiſſenſchaftlichen Kenners, ſondern auch des Arztes, des Materialiſten, des Baumeiſters, des Ökonomen, mithin auch des Kaufmanns und durch dieſen des Staatskundigen reizt. Wo ich anderwärts einige Data fand, welche zu einer botaniſchen Beſtimmung führten, habe ich ſie nicht ungenutzt gelaſſen.
G. F.

Digitized by Google

Afé. Dicker Tüpfelfarrn (Polypodium) mit eßbarem Samen *).

Alut-mandrout.

Ampali. Hat lange Blätter, womit man Eiſen polirt und vom Roſte befreyet.

Ampalt. Runde Blätter, welche das Eiſen feilen.

Ampelang-thi-fouhé. Gentianelle mit violetten Blüthen.

Ampelantghi. Eine angenehme Pflanze, die einen Fuß hoch wird.

Anakuey. Große Sinnpflanze (Mimosa).

Anghivi. Eine Art von Brède **), mit rother Frucht, welche den madekaſſiſchen Getränken beygemiſcht wird, und ihnen einen angenehmen bittern Geſchmack gibt.

Angnan-rambou. Habichtskraut (Hieracium) mit violetten Blumen.

Angnan-rambou-lahe.

Angua-malou. Eine Art aromatiſche Brède mit goldfarbigen Blüthen und Knoſpen.

Auja-oidy. Eine Art ſehr hohen Heidekrauts.

---

*) Dieß iſt wahrſcheinlich ein Druckfehler; vielleicht ſollte man ſtatt graine (Samen) racine (Wurzel) leſen. G. F.

**) Ein ganz unbekanntes Wort. G. F.

Autafara. Man kennt dieſen Baum in Isle de France unter dem Namen Milchholz (bois de lait). Seine Blüthe hat die Geſtalt und den Geruch des Jasmins. Der geringſte Einſchnitt gibt einen ſehr kauſtiſchen Milchſaft in großer Menge. Nach Herrn de la Mark iſt es eine Art Taberna montana.

Ardouranga. Eine kleine Pflanze mit Schmetterlingsblüthe und einer rothen Hülſe wie der Indigo.

Arésou. Hollunder *).

Assy. Eine ſchöne Palmenart, welche zehn Fuß hoch wird. Der Stamm hat die Narben von den Blättern, welche nach und nach abfallen. Sein Gipfel iſt mit drey oder vier Reihen von Blättern geziert, welche vier bis fünf Fuß lang und anderthalb Zoll breit ſind. Dieſe Blätter ſind den Lilienblättern nicht unähnlich, aber ſo ſteif wie Palmblätter, und bilden einen ſchönen Schirm.

Azambou. Eine Frucht in Geſtalt eines rothen Straußes.

Azimena. Ein ſehr hübſcher Strauch mit dichtbelaubtem Gipfel, ſchönen grünen

---

*) Vermuthlich wohl nur eine dem Hollunder ähnliche Pflanze. G. F.

dicken Blättern und ſehr wohlriechenden Blüthen. Er wird vier Fuß hoch.

Azon-ranou. Manglesbaum des friſchen Waſſers, deſſen Schoten einander gegenüber ſtehen, Spitze gegen Spitze.

Azou-minti. Pyramidaliſcher Strauch von ſeltſamem Anſehen.

Azou-minti-be. Deßgleichen, ein großblätteriger ſchöner Baum.

Azou-ranou. Ein Strauch mit rother gefurchter Frucht.

B.

Bachi-bachi. Ein Baum, der dem Rarabé (einer Art wilder Muskaten) ähnlich iſt; ſeine Blätter und Früchte ſind nur wenig davon verſchieden. Er wächſt auf Anhöhen. Die Schale, die Nuß und die ſogenannte Muskatblüthe oder das Macis ſind aromatiſch.

Bagnets. Aus dieſer Pflanze zieht man in Madagaskar echten Indigo. Die Eingebornen gehen dabey ſehr einfach zu Werk. Sie machen einen Aufguß von den Blättern und Stängeln, wenn die Pflanze anfängt zu blühen. Nach der Fäulung wird das Waſſer veilchenfarb. Sobald dieſe Farbe dunkel wird, nimmt man Stän-

Digitized by Google

gel und Blätter heraus, und gießt in das ſtark gefärbte Waſſer eine beſtimmte Quantität Öl. Wenn der Niederſchlag ſich geſetzt hat, gießt man das Waſſer ab, trocknet ihn im Schatten, und erhält auf dieſe Weiſe einen ſchönen Indigo.

Bakrang. Schlingepflanze (Liane) mit großen Knoſpen.

Bonton. Ein Baum, deſſen Rinde gelb färbt. Er wächſt am Waſſer, und hat paarweis gegen einander geſtellte dicke Blätter.

C.

Campoudi. Eine Art Hühnerdarm (Alsine).

Cani-ponti. Breitblätteriges Gras, mit deſſen Safte die Madekaſſen ſich allerley Zeichnungen auf den Leib mahlen.

Catou-banda. Eine Art Gauchheil (mourron), womit man Geſchwülſte zertheilt.

Chetchia. Gelbblühendes Habichtskraut.

Chifontfui. Schöner kleiner Baum mit geradem blätterloſem Stamme und rundem dichtbelaubtem Gipfel.

Chifontsiui. Hat kleine paarweis geſtellte Blätter wie der kleine Harame (S. dieſen). Dieſe Blüthe beſteht aus vier grünen Blättchen, die einen Kelch bilden.

Digitized by Google

Chingolpont.
Chistala.

D.

Diti-azou. Eine Frucht in Geſtalt einer kleinen Birne.

E.

Enghi-bé. Großer Indigo mit großen Schoten.
Enghi-panza. Kleiner Indigo.

F.

Fanpechourou. Eine Art ſternförmiger Lilie. Ihr Aufblühen kündigt die Zeit des Wallfiſchfangs an.
Farafer. Eine Schmarotzerpflanze mit einer langen rothen Blüthe, welche wie eine Hand, oder wie eine Gabel mit fünf Zacken, geſtaltet iſt.
Fifoutche. Ein Baum mit Malvenblättern; die Blüthen ſitzen rund um den Stängel.
Filao. Dieß iſt der Keulenbaum oder Casuarina nach Forſt. Charact. gen. pl. und Linné ſuppl. pl.

Finguère. Eine Art wilden Feigenbaums, der, wo man ihn anſchneidet, einen Milchſaft gibt. Dieſer Milchſaft wird, wenn er geronnen iſt, ein wahres Federharz, wie dasjenige, welches aus dem Kautſchukbaume fließt. Die Madekaſſen verfertigen daraus Fackeln, die ohne Docht brennen, und ſehr gut leuchten, wenn ſie des Nachts damit auf den Fiſchfang gehen. In Weingeiſt iſt dieſes Harz nicht auflösbar, wohl aber in Äther und in Leinöl; auch andere fettige und ölichte Subſtanzen greifen es merklich an.

Der Finguère wird zwanzig Fuß hoch; die Blätter ſind acht Zoll lang und vier Zoll breit. Die Frucht iſt einer runden Feige ähnlich und voll von kleinen Körnern. Die Malegaſchen eſſen dieſe Feigen ſehr gern; ich hingegen fand ſie ſcharf und zuſammenziehend.

Wenn man die Flaſchen und andere Geräthſchaften, welche die Peruaner aus Federharz verfertigen, mit Aufmerkſamkeit betrachtet; ſo ſieht man ein, wie leicht es iſt, dieſer Subſtanz allerley Formen zu geben, welche bey chyrurgiſchen Operationen vom größtem Nutzen ſeyn könnten;

Digitized by Google

z. B. Sonden, Bandagen u. ſ. w. Wird ſie in Äther oder auch in Leinöl aufgelöſet, ſo verliert ſie größten Theils ihre Federkraft, und kann ſowohl auf Leinwand als Seidenzeuge aufgetragen werden, um ſie dem Waſſer und der Luft undurchdringlich zu machen. Auf dieſe Art hat Herr Berniard neulich das Federharz zu mancherley Behuf gebraucht. Die Aufzählung dieſer verſchiedenen Benutzungsarten gehört nicht hierher; das aber will ich noch anmerken, daß die Chineſen längſt gewußt haben, das Federharz aufzulöſen und es auf verſchiedene Art zu färben. Herr Bertin, ehemaliger Staatsminiſter, hatte die Güte, mir einige daraus verfertigte Sachen zu ſchenken, unter andern eine kleine Kugel, die genau einer Kugel von Bernſtein glich.

Fotersbé. Einer der größten Bäume in Madagaſkar, deſſen Holz aber nur zum Brennen taugt. Es gibt noch eine Sorte, die in Sümpfen wächſt, und welche Flaccourt unter dem Namen Vouafoutra beſchrieben hat.

Fouraha. Einer der ſchönſten und nützlichſten Bäume aus heißen Ländern. Nächſt dem Tek (Tectona grandis Linn.) iſt ſein Holz das beſte in ganz Indien zum

Schiffbau. Ich kann ihn mit ſonſt nichts als dem Takamahaka der Inſel France und Bourbon vergleichen, und wie dieſer gibt er auch einen grünen Balſam, der zur Heilung der Wunden dient. Der Baum iſt dick, ſchattig, mit dicken Äſten beladen, und merkwürdig wegen ſeiner großen Höhe.

Fouraugdra. Eine Art Vesicaria mit dreyeckigem Stängel und Peterſilienblättern; eine ſogenannte Liane oder Schlingpflanze.

H.

Harame. Dieß iſt der höchſte und dickſte Baum in der Gegend von Foulpoint. Das Holz iſt weiß mit röthlichem Kerne. Wenn der Baum ſein vollſtändiges Wachsthum erreicht hat, löſet ſich jährlich ſeine äußere, dicke, graue Rinde ab. Der Stamm iſt glatt und bis an den Gipfel ohne Äſte. Die Krone iſt dagegen dickbelaubt, und ſieht ſchön aus. Bey der geringſten Verletzung fließt ein weißes, ſehr würzhaftes Harz aus dieſem Baume. Die malegaſchiſchen Weiber verarbeiten es zu einem Teige, womit ſie ſich das Geſicht reiben, um der Haut ihre vollkommene Friſche zu erhal-

Digitized by Google

ten. Dieſes Harz brennt mit einem dem Weihrauche ähnlichen Wohlgeruche. Die Frucht des Baumes iſt eine Nuß, wovon aber nur die äußere Schale aromatiſch iſt.

Harame, deſſen Harz der Stoff zu ſeyn ſcheint, aus welchem das Ambra beſteht.

Harongan. Er wird funfzehn Fuß hoch, und wächſt im Sande. Die Blätter werden zum Rothfärben der Matten und Körbe gebraucht. Das Harz dieſes Baums iſt eine Art Drachenblut.

Hintchy. Unter den Bäumen in den Wäldern um Foulpoint iſt dieß der gemeinſte. Er wäre beſonders zu Alleen gut, indem ſeine Krone wohlbelaubt iſt. Mit dem Pflaumenbaume hat er einige Ähnlichkeit, und wird ungefähr eben ſo hoch. Sein rothes Holz iſt gut, um Hausgeräth daraus zu verfertigen; ſeine Rinde iſt weiß und glatt, und ſeine breiten Blätter ſind von ſchöner grüner Farbe. (Iſt nach Herrn la Mark eine Art Courbaril, Hymenaea, Linn. G. F.)

Hunits. Ein großer ſchöner Baum, deſſen Holz eine ſchöne gelbe Farbe darbietet. Die Rinde iſt roth, und wenn man ſie einſchneidet, fließt ein korallrother Saft heraus. Aus der Rinde der Wurzel verfer-

Digitized by Google

tigen die Malegaſchen vermittelſt einer gewöhnlichen Lauge eine ſchöne rothe Farbe.

J.

Jacuan. Eine Art Mandeln. Der Baum hat kleine Blätter, und gibt ein Harz.

Jang. Ein Baum mit großen Blumenſträußen.

Joudi-fafal. Ein Sempervivens *).

L.

Laben. Dieſer Baum wächſt am Seeſtrande in Sandboden, und wird ſehr hoch. Das harte rothe Holz iſt für Hausgeräthe von vorzüglicher Güte. Die Frucht iſt an Größe und Geſtalt einer Olive ähnlich, und enthält einen öligen weißen Mandelkern von vortrefflichem Geſchmacke.

Lacca. Die Frucht iſt klein wie ein Pfefferkorn; die Blüthen ſitzen in Geſtalt eines Kätzchens beyſammen.

Lalong.

Lindem. Eine Art Palmbaum mit Blättern des Farrns.

---

*) Soll das heißen Sempervivum Linn. oder nur eine immer grünende Pflanze? G. F.

Lingo. Eine holzartige Schlingpflanze (liane), welche bis zum Gipfel der höchſten Bäume hinan ſteigt, und dabey nur zwey Zoll dick iſt. Ihr Holz iſt gelb wie das Innere ihrer Rinde. Die Malegaſchen bedienen ſich der Rinde und Wurzel des Lingo, um die Fäden zu ihren Kleidungen (pagnes) gelb und roth zu färben.

M.

Maan. Eine Art Sammetpflanze mit Malvenblättern.

Malao-manghit. Ein großer Baum mit brauner Rinde, weißem Holze und geradem Stamme. Der Saft iſt Anfangs weiß und milchicht, wird aber an der Luft blutroth. Die Blätter haben einen angenehmen Würzgeruch. Die Frucht iſt eine Art von Muskatnuß, der die Malegaſchen eben dieſelben Eigenſchaften zuſchreiben, welche wir der echten zugeſtehen.

Mang. Ein Baum mit Blättern wie die der Malve, nur größer und ſtärker. Die Blume iſt rauh wie die der Ketmia (des Eibiſches) und roſenfarb.

Manouquibonga. Ein Baum mit langen Schoſſen wie die Weinreben; ſeine ſchönen rothen Blumen bilden eine Ägrette

Moulton-vongou. Gleicht dem Rara, hat kleine Blätter und länglicheckige Früchte.

Mounou-founace. Ein Bäumchen mit violetten Blüthen und dreyfachgeſingerten Blättern (foliis ternatis).

N.

Nantou. Mattenholz (bois de natte) von zwey Sorten mit großen und kleinen Blättern.

O.

Onbave. Ein Baum, der ein Gummi gibt, welches mit dem arabiſchen Ähnlichkeit hat.

Ouoi-randra. Eine Waſſerpflanze mit gezähnten Blättern, zweyhörnigen Blüthen (deux cornes fleuries) und einer eßbaren Wurzel.

Ouvi-rombé. Schlingpflanze (liane) mit kleinen, herzförmigen, ſcharf zugeſpitzten Blättern.

R.

Raeoudrit. Grüne Frucht in Traubengeſtalt.

Ranga-zaa. Zwiebelgewächs mit weißer Blume.

Digitized by Google

Rarabé. Wilder Muſkatbaum, aber noch größer und ſchöner als der Malao-manghit. Aus ſeinen Muſkatnüſſen ziehen die Malegaſchen ein ſehr würzhaftes Öl, womit ſie ſich den ganzen Leib und die Haare reiben. Dieſes Öl heilt und zertheilt Anhäufungen von kalten Flüſſigkeiten (humeurs froides); innerlich genommen iſt es magenſtärkend *). S. Malao-manghit und Bachi-Bachi.

Ravendsara. Von allen ſogenannten Muſkatbäumen in Madagaſkar hat dieſer die Aufmerkſamkeit der Botaniker am meiſten auf ſich gezogen. Der Wohlgeruch der Muſkatnuß, der Würznelken und des Zimmets, zuſammen verbunden, iſt kaum von dem angenehmen Dufte zu unterſcheiden, den man durch die Deſtillation von den Ravendſarablättern erhält. Sie geben zugleich ein weſentliches Öl, welches höher als Nelkenöl geſchätzt wird. Die Köche in Indien ziehen es allen andern Gewürzen vor, um ihren Speiſen einen Würzgeſchmack zu geben. Der Ravendſara iſt übrigens ein ſeltner koſtbarer Baum; er wächſt

---

*) Der Himmel bewahre einen vor Ärzten, die ſo von Krankheiten ſprechen und ſo dagegen verſchreiben! G. F.

am liebſten in Sümpfen, ob er gleich auch trocknes Erdreich vertragen kann. Sein Stamm wird dick, und ſeine pyramidaliſche Krone iſt dickbelaubt und ſchattenreich. Das Holz iſt weiß, ohne Geruch, aber hart und ſchwer. Die Rinde verbreitet dagegen einen ſtarken Geruch. Die Frucht iſt eine wahre Nuß, die an beiden Enden etwas zugeplättet iſt. Der Geruch dieſer Nuß und ihrer Schale iſt nicht ſo ſtark, und ſie geben nicht ſo viel wohlriechendes Öl wie die Blätter; doch meines Erachtens iſt dieſer Geruch noch ein wenig delikater. Herr de la Mark hat mich belehrt, daß dieſer Baum kein wahrer Muskatbaum iſt, ſondern ein eigenes Geſchlecht ausmacht, welches Juſſieu in ſeinen Gen. pl. p. 431. Agathophyllum nennt *).

*) Agathophyllum iſt die Überſetzung des madekaſſiſchen Worts Raven-sara und bedeutet gutes Blatt. Die Abbildung dieſes Baums und eine ausführliche Beſchreibung liefert Sonnerat in ſeiner Reiſe nach Indien und China II. B. S. 177. t. 127. der deutſchen Ausgabe. In Gmelins Ausgabe von Linn. Syst. Nat. Tom. II. p. 754. kommt dieſer Baum unter ſeinem einheimiſchen Namen, Ravensara aromatica, vor. Eigentlich iſt er dem Lorber- (Laurus) Geſchlech-

Raven-tongharts. Eine balſamiſche Pflanze.

Rharha-horac. Abermals ein echter wilder Muskatbaum mit dickem Stamme und vielen verworrenen Äſten. Er wächſt gern an feuchten ſumpfigen Örtern. Die große blaue Taube, welche die Malegaſchen Funinga-mena-rabu nennen, frißt ſehr begierig die Nüſſe dieſes Baums, verdauet aber nur ihr Macis, und ſäet dann die Nüſſe überall auf der Inſel umher.

S.

Sacaviro-ambou. Schweins-Ingber. Eine Art Zittwer (Zedoaria).

Sampau-leva. Gelbe Früchte wie Paternoſter.

Sanga-sanga. Ein dreyeckiges Schilf, der wahre Papyrus der Alten.

Sangnamou-batou. Eine Pflanze, deren Blätter, wenn man ſie klein ſtößt, wie Cocculi indici auf die Fiſche wirken (die ſie betäuben, ſo daß man ſie mit der Hand greifen kann).

Sanoang-matan-nahanrou. Eine Art klimmender Spargel.

---

te ſo nahe verwandt, daß es ſchwer halten dürfte, ihn mit Recht davon zu trennen. G. F.

Digitized by Google

Schira. Palmenark, deren Rinde man verbrennt, um Kochſalz daraus zu ziehen.

Sondifafat. Eine Pflanze, die man am Meerſtrande findet. Die Malegaſchen reiben ſich den Leib mit den Blättern dieſer Pflanze, wenn ſie müde ſind, um durch dieſe Reibungen wieder friſch und munter zu werden. Sie geben vor, daß die Blätter des Sondi-fa-fat nicht verderben können (incorruptibles), und legen ſie mit gutem Erfolge auf Wunden.

Sonmoutorang. Haarige Blüthe in Kätzchen.

T.

Tabourou-nangat. Betel (eine Art Pfeffer).

Taco. Eine Art wilder Rebe wie Tancaſſon.

Tafou-mouna. Ein großer dickbelaubter Baum mit glatter Rinde, weißem Holze und eichelförmiger Frucht, deren Kern einen etwas aromatiſchen Geſchmack hat, und wie Terpentin riecht.

Tafoumounan. Eichelförmige Frucht. Kleine weiße Blüthen.

Talate. Dicke Blätter und rothe Früchte wie die der Stechpalme.

Tancasson. Eine wilde Rebe mit ſcharfem widerlichen Geſchmacke. Dieſe ſchlängelnde Pflanze klimmt bis zum Gipfel der

höchſten Bäume. Ihre Wurzel hat diuretiſche Kräfte. Die Frucht wird von den Eingebornen ſehr geſchätzt. Flaccourt erwähnt dieſe Pflanze nicht, ob er gleich mehrere Arten von Reben beſchreibt.

Tanguem. Dieſer Baum wächſt am Ufer des Meeres. Er hat ein hartes geädertes Holz, welches zu Schreiner- und Tiſchlerarbeiten gebraucht werden kann. Die Malegaſchen bedienen ſich nur gar zu oft der Frucht dieſes Baums, deren ſchädliche Eigenſchaften ihnen wohl bekannt ſind. Der Baum iſt in der That ein wahrer Manchenillenbaum, der bekanntlich eins der furchtbarſten Gifte enthält.

Tanroujou. Eine knotige Frucht. Eine Gattung des Benzoin.

Tavoutala. Kleines Zwiebelgewächs von der Orchisgattung. Die Blüthe iſt blaß-veilchenblau (gris de lin.)

Tchilotou. Weiße Tulpe.

Tchinghit. Bohne mit gelben Blüthen. Eine Art Colutea.

Tchouti murou oder Ranou. Ein Kraut mit kleinen Schötchen.

Tchouvi-ovi. Eine Art Ipekakuanha; (Periploca).

Tevarte. Pyramidaliſcher Strauch mit natürlichen Abſätzen, als wäre er ſo geſchnitzt.

Digitized by Google

Tevartna. Mitten im Walde zeigt dieſer Baum gleichſam die Symmetrie der Kunſt. Er ſcheint mit Fleiß zur Pyramide mit ſieben Abſätzen oder Stufen geſchnitzt zu ſeyn; ſeine dichtbelaubten Zweige ſtehen wagerecht um den geraden glatten Stamm, und geben ihm ein ſeltſames Anſehen. Zur Verzierung iſt es vielleicht der ſchönſte Baum, den ich kenne.

Teulon-gouala. Ein Geſträuch, deſſen wohlriechende Blätter die Madekaſſen zu ihren Kopfkiſſen brauchen. Es wird etwa vier Fuß hoch, und hat eine bittere ölige, würzhafte Frucht.

Thipoulou-pouli.

Timbalave. Geſträuch mit weißer nachenförmiger Blüthe.

Tocamboudi. Kleiner Palmbaum mit großen an ihrer Spitze getheilten Blättern.

Tongou-hintchi.

Tongouna-lein-tein. Eine Art Münze (Mentha).

Tottlas. Eine Art Lorberbaum mit würzhaften Blättern und Beeren.

Tougmonnam. Ein Baum, der auf dem Gipfel der Gebirge wächſt. Sein rothes oder braungelbes Holz wird zu Tiſchlerarbeiten gebraucht; auch werden Wurfſpieße daraus gemacht. Es iſt ſehr ſchwer.

Digitized by Google

Tougnounan. Das Holz dient, um Hefte oder Handgriffe an den Wurfſpeilen daraus zu machen. Die Blüthen ſind glockenförmig.

Toulouc. Ein kleines Geſträuch, welches in allerley Boden fortkommt. Die Frucht iſt unter dem Namen Erdbeere von Madagaſkar bekannt, und hat einen angenehmen Geſchmack, weßhalb ſie ſowohl von den Europäern als den Malegaſchen geſchätzt wird.

U. V.

Vaquinang-bouá. Strauch mit haarigen weißen Blättern und weißen Blüthen. Die Wurzel heilt Wunden.

Vaing-bare. Schlingpflanze; haarige Blätter, weiße Blumen.

Vaint-sombou. Ein Kraut, welches dieſelbe Kraft hat wie das Sangnamoubatou, die Fiſche zu betäuben.

Vangoui-nangboua.

Varou. Eine Art Malve.

Veloutier (Sammetpflanze). Pittonia *).

Via-Foutchi. Holzige ſchlängelnde Pflanze. Die Frucht iſt von einem ſternförmigen Kelche umgeben.

---

*) Vermuthlich Tournefortia Linn. G. F.

Voai-marang. Ein Strauch, deſſen Rinde den Bauchfluß ſtopft.

Voantlisan. Ein ſtacheliger Baum, der nur an der Krone Blätter hat.

Voguin-dosong. Eine Schmarotzerpflanze, deren Blätter denen der Lilie gleichen. Ihre Blüthezeit kündigt den Wallfiſchfang an (wie das Fanpechourou).

Vohan-silan. Ein zwölf Fuß hoher Baum. Sein mit Dornen beſetzter Stamm iſt gerade; ſeine Blätter ſchön grün, fünfthalb Zoll lang und dritthalb Zoll breit. Der Stamm trägt keine Blätter, hingegen iſt die Krone wohl damit verſehen und vollkommen rund. Die Holztauben lieben die Frucht dieſes Baums, welche ſonderbar geſtaltet iſt.

Volang-bondi-pouni. Rothes Holz, welches je älter je ſchwärzer wird, und zum Färben gebraucht werden kann.

Vongo. Ein ſchöner Baum, deſſen Frucht Vaassou-voura heißt. Aus den Einſchnitten fließt ein gelbes Gummi.

Voua-assim.

Voua-azigné. Der geradeſte und höchſte Baum in Madagaſkar. Er iſt merklich höher als alle übrigen Bäume. Sein gelbes, ſchweres, hartes Holz wird zum Bau der Häuſer gebraucht, und bildet gewöhn-

Digitized by Google

lich den Kiel der groſsen Kanots. Das Harz, welches aus dieſem Baume flieſst, iſt gelb wie Bernſtein, aber kleberig und ohne Geruch. Die Malegaſchen erhalten aus dieſem koſtbaren Baume noch ein ſehr klares Öl, welches ſehr wohl ſchmeckt, ſo lange es friſch bleibt. Dem Reiſse beygemiſcht macht es dieſe Speiſe ſchmackhafter, und daher bereiten die Inſulaner meiſtens ihren Reiſs damit.

Voua-fatre. Eine Art Bux, deſſen würzhafte Frucht eſsbar iſt.

Voua-hintchi.

Voua-honda. Eine groſse, der Mango ähnliche Frucht, länglich, walzenförmig, wohlriechend, mit zertheiltem Kern und einander gegenüber ſtehenden Blättern.

Voua-Lomba. Frucht einer Rebe, welche die Europäer allen übrigen (malegaſchiſchen) vorziehen, und ihr deſshalb den Namen Weintrauben von Madagaſkar geben; ſie hat aber dennoch einen etwas ſcharfen Geſchmack. Die Pflanze ſtirbt jährlich ab; ihre Wurzel iſt eine Art von Jams (Dioscorea?).

Voua-mecaliong. Eine Art Taarin *), aus welchem man Öl erhält.

---

*) Etwa verdruckt für Tamarin (Tamarinde)? G. F.

Voua-malim. Eine Schote, welche Seidenwatte enthält (Apocynum?).

Voua-mandroucou. Blüthenſträuße brechen aus dem Stamme hervor; die Blumenkrone hat ſpiralförmig gedrehte Blätter.

Voua-mena. Korallrothe ſüſſe Frucht; rothes Holz und rothe Blätter.

Voua-mitsa-voï. Ein Aſter.

Vouang-pin-lela. Blätter wie der Zimmetbaum ohne Geruch.

Vouang-taé. Quittenapfel.

Vouang-titirang. Nuß mit gelber haariger Schale.

Voua-rougni. Eine Art Manglesbaum (Rhizophora) des friſchen Waſſers.

Voua-sevarantou.

Voua-sévérantou. Kleiner ſtrauchartiger Baum, der ſechs bis ſieben Fuß hoch wird und weißes Holz hat. Er wächſt gemeiniglich im Sande.

Voua-sourindi. Großer Baum, der kleine rothe Blüthen in großen Büſcheln trägt.

Voua-tingui-lé-pas. Grüne Frucht, deren Mark ſich in Blättern, wie Kronenblätter, von einander gibt, ſo daß inwendig die Samenkörner in einem abgeſtumpft dreyeckigen Beutel zu ſehen ſind.

Vua-carabo. Große platte Kaſtanie, die auf einer Schlingpflanze wächſt.

Digitized by Google

Vua-fao. Eine Art Sagupalme.

Vua-he-taïtsou.

Vua-he-taïtchou. Eßbare Frucht.

Vua-hia-vavé. Schlingpflanze mit weiſsen weiblichen Blüthen.

Vua-honda. Frucht in Gurkengeſtalt mit einem Geruche von Quitten.

Vua-Khicason. Kleine Frucht wie der Rangustan (etwa Mangustan, Garcinia mangostana?).

Vua-montucung. Schlingpflanze mit Tamarindeblättern und einer bohnenähnlichen Frucht.

Vua-nambouavon. Rothe Frucht in Büscheln; veilchenfarbene Blüthe, weißliche paarweis geſtellte Blätter. Man braucht ſie bey Geſchwüren, und wenn man ſich geſchnitten hat.

Vua-nantoula. Enthält einen großen Kern in Geſtalt der Sapotillenkerne, nur viel dicker.

Uvang-biri. Schlingpflanze mit großen viereckigen Schoten, deren Bohnen gegen die Hämorrhoiden gebraucht werden.

Vua-rha. Eine Art Feigenbaum mit eßbaren Früchten.

Vua-rozan.

Vua-tani. Seine Blume gleicht der des chineſiſchen Li-hoa.

Digitized by Google

Vua-techirié. Eine Art Vacoua mit langen ſchmalen Blättern; Pandanus odoratiſſima, Linn.

Voua-toudingha. Eine Frucht, die dem Pipar von China ähnlich iſt.

Vua-toutouc. Geſträuch mit rothen eßbaren Früchten, die wie Erdbeeren ſchmecken.

Vuendrang. Eine Art Galanga.

Z.

Zavin-raven. Ein Baum von mittlerer Höhe, nicht ſehr ſtark belaubt; ſein Stamm iſt mit Knoten beſetzt, die Rinde grau, das Holz weiß; er wächſt in den Sümpfen.

In dem vorſtehenden Verzeichniſſe der Bäume und Pflanzen von Madagaſkar erwähnte ich nicht die Ananas, die Waſſermelonen, den weißen Pfeffer, die Piſangs, den indiſchen Saffran (Kurkuma?), die großen Kardamomen, den Jngber, die Veronica, die Veſicaria, den Portulak, das Baſilikum, den Aſter, die Brède, die Enziane (Gentiliane?), die Colutea, die Waſſerlilie u. ſ. w.—Was die Thiere von Madagaſkar betrifft, ſo hat mir Flaccourt nichts Wichtiges davon zu ſagen übrig gelaſſen.

Beſchreibung

eines Palmbaums, der eine ſonderbare und in Indien unter dem Namen Kokosnuß der Maldiweninſeln ſehr berühmte Frucht trägt.

Der Palmbaum, welcher die ſogenannten Kokosnüſſe der Maldiwen oder auch Seekokos trägt, wird vierzig bis funfzig Fuß hoch. Seine Krone beſteht aus zehn bis zwölf gefiederten Palmblättern, die zwanzig Fuß lang ſind. Die Geſtalt dieſes ſchönen Baums läßt ſich daher mit einem großen Fächer vergleichen, und Kräuterkenner ſetzen ihn auch in das Geſchlecht der Weinpalme oder Fächerpalme (Borassus). Jedes große Palmblatt ſteht auf einem ſechs Fuß langen Blattſtiele, der am Rande ausgeſchweift iſt.

Unter den Achſeln der Blätter kommt ein Büſchel (panicule) hervor, deſſen Zweige an ihren Enden die weiblichen Blüthen tragen. Der reifende Fruchtknote verwandelt ſich in eine kugelförmige Frucht, die acht bis zehn Zoll im Durchmeſſer hat. Die äußere Schale iſt dick und faſerig wie an der gemeinen Kokosnuß; die Geſtalt der Nuß hat

etwas Sonderbares *). Inwendig iſt ſie mit einem milchichten, aber bitter und widerlich ſchmeckenden Safte angefüllt. Der Stamm dieſer ſeltenen Palme iſt vom Stamme der Kokospalme wenig verſchieden, ſondern nur härter und dicker. Die Palmeninſel **) iſt damit gänzlich bedeckt, ohne daß man ſie auf einer der benachbarten Inſeln oder ſonſt wo an irgend einem bekannten Orte fände. Wahrſcheinlich kommen alſo die Nüſſe dieſer Art, die man zufällig auf den Maldiwen antrifft, von der Palmeninſel, ungeachtet ſie gegen drey hundert Seemeilen weit von einander entfernt liegen. Dieſe Bemerkung kann dazu dienen, die Richtung der Strömungen in jener Meeresgegend bekannt zu machen.

Die Indier ſchreiben dieſen Nüſſen große Heilkräfte zu, weßhalb ſie auch bey den älteren Botanikern unter dem Namen Nux medica vorkommen. Wenn man den Ärz-

*) Sie beſteht aus zwey länglich nierenfömigen, an einer Seite etwas plattern, an der andern konvexen Hälften, die in der Mitte an einander gewachſen ſind. G. F.

**) Eine von der Gruppe der Seychellen, nordwärts von Madagaſkar und Isle de France. G. F.

ten in Aſien Glauben beymißt, ſo iſt dieſe Nuß nicht nur antiſkorbutiſch, ſondern ſie heilt auch die Luſtſeuche aus dem Grunde, und ihre Schale wird für ein wirkſames Gegengift gehalten. Die indiſchen Prinzen laſſen ſich Trinkgeſchirre daraus machen, die jederzeit mit Gold und Edelſteinen mehr oder weniger beſetzt und verziert ſind. Man hielt auf dieſe Nüſſe in ganz Aſien ſo viel, daß es vor dem Jahre 1759, wo man ſie auf der Palmeninſel entdeckte, nichts Ungewöhnliches war, das Stück mit 10000 Livres (ungefähr 2500 Rthlr.) zu bezahlen.

Über die Inſeln

France und Bourbon

und

das nordwärts davon gelegene Inſelmeer.

Kaum hatte Vasko de Gama den europäiſchen Nationen den Weg in die Meere von Aſien geöffnet, ſo ſuchten die Portugieſen, mit Ausſchließung aller anderen Nationen, ſich des reichen Handels mit jenem großen Welttheile zu bemächtigen. Vor dieſer in den Jahrbüchern der Schifffahrtskunde merkwürdigen Epoche ließ ſich allein die mauriſche (muhammedaniſche) Flagge in den Gewäſſern des perſiſchen und bengaliſchen Meerbuſens ſehen. Die mauriſchen Fahrzeuge verließen die Häfen des rothen Meeres, und ſchifften gewöhnlich in den perſiſchen Meerbuſen; oft folgten ſie auch dem Laufe der abyſſiniſchen Küſte, und liefen in den Kanal von Moſambik ein, ohne das Land aus dem Geſichte zu verlieren. In dieſem Kanale

handelten ſie bald mit den Einwohnern der afrikaniſchen Küſte, bald mit den Inſulanern von Madagaſkar. Die Häfen, die ſie am öfteſten beſuchten, waren Querimba und Moſambik an der Küſte von Afrika, Vingara und Bombetok in Madagaſkar.

Die Aſiaten wagten, ungeachtet ihre Karten ſehr fehlerhaft und ihre Lotſen äußerſt unwiſſend waren, oft noch kühnere Unternehmungen; ſie beſuchten nicht nur die Küſte von Malabar, ſondern ſie getrauten ſich auch, das Land aus dem Geſichte zu verlieren, in offene See zu ſtechen, und, nachdem ſie durch den Meerbuſen von Bengalen geſchifft waren, durch die Meerenge von Sunda und Malakka nach den molukkiſchen und philippiniſchen Inſeln zu ſegeln. Sie ließen ſich durch die Gefahren, welche für die bloſſen Anfänger in der Nautik von langen und beſchwerlichen Reiſen unzertrennlich ſind, nicht abſchrecken. Die Lockſpeiſe eines einträglichen Handels zog die Lotſen nach jenen Meerengen und nach den Molukken hin. Dort, zwiſchen den unzähligen Inſeln, konnten ſie ſicher darauf rechnen, chineſiſche und japaniſche Schiffe anzutreffen, die dahin kamen, um Muskatennüſſe und Gewürznelken zu hohlen. Man vertauſchte nun gegenſeitig die Waaren

Digitized by Google

aus Perſien und Indien gegen die aus Japan und China, und der Handel knüpfte zwiſchen dem Indier und dem Chineſen das Band, das für beide gleich wichtig war.

Als die Portugieſen das Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifften, war folglich die Schifffahrt der Muhammedaner nicht mehr auf ein bloſſes Küſtenbefahren eingeſchränkt, und es wäre wohl der Mühe werth, daß diejenigen, denen die Kenntniß der Hydrographie und die allmälichen Fortſchritte derſelben wichtig ſind, dieſe Reiſen näher kennen lernten, die ohne andere Leitung als eine unvollkommene Vorſtellung von der ſcheinbaren Bewegung der Sonne und der Sterne unternommen wurden. Das Inſtrument, deſſen ſich die indiſchen Lotſen bedienen, um die Polhöhe oder Breite zu beſtimmen, ſieht wie ein Roſenkranz aus, und die Kügelchen deſſelben zeigen die Höhe der Geſtirne nach den verſchiedenen Orten, wo man anzulegen hat. Die Stellung dieſer Kügelchen gegen das Auge und den Horizont des Meeres gibt das Maß an; es gehört aber viele Geſchicklichkeit und Übung dazu, ſich dieſes Inſtruments zu bedienen, deſſen Mängel ein jeder, der nur das Geringſte von der Schifffahrt verſteht, leicht einſieht. Zu Pondicheri

habe ich mehr als ein Mal verſucht, mich deſſelben zu bedienen, ohne jemals die Höhe eines Geſtirns bis auf einen Grad genau beſtimmen zu können. Es iſt indeß möglich, daß mir mein kurzes Geſicht den Gebrauch mehr als Andern erſchwert hat.

Der Handel der Muhammedaner in den aſiatiſchen Meeren läßt ſich zwar auf keine Weiſe mit dem vergleichen, den die europäiſchen Nationen ſeit der Zeit daſelbſt getrieben haben; allein er iſt doch auch nicht ganz zu verachten. Es haben bereits ſo viele Schriftſteller die blühenden Zeiten und den allmälichen Verfall der europäiſchen Niederlaſſungen beſchrieben, daß ich mich dabey nicht aufhalten darf. Meine Abſicht ging dahin, in gegenwärtigem Werke die Inſel Madagaſkar näher zu beſchreiben und die Vortheile zu zeigen, welche man von Niederlaſſungen daſelbſt ziehen könnte, vorausgeſetzt, daß dieſe ſich auf das Glück und Belehrung der guten Eingebornen gründeten. Allein aller Vorkehrungen und aller Sorgfalt ungeachtet werden die erſten Niederlaſſungen ſtets von Isle de France und Bourbon, wegen ihrer Nähe bey Madagaſkar, ſehr abhängig bleiben, und es wird uns daher wichtig, dieſe kennen zu lernen.

Isle de France und Bourbon verdanken es lediglich ihrer Lage, daß ſie gegenwärtig die Hauptkolonieen der Franzoſen in dem Meere von Indien ſind, und daß beſonders der Hafen der erſtern (Port-Louis) den franzöſiſchen Flotten ſeine Werfte und Arſenale darbietet und ein Stapel des indiſchen Handels geworden iſt. Beide Inſeln wurden zuerſt von den Portugieſen entdeckt. Sie nannten die Inſel Bourbon Mascarenhas, und die Inſel France Cerne. Jene hat keinen Hafen für große Schiffe; ihr Umfang beträgt funfzig Seemeilen (lieues), und ihr Umriß iſt beynahe ganz rund. Sie hat ſehr hohe Berge, und der Gipfel des einen, den man les trois Salasses nennt, wird auf 1600 Klafter (toises) über der Meeresfläche geſchätzt. Dieſer Gipfel iſt nicht weit vom Mittelpunkte der Inſel entfernt.

Der Hauptort der Inſel Bourbon, worin die Adminiſtratoren der Kolonie wohnen, heißt Saint-Denis. Der Abbe de la Caille hat die Lage dieſer Stadt aſtronomiſch beſtimmt, und nach der Angabe dieſes berühmten Sternkundigen liegt ſie in 20° 51′ ſüdlicher Breite und in 53° 10′ öſtlicher Länge vom Pariſer Meridian. Das Anlanden iſt zu St. Denis mit großer Schwierigkeit verknüpft.

Digitized by Google

Man hat zu dem Ende eine Art Brücke oder Anlände erfunden, welche über das Waſſer hinaus ſchwebt und von den höchſten Wellen nicht erreicht werden kann. Am Ende derſelben hangt eine Strickleiter herab. Die Schiffsbothe nähern ſich ſo, daß die Ausſteigenden dieſe Leiter in dem Augenblicke ergreifen können, wo die Brandung des Meeres am höchſten ſteigt. So gut und künſtlich dieſe Art anzulanden auch erſonnen iſt, ſo hat ſie doch ihre Unannehmlichkeiten; denn die Leiter ſchwankt hin und her, und wird noch überdieß von den Wellen erſchüttert. Allein am Ufer iſt die Brandung ſo ſtark, und prallt mit ſo furchtbarer Gewalt dagegen an, daß ohne dieſes Mittel alle Kommunikation zwiſchen der Stadt und der Rhede oft abgeſchnitten ſeyn würde.

Der Vulkan der Inſel Bourbon hat, ſo lange ſie bewohnt iſt, noch keine Verwüſtungen daſelbſt angerichtet, obgleich ſeine Ausbrüche ſehr häufig ſind. Die Anſiedler haben die Vorſicht gebraucht, ſich von dieſem Schlunde zu entfernen; und nach der Beſchreibung zu urtheilen, die der gelehrte Naturforſcher Commerſon davon gegeben hat, muß die Annäherung zu demſelben wirklich furchtbar ſeyn. Herr von Cremont, damaliger Inten=

Digitized by Google

dant der Inſel Bourbon, ſparte weder Mühe noch Koſten, um Herrn Commerſon in Stand zu ſetzen, daß er ſich der Öffnung des Vulkans ſo viel als möglich nähern und deſſen Produkte unterſuchen könnte. Er that noch mehr, und begleitete ihn in eigner Perſon — ein Beyſpiel von aufgeklärtem Eifer in einem Beamten, das allerdings die Erkenntlichkeit der Gelehrten und der Freunde der Wiſſenſchaften verdient.

Die Zugänge zum Vulkan von Bourbon ſind unbequem; die ganze Gegend auf ſechs franzöſiſche Meilen (milles) rund umher iſt öde und verbrannt. Man ſteigt mit Mühe und nicht ohne Gefahr über Haufen von Aſche, von Lava und Schlacken, über Spalten und Abgründe hinan. Das Wetter muß zu dieſer Reiſe günſtig und der Tag gänzlich unbewölkt ſeyn, da einige Tropfen Regen ſchon hinreichend ſind, einen Ausbruch zu veranlaſſen. Die Unvorſichtigkeit, ſich bey unſicherm Wetter dem Schlunde zu nähern, könnte man leicht mit dem Leben büſſen. Der Anblick eines Vulkans, der eben im Ausbrechen iſt, hat etwas Großes und Erhabenes. Den Reiſenden, die zur Erweiterung der Wiſſenſchaften mitwirken wollen, kann die Unterſuchung des unterirdiſchen Feuers,

Digitized by Google

und noch mehr der Erzeugniſſe deſſelben, nicht genug empfohlen werden. Dieſe Erzeugniſſe ſind mannigfaltig; allein beſonders merkwürdig ſind hier die langen äußerſt feinen Glasfäden, die wie Haare ausſehen, und zuweilen in einer großen Entfernung vom Vulkane gefunden werden; ſie gehören zu den ſeltneren vulkaniſchen Schlacken.

Der Urſprung der erſten Kolonieen auf Isle de France und Bourbon ſteht mit den erſten Niederlaſſungen auf Madagaſkar in genauem Zuſammenhange. Wäre dieſes ihnen nicht ſo nahe, ſo ließe es ſich nicht begreifen, wie man ſie zur Anlegung einer beträchtlichen Kolonie hätte wählen können. Auf der Karte des ungeheuern indiſchen Oceans ſind dieſe kleinen Inſeln kaum noch ſichtbar. Bekanntlich entſchloſſen ſich einige Franzoſen, die des ungeſunden Himmelſtrichs von Madagaſkar überdrüſſig waren, dieſe große Inſel zu verlaſſen, um ſich auf der kleinen Inſel Bourbon anzuſiedeln, wo die Luft beſonders geſund iſt. Sie führten ihr Vorhaben um das Jahr 1664 aus, wobey ſie die weiſe Vorſicht hatten, einige Schafe, einige Kühe und einen jungen Stier mitzunehmen.

Das Erdreich war damals unbebauet und

Digitized by Google

unbewohnt, die Küſte aber fiſchreich und das Ufer mit ungeheuer groſsen Schildkröten bedeckt. Anfänglich lebten alſo die Koloniſten von Fiſchen, Schildkröten, Reiſs, Erdäpfeln und Jamswurzeln. Das Fleiſch von zahmen Thieren verſagten ſie ſich gänzlich, weil ihnen alles daran lag, ihre kleine Herde zu erhalten. Sobald die Jahrszeit es erlaubte, pflanzten ſie Zuckerrohr, und ſäeten Weizen. Ihre erſten Ernten übertrafen ihre Erwartung weit, und es währte nicht lange, ſo zweifelte man nicht mehr an dem Fortkommen der kleinen Kolonie. Die Geſchichte der alten Patriarchen bietet uns kein reizenderes Bild von jener wahren Glückſeligkeit dar, die der Menſch jederzeit findet, wenn er ſich dem Stande der Natur nähert, und in Unſchuld und Arbeitſamkeit unter einem heitern Himmel lebt.

Die Einwohner der Inſel Bourbon bedienten ſich des Zuckerrohrs, um ein gegohrnes Getränk daraus zu bereiten. Die Inſulaner von Madagaſkar hatten ſie dieſen Trank gelehrt, der meines Erachtens dem beſten Äpfelweine der Normandie vorzuziehen iſt. Schade nur, daſs ein ſo nützliches Getränk ſich nicht über vier und zwanzig Stunden nach der Gährung hält!

Digitized by Google

Die kleine Herde von Rindern und Schafen, die man von Madagaſkar nach Bourbon herüber gebracht hatte, verfiel dort keines Weges, ſondern vermehrt ſich täglich. In den Wäldern, womit die Inſel bedeckt iſt, fanden dieſe Thiere Schutz gegen die ſengende Hitze des heißen Erdſtrichs; ihr Futter war ein fettes, ſaftreiches Gras, und ihr liebſter Aufenthalt jene weiten Ebenen (sevannes), deren Erzeugniſſe denen von Madagaſkar ähnlich ſind.

Sobald die Koloniſten durch zweckmäſſigen Ackerbau, dieſe erſte ergiebigſte Quelle alles Reichthums, für ihren Unterhalt geſorgt hatten, glaubten ſie, daß der Anbau des Kaffeebaums ihnen in der Folge einen Handel mit Europa zuſichern könnte. Im Jahre 1718 ließen ſie ſich von Mokha und Aden (Ouden) junge Kaffeeſtämme kommen. Sie hatten ſich in dieſer Spekulation nicht geirrt: vermittelſt ſorgſamer Pflege gediehen die Bäume in wenigen Jahren, und die Inſel Bourbon ward für die oſtindiſche Kompagnie ein wichtiger Handelsplatz.

Während dieſe kleine franzöſiſche Niederlaſſung auf der Inſel Bourbon zu blühen anfing, befand ſich die holländiſche auf Isle

de France in bedrängten Umſtänden, und ſchmachtete gleichſam dahin. Die Veranlaſſung der Holländer zu ihrer Anſiedelung auf dieſer Inſel, welche ſie die Moritz-Inſel (Mauritius) nannten, iſt mir nicht bekannt; ich weiß nur, daß ſie über den Schaden klagten, den ihnen die Ratzen nnd Heuſchrecken verurſachten.

Im Jahre 1712 entſchloſſen ſie ſich, ihre Niederlaſſung auf Isle de France gänzlich zu verlaſſen, um ſich nach dem Vorgebirge der guten Hoffnung zu begeben. Ein groſzes feſtes Land verdiente allerdings den Vorzug vor einer abgelegenen kleinen Inſel. Die Einwohner der Inſel Bourbon betrübten ſich eben nicht über die Abreiſe der Holländer; ſie eilten vielmehr, ſich ihrer Anlagen zu bemächtigen. Isle de France hat zwey gute Häfen, und iſt nur vier und dreyßig Seemeilen von der Inſel Bourbon entlegen. Sie hat eine geſunde Lufttemperatur, iſt aber kleiner und weniger fruchtbar als Bourbon. Ihre Lage, weiter hinaus gegen den Wind *),

*) Der herrſchende beſtändige Wind dieſer Meeresgegend iſt der Südoſt; mithin iſt es den Schiffen vortheilhafter, eine Inſel zu beſuchen, welche weiter oſtwärts liegt, indem ſie von dort

und ihre vortrefflichen Häfen machen indeß dieſe Mängel wieder gut.

Die oſtindiſche Kompagnie (in Frankreich) beſchloß im Jahre 1734, daſelbſt eine beträchtliche Niederlaſſung anzulegen, und übertrug die Ausführung dieſes Vorhabens dem berühmten Mahé de la Bourdonnais. Dieſer Mann, der zum Befehlshaber geboren ſchien, da er die Menſchen zu prüfen wußte, und die Kunſt, ſich Gehorſam zu verſchaffen, verſtand, bewies in jenen entlegenen Erdſtrichen als Adminiſtrator eben die Talente, die man ihm als Seemann zuerkannte. Ihm, und ihm allein, verdankt man die Waſſerleitungen, die Brücken, die Hoſpitäler und die vornehmſten Vorrathshäuſer; ja, faſt alle nützlichen Anlagen, die noch heutiges Tages beſtehen, ſind Werke dieſes mit Recht geprieſenen Mannes. La Bourdonnais beſaß eine ziemlich ausgebreitete Kenntniß der gemeinſten und unſern Bedürfniſſen unentbehrlichen Künſte. Oft ſah man ihn bey Tagesanbruch an der Spitze der Arbeiter einen Schiebkarren oder die Mauerkelle und den Zirkel führen, lediglich um Wetteifer unter

aus bequemer mit dieſem Winde ihre Fahrt nach Indien fortſetzen können. G. F.

ſeinen Leuten zu erwecken und zu unterhal⸗ten. Gab er ſelbſt das Beyſpiel, ſo durfte nicht leicht jemand ſich der Pflicht entziehen, aus allen Kräften zum glücklichen Erfolge des gemeinen Beſten mitzuwirken. Daher glückte es ihm auch, alles, was er während ſeiner zwölfjährigen Adminiſtration zum Nu⸗tzen der Kolonie unternahm, ſchnell und voll⸗kommen ins Werk zu richten.

Ihm verdankt man ebenfalls die Wahl des nordweſtlich gelegenen Hafens. Mit ein⸗geſchränkteren Kenntniſſen hätte ein Anderer leicht darauf verfallen können, den größern und bequemern ſüdöſtlichen Hafen vorzuzie⸗hen; allein als einſichtsvoller Seemann kann⸗te er die unſchätzbaren Vorzüge eines unter dem Winde gelegenen Hafens*). In ſolchen Gegenden, wo beſtändige Winde herrſchen, laſſen ſich nur die Häfen unter dem Winde leicht gegen einen feindlichen Angriff ver⸗theidigen. Der Feind muß ſeine Schiffe von

*) Ich habe ſchon erinnert, daß der beſtändig herrſchende Wind hier Südoſtwind iſt. Ein Ha⸗fen an der Nordweſtſeite der Inſel iſt alſo durch die ganze Inſel ſelbſt gegen dieſen Wind gedeckt; und wenn gleich das Einlaufen dadurch etwas erſchwert wird, ſo gewinnt man doch ſehr viel an Sicherheit. G. F.

Digitized by Google

Bothen ziehen oder bugſiren laſſen, um ſie in den Hafen zu bringen; und aus eben dem Grunde iſt der Wind denen, die auslaufen wollen, immer günſtig — ein Vortheil, der zwar von geringer Bedeutung, aber gleichwohl auch nicht zu verachten iſt.

Der Getreidebau geräth am beſten auf Isle de France; die Äcker tragen jährlich nach einander eine Ernte von Weizen und eine von türkiſchem Korn oder Mais. Das Maniok (Jatropha Manihot Linn.) welches la Bourdonnais aus Braſilien hierher verpflanzte, iſt gegenwärtig die gewöhnliche Speiſe der Neger. Die Schafe und das Rindvieh haben ſich nicht ſo ſtark vermehrt, wie es wohl geſchehen wäre, wenn die Krieges- und Kauffardeyflotten nicht unaufhörlich einer ſo ſtarken Verproviantirung bedurft hätten. Ein herrliches Gras wächſt indeß auf der Inſel, und ſproßt gleich zu Anfange der regenigen Jahrszeit hervor. In drey Monathen vollendet es den ganzen Kreis ſeines Wachsthums. Dieſen Zeitpunkt nehmen die Einwohner wahr, um ihre Herden auf die Weide zu treiben; denn nachher bleibt nur noch ein dürres Stroh zurück, welches zur Nahrung für das Vieh zu hart iſt. Dieſes Stroh iſt ſo trocken, daß der kleinſte Funke

es in Brand ſtecken kann. Das Feuer verbreitet ſich mit ſolcher Geſchwindigkeit unter dem Winde hin, daß es durchaus kein Mittel in der Natur gibt, ſeinen Verwüſtungen Einhalt zu thun. Zuweilen ergreift der Brand ſogar die benachbarten Holzungen. Bey dergleichen Zufällen flüchten ſich die Herden aus den Savannen (Grasebenen) in die Wälder.

Als die Portugieſen Isle de France entdeckten, war das Erdreich bis an den Gipfel der Gebirge mit Waldung bewachſen; die ganze Inſel ſchien ein ungeheurer Wald, worin die ſchönſten Bäume prangten. Beſonders zeichneten ſich darin verſchiedene Palmenarten aus, ferner die Bambusröhre, das Ebenholz, der groß und kleinblätterige Mattenbaum, der Takamahaka, das ſtinkende Holz und eine Menge anderer Sorten. Die erſten Bewohner der Inſel bedienten ſich des Feuers zur Urbarmachung. Man hätte wohl daran gethan, in gewiſſen Entfernungen einige Streifen mit Waldung ſtehen zu laſſen; denn da allein die Wälder die Wolken anziehen, ſo ſieht man jetzt, daß der in heißen Ländern zur Fruchtbarkeit des Bodens ſo unentbehrliche Regen faſt gar nicht mehr auf die Ackerländer fällt,

Digitized by Google

die überdieß gegen die Gewalt der Winde keinen Schutz mehr haben; ja, die nachtheiligen Folgen der unordentlichen und unüberlegten Urbarmachung ſind noch größer, als man es ſich vorſtellt.

Die ſteilen Höhen (mornes), die den Hafen umgrenzen und gegen die Gewalt des Windes ſchützen, hat man bis auf ihre Gipfel angebauet; dadurch ſind die Bergrücken dürr und unfruchtbar geworden, und alle Pflanzenerde haben die Regengüſſe in Thäler herab geſchwemmt. Die großen Bäume, welche zu jener Zeit, da die Inſel noch unbewohnt war, dieſes ſchädliche Abſpülen verhinderten, hat man gefällt oder verbrannt; es ſind große Gießbäche entſtanden, und das herabgeſchwemmte Gerülle hat den Hafen verſchlämmt. Der Ankerplatz der Schiffe war daher nicht länger gegen die Wuth der aufgeregten Wellen und der Stürme geſchützt. So haben alſo die erſten Koloniſten aus Kurzſichtigkeit, und um ihres kleinlichen Eigennutzes willen, ihre Nachkommen in Gefahr gebracht, den Hafen zu verlieren, der für die Sicherheit unſerer Flotten und für die Bequemlichkeit unſeres Handels im indiſchen Ocean einzig iſt.

Digitized by Google

Herr de Tromelin, ein Kapitän in der königlichen Flotte, der lange gedient hatte, fand indeß, daß dem Übel noch abgeholfen werden könnte. Seine Erfahrung in allen Zweigen der ſeemänniſchen Kunſt und ſein an Hülfsmitteln reicher Geiſt leiteten ihn darauf zu einer Zeit, wo es nicht länger möglich war, die Hülfe aufzuſchieben. Damals war Herr Poivre Intendant von Isle de France und Bourbon. Dieſer berühmte Mann überſah ſogleich alle Vortheile des vom Herrn de Tromelin vorgeſchlagenen Plans, und vereinigte ſich mit dem damaligen Interimsgouverneur von Steinauer, einem gleich rechtſchaffenen und einſichtsvollen Manne, um den Duc Praslin, damaligen Miniſter des Seeweſens, im Namen der Kolonie um die ſchleunige Ausführung dieſes Plans zu bitten, wodurch die Inſel einen ſichern Hafen und die Schiffe in demſelben Schutz gegen die Orkane erhalten würden.

Sobald die Arbeit anbefohlen war, ließ Herr de Tromelin zuerſt die Gießbäche ableiten. Zu dem Ende wurden Dämme aufgeworfen und Kanäle gegraben, um die Maſſe von Waſſer zu ſammeln, und ſie hinter der kleinen Inſel aux Tonneliers

(Böttcher) an einer Stelle, wo die Anhäufung des Moders unſchädlich iſt, ins Meer zu leiten. Dieß war unſtreitig das dringendſte Geſchäft. Die Reinigung des Hafens oder eigentlicher des Ankerplatzes (chenal) konnte hierauf ohne Hinderniß unternommen, und in einer mit der Anzahl der Schlammbothe (Moderprahmen, gabarres à clapet) im Verhältniſſe ſtehenden Zeit vollbracht werden. Eine jede Maſchine (cure-molle) hebt aus einer Tiefe von ungefähr fünf und zwanzig Fuß täglich zehn Kubikklaftern (toises), wenn nämlich ſechs und dreyßig Mann die Räder umdrehen, welche die zwey Schöpflöffel in Bewegung ſetzen.

Herr Tromelin beſchränkte ſeinen Plan nicht bloß auf die Reinigung des Ankerplazes und die Vorkehrungen, wodurch er die künftige Anfüllung deſſelben verhüthen wollte: ſeine Abſicht ging noch weiter, und ſein Geiſt brach eine neue Bahn. Der Ankerplatz bildete einen Kanal, der mit einem gegen die heftigſten Stürme vollkommen geſchützten Becken zuſammen hangt. Dieſes Becken, welches gewöhnlich le Trou Fanfaron genannt wird, iſt drey hundert Klaftern lang und ſechzig breit. Die Tiefe beträgt im Durchſchnitte nicht über zehn Fuß; mit-

hin mußte man ihm eine Tieſe von fünf und zwanzig Fuß geben, um es in Stand zu ſetzen, die größten Schiffe mit ihrer vollen Ladung aufnehmen zu können. Das ganze Geſchäft erforderte weiter nichts als die Wegräumung des Schlamms; und zwey Maſchinen, von vier Moderprahmen unterſtützt, konnten in weniger als ſechs Jahren die 45000 Kubikfuß Schlamm wegnehmen, die das Becken füllten. Mit dieſer Reinigung war indeß nicht Alles gethan: das Schwerſte war die Sprengung eines Korallenlagers, welches den Eingang des Beckens verſchloß. Herr de Tromelin ließ ſich dadurch nicht abſchrecken, ſo koſtſpielig auch die Ausführung ſchien. Er hatte ſich durch wiederhohlte Unterſuchungen der Tiefe vermittelſt des Senkbleyes in geringen Entfernungen vom Umfange des Korallenbetts genau unterrichtet, und gründete ſeinen Operationsplan auf dieſe Kenntniß. Vermittelſt des Schießpulvers und der Aushöhlungen, die er in einer gewiſſen Entfernung von dem Mittelpunkte der Expoſition machen ließ, ſprengte er unter dem Waſſer den Theil des Koralls, welcher der Durchfahrt der Schiffe im Wege ſtand.

Wenn man dergleichen hydrauliſche Ar=

beiten in ſolchen Ländern unternimmt, wo periodiſche Winde und Orkane herrſchen, ſo muß man die möglichſte Einheit und Schnelligkeit mit der Ausführung verbinden, um den vereinigten Wirkungen des Waſſers und des Windes einen großen Widerſtand entgegen zu ſetzen. Man muß ſelbſt bey einem Orkane zugegen geweſen ſeyn, um ſich von einem ſo furchtbaren Phänomen einen Begriff machen zu können.—Faſt immer begleiten ihn Regen, Donner und Erdbeben; die Atmoſphäre ſcheint in Flammen zu ſtehen; der Wind ſtürmt mit gleicher Wuth aus allen Ecken, und der ganze Orkan iſt gleichſam eine ungeheure Waſſerhoſe, die den Theil des Landes, über welchem ſie ſchwebt, mit gänzlichem Umſturze bedrohet; wenigſtens erſcheint er den Seeleuten aus der Ferne in dieſer Geſtalt. Oft ruhen die Schiffe in gänzlicher Windſtille nicht weit von dem Orte, wo dieſe ſchrecklichen Ungewitter am heftigſten losbrechen. Wenn die Geſchwindigkeit des Windes über hundert und funfzig Fuß in der Sekunde ſteigt, ſo kann ſeiner Gewalt nichts mehr widerſteſten: er reißt die ſtärkſten Bäume mit der Wurzel aus, und ſtürzt die feſteſten Häuſer um; weder die Schwere der Anker, noch die Stärke der Kabeltaue, noch die Zähig-

Digitized by Google

keit des Bodens können die Schiffe länger ſichern; der Sturm reißt ſie los, wirft ſie ans Ufer, und zerſchmettert ſie, wenn ſie ſich nicht im Schlamme ſelbſt betten.

Im Orkane vom März 1771 ſah ich die große Bramſtenge des Kriegesſchiffes Mars von 64 Kanonen, ungeachtet man ſie eingezogen oder herab gelaſſen hatte, mit dem Querholze abbrechen; und dieſer Orkan war noch lange nicht ſo heftig wie der vom Februar deſſelben Jahrs. Geübte Seeleute werden die Kraft berechnen können, die zu einer Wirkung dieſer Art erforderlich iſt, und mich von Übertreibung losſprechen, indem ich die Geſchwindigkeit des Windes in den heftigſten Stößen auf 150 Fuß in der Sekunde ſchätze. Die zwiſchen den Wendekreiſen ganz ungewöhnliche große Veränderung im Barometerſtande iſt das einzige bis jetzt bekannte Kennzeichen, woran man die Annäherung eines Orkans um einige Stunden voraus wiſſen kann.

Bey dem Orkane vom Monathe März *) 1771 beunruhigte mich und Herrn Poivre das plötzliche Fallen des Queckſilbers. Es

*) Vermuthlich ein Druckfehler für: Februar. F. G.

war ein Uhr Nachmittags. Herr Poivre ließ den Hafenmeiſter (capitaine de port) zu ſich bitten. Dieſer Offizier hatte bereits den Orkan von 1761 erlebt; allein die Veränderung im Barometer fiel ihm nicht ſo ſehr auf wie uns. Er behauptete vielmehr, daß er weit gewiſſere Kennzeichen wüßte. „Vier und zwanzig Stunden vorher, ſetzte er hinzu, werden ſie die Neger vom Gebirge kommen und den Orkan ankündigen ſehen; übrigens will ich meine Maßregeln nach den Erſcheinungen bey Sonnenuntergang nehmen, um, ſo viel an mir iſt, den Schaden zu verhüthen, den dieſe furchtbaren Stürme verurſachen." Weder Herrn Poivres Bitten, noch meine Bemerkungen waren hinreichend, ihn zu bewegen; wir mußten den Untergang der Sonne abwarten. Der Himmel war rein und heiter; aber noch immer fiel das Queckſilber in der Barometerröhre; die Sonne ſank ſchön unter den Horizont. Der Hafenmeiſter, der lange Jahre auf den Schiffen der oſtindiſchen Kompagnie gedient hatte, verließ uns ſehr zufrieden, und über das Unglück, welches die Inſel bedrohete, vollkommen beruhigt. Uns ſchien er zu bemitleiden, daß wir die Veränderung im Barometer für ſo wichtig halten konnten. Selten beſiegt man die Hartnäckigkeit eines Men-

Digitized by Google

ſchen, der weiter nichts als Übung in ſeinem Gewerbe für ſich hat, und in dem abſurden Vorurtheile aufgewachſen iſt, daß die Theorie keinen Nutzen habe. Unglücklicher Weiſe trifft man die Menſchen dieſer Art nur allzu häufig an, und wer ſich die Mühe geben wollte, die Übel zu ſchildern, welche von unwiſſenden und eingebildeten Anführern verurſacht worden ſind und noch verurſacht werden, lieferte damit der Menſchheit kein unnützes Gemählde.

Um ſieben Uhr, alſo eine Stunde nach Sonnenuntergang, zeigte ſich der Orkan. Vor neun Uhr lagen alle Schiffe ſchon an die Küſte geworfen, ausgenommen das Proviantſchiff l'Ambulante und eine kleine Korvette (Packetboth?) le Verd-Galant. Das erſtere ward von einem Wirbelwinde ergriffen und in die offne See getrieben, die Korvette hingegen, die daran vermittelſt eines Seils befeſtigt war, von den Wellen verſchlungen. Die Ambulante, ohne Segel, ohne Ruder, ohne Lebensmittel für die Matroſen und für ein Detaſchement des irländiſchen Regiments von Clare, welches darauf die Wache hatte, ward zwölf Stunden lang von Wind und Wellen umher getrieben. Die Veränderungen des Windes be-

Digitized by Google

wirkten, daß dieſes Schiff rund um die Inſel kam, und gleichſam durch ein Wunder zuletzt an der einzigen Stelle ſcheiterte, wo die Menſchen ſich in einem ſo gewaltigen Sturme retten konnten. Das Betrübteſte in dieſen Unfällen iſt die Unmöglichkeit, einander zu Hülfe zu kommen; man iſt genöthigt, mitten unter den Ruinen unbeweglich zu bleiben und ſein Schickſal abzuwarten, ohne es vorher wiſſen oder ihm entgehen zu können. Die Wuth des Sturms, die Gewalt der Regenbäche verbieten einem jeden, den Ort, den er zu ſeiner Sicherheit gewählt hat, oder wo er ſich zufälliger Weiſe befindet, zu verlaſſen.

Achtzehn Stunden dauerte der Orkan mit gleicher Stärke fort; weder die Platzregen, noch die Donner und Blitze konnten ſeine Heftigkeit ſchwächen; um drey Uhr aber blieb das Queckſilber, nachdem es fünf und zwanzig Linien gefallen war, einige Minuten lang ſtille ſtehen. Bald darauf fing es wieder an zu ſteigen, und ſo fort hörten die Wirbel auf; der Wind blieb beſtändiger in Einer Richtung, und um ſechs Uhr Abends konnte man den Unglücklichen, die Schiffbruch gelitten hatten, zu Hülfe kommen. In dieſer entſetzlichen Lage ſcheint der Menſch

vom Joche der eiſernen Nothwendigkeit erdrückt zu ſeyn und alle Empfindung verloren zu haben; er erwartet in einer gewiſſen Betäubung die Streiche, die ihn treffen ſollen, und trägt ſchweigend und ohne Murren die Übel, die über ihn zuſammen ſtürmen.

Während des Orkans wurden die Wege nach den verſchiedenen Gegenden der Inſel durch umgeſtürzte Bäume und ausgetretene Waſſer abgeſchnitten. Erſt nach Verlauf von drey Wochen erhielt man Nachricht vom Schiffbruche der Ambulante, ungeachtet dieſer Unfall ſich nur ſechs Seemeilen weit von Port-Louis ereignet hatte. Alles Getreide auf dem Halme war zu Grunde gerichtet. Es koſtete die äußerſte Anſtrengung, diejenigen von den geſcheiterten Schiffen, die am wenigſten gelitten hatten, wieder flott zu machen; und auch dieſen wichtigen Dienſt leiſtete Herr de Tromelin der Kolonie und dem Handel. Von dieſen Schiffen wurden die meiſten eilig nach Madagaſkar abgefertigt, um Lebensmittel und Vorräthe aller Art von dorther zu hohlen. Die Talente eines Adminiſtrators zeigen ſich nie in einem glänzendern Lichte als bey Unglücksfällen dieſer Art. Herr Poivre, der während ſeiner ganzen Adminiſtration nicht nur Kenntniſſe,

Digitized by Google

ſondern auch wahre Klugheit gezeigt hatte, war auch dieß Mal ſo vorſichtig geweſen, einige Schiffe am Vorgebirge der guten Hoffnung überwintern zu laſſen. Sobald ihre Befehlshaber das Unglück erfuhren, das die Inſel betroffen hatte, eilten ſie mit reichlichen Vorräthen herbey, und retteten durch ihre Ankunft die Kolonie; denn ſie trafen bald nach dem zweyten Orkane daſelbſt ein, deſſen abermalige Verheerungen den unglücklichen Einwohnern vollends alle Hoffnungen und allen Muth benommen hatten. Die Schiffe im Hafen litten dieß Mal ungleich weniger von Wind und Wellen als bey dem erſten Orkane; das Barometer verkündigte die Gefahr, und jedermann eilte, das Seinige in Sicherheit zu bringen.

Wären die Verdienſte des Herrn Poivre weniger bekannt, ſo würde ich mir angelegen ſeyn laſſen, ſeinem Gedächtniſſe ſolche Lobeserhebungen zu zollen, wie ſie jenen ſeltenen Menſchen aufgehoben bleiben, denen ihre Stelle Veranlaſſung gab, Wohlthäter des Menſchengeſchlechtes zu werden. Mein Herz hat dieſes Bedürfniß gefühlt, und zwar um ſo mehr, da Hr. Poivre mich mit der zärtlichſten Freundſchaft beglückte; allein Hr. Dupont hat bereits ſein Leben be-

ſchrieben, und ihn ſetzte ſeine Lage beſonders in Stand, die Talente eines Adminiſtrators nach Würden zu ſchätzen. Überdieß bin ich kein Gelehrter; man wird es, fürchte ich, nur gar zu ſehr dem Mangel an Ordnung und Methode in allem, was ich ſchreibe, anſehen; auch hatte ich zu der Herausgabe des gegenwärtigen Werkes keine andere Veranlaſſung als den Wunſch, nützlich zu ſeyn. Mein Geſchmack führte mich von Jugend auf zur Erforſchung der Mathematik; die Kunſt zu herrſchen blieb mir jederzeit fremd. Meine langen und vielfältigen Reiſen in verſchiedene Weltgegenden haben mir vielleicht einige Menſchenkenntniß verſchafft; allein je mehr man die Menſchen kennt, deſto mehr ſcheuet man den ehrenvollen Beruf, ſie anzuführen und ihnen eine Richtung zu geben.

Herr Poivre beförderte den Ackerbau mit großem Eifer, und hatte unter andern den Koloniſten ſtarke Vorſchüſſe gethan, um den Getreidebau zu unterſtützen. Die Magazine waren unter ſeiner Verwaltung jederzeit reichlich gefüllt; denn er machte es zur erſten Bedingung, daß man ihm die Vorſchüſſe in Getreide zurück zahlte. Daher blieb das Brot ohne merkliche Abänderung faſt immer in einerley Preiſe.

Digitized by Google

In der Abſicht, die ihm anvertrauete Kolonie mit den nützlichen Erzeugniſſen aller vier Welttheile zu bereichern, erkaufte Herr Poivre den großen Garten Montplaiſir von der alten oſtindiſchen Kompagnie. Er ſelbſt wollte die ausländiſchen Gewächſe dort anpflanzen und an das Klima gewöhnen; auch gab er zuerſt das Beyſpiel, ein Stück Landes zu untergraben, um das Unkraut von Grund aus zu vertilgen und ſeinen Anpflanzungen dadurch den beſten Erfolg zu ſichern. Es iſt heutiges Tages allgemein bekannt, daß man es einzig den Bemühungen des Herrn Poivre verdankt, daß die franzöſiſchen Kolonieen ſich gegenwärtig im Beſitze des Muskat- und Gewürznelkenbaums befinden. Hoffentlich wird man dieſes Geſchenk, wodurch Frankreich jetzt im Begriffe ſteht, ſich einen neuen Handelszweig zu eröffnen, nicht leicht vergeſſen. Ihm verdankt man auch die Anpflanzung des Rima- oder Brotbaums und des trockenen Reißes aus Cochinchina. In ſeinem Garten zu Montplaiſir wachſen auch noch eine Menge wichtiger Pflanzenarten, wovon ſein Freund und der meinige, Herr Ceré, eine vortreffliche Beſchreibung geliefert hat. Eben dieſem Herrn Ceré iſt gegenwärtig die Aufſicht über dieſen koſtbaren Schatz anvertrauet, und ſicherlich konnte die

Digitized by Google

Adminiſtration der Kolonie keinen geſchick-
tern und eifrigern Mann zu dieſem Geſchäfte
wählen.

Ich habe nunmehr über Isle de France und Bourbon faſt alles geſagt, was bekannt zu werden verdient. Die Berge von Isle de France ſind nicht von beträchtlicher Höhe; die höchſten erheben ſich nur 426 Klaftern über die Meeresfläche. Das Erdreich iſt röthlich, eiſenhaltig und ergiebig. Die einzigen giftigen Thiere daſelbſt ſind Skorpionen und Aſſeln. In Anſehung des ſchönen Himmelſtriches und der geſunden Luft laſſen dieſe Inſeln ſich mit den glücklichen Inſeln (Kanarien) vergleichen; allein von Indien ſind ſie durch ein weitläuftiges, mit Sandbänken und Klippen beſäetes Inſelmeer getrennt; und die Lage dieſer gefährlichen Untiefen genau zu beſtimmen, gehörte zu den Hauptzwecken meiner Reiſe. Die Seefahrer verdanken dieſe wichtige Unterſuchung ebenfalls Herrn Poivre.

Die Schiffe, die von Isle de France nach Indien fahren, mußten während des einen und des andern Monſuns einen langen Umweg machen, um die nordwärts von dieſer Inſel liegenden Archipele von Inſeln und

Untiefen zu vermeiden; und ſo lange man die Lage derſelben nicht genau kannte, lieſen die Schiffe große Gefahr, wenn ſie ihren Weg mehr in gerader Linie nehmen wollten. Südwärts von Äquator, von 8° bis 28° der Breite, herrſchen das ganze Jahr hindurch Südoſtwinde. Von 8° bis an den Äquator tritt der ſüdöſtliche Monſun im April ein, und dauert bis in den Oktober, wo der weſtliche Monſun auf ihn folgt. Nordwärts vom Äquator verhält es ſich gerade umgekehrt.

Fährt man nun in der guten Jahrszeit von Isle de France nach Indien, ſo ſucht man zuerſt, die Nordſpitze von Madagaſkar anſichtig zu werden, richtet dann ſeinen Lauf zwiſchen den Untiefen Patrom und den Almirantes-Inſeln, und durchſchneidet den Äquator in 50 Graden der Länge. Hier trifft man den weſtlichen Monſun an, ſchifft mit demſelben durch die maldiwiſchen Inſeln zwiſchen Kelon und Schewlipar, und bekommt die malabariſche Küſte bey Cochin zu ſehen. Das Übrige von dieſer Reiſe iſt bloſſe Küſtenſchifffahrt. Die Schiffe hingegen, die in der ſchlimmen Jahrszeit Isle de France verlaſſen, um nach Pondicheri zu gehen, müſſen einen weit längern Umweg nehmen; ſie

gehen bis 36° S. B. hinauf in die Region der veränderlichen Winde, und halten ihren Lauf ſo, daß ſie in 85° der Länge den Äquator durchſchneiden.

Wenn man es jetzt, mit einer genauen Kenntniß des indiſchen Inſelmeers, wagen darf, in beiden Jahrszeiten einen geraden Strich zu halten, ſo ſchmeichle ich mir, an dieſem der Schifffahrt geleiſteten Dienſte einigen Antheil zu haben, indem ich zuerſt durch aſtronomiſche Beobachtungen die Lage der beiden gefährlichſten Untiefen beſtimmte. Wer nur im mindeſten mit der Nautik bekannt iſt, wird wiſſen, mit welcher beſtändigen Gefahr man bey Unterſuchungen dieſer Art zu kämpfen hat. Die Punkte, deren Lage ich vorzüglich beſtimmt habe, ſind die Seychelles-Inſeln, die Untiefe Corgados, Saya de Malha, die Inſel Diego-Garcia und die Adu-Inſeln.

Die Inſel Seychelle hat einen ſehr guten Hafen, und liegt in 4° 38′ S. Breite und in 53° 15′ öſtlicher Länge von Paris. Sie iſt bis an den Gipfel der Berge mit Waldung bedeckt. An ihren Ufern findet man Seeſchildkröten, die bis drey hundert Pfund ſchwer ſind, in Menge. Im Jahre 1769 hielt

ich mich daſelbſt ein Monath lang auf, um ihre Lage genau zu beſtimmen. Damals war ſowohl dieſe als die benachbarten Inſeln nur von ungeheuern Krokodillen bewohnt; ſeitdem aber hat man daſelbſt eine kleine Niederlaſſung angelegt, wo man Muskatennuß- und Gewürznelkenbäume zieht. In einer von dieſen Inſeln, der ſogenannten Palmeninſel, wächſt der Baum, welcher die berühmte maldiwiſche oder Seekokosnuß trägt, wovon ich hinter dem Verzeichniſſe von malegaſchiſchen Pflanzen eine Beſchreibung geliefert habe.

Hier kann ich nur von dem Auffallendſten reden, was mir vorgekommen iſt. Dahin gehört unter andern der Hafen der Inſel Diego-Garcia. Die Anſicht dieſer Inſel hat etwas Reizendes; ihr Umfang mag, nach unſerer Schätzung, etwa zwölf Seemeilen betragen; in Geſtalt gleicht ſie einem Hufeiſen. Wo ſie am breiteſten iſt, beträgt die Breite nicht über ein Viertel von einer Seemeile; deſſen ungeachtet iſt ſie hoch genug, um das große Becken, welches ſie umſchließt, vor dem Winde zu ſchützen. Dieſes Becken iſt vier Seemeilen lang und im Durchſchnitte eine Seemeile breit, und die zahlreichſten Flotten können darin ſicher liegen. Durch zwey

Öffnungen gegen Norden, die ohne alle Gefahr (belles) ſind, kommt man in dieſen vortrefflichen Hafen. Nach meiner Beſtimmung liegt die Inſel in 7° 14′ S. Br. und in 68° O. Länge von Paris.

Noch jetzt kennt man nicht alle die Klippen, womit dieſe Meeresgegenden gleichſam beſäet ſind. In den älteſten Karten des Herrn Daprès trifft man ſie nicht an. Es gebrach dieſem Hydrographen an jener zur Vervollkommnung der Seekarten ſo nothwendigen Kritik; daher hat er die Materialien, die er vor Augen hatte, nicht ſo gut benutzt, wie ein geſchickter Sternkundiger es mit Rückſicht auf die Sicherheit der Seefahrenden hätte thun können. Ich ſpreche nicht ohne Erfahrung. In dem Depôt de cartes auf Isle de France finden ſich eine Menge Aufſätze von meiner Hand, worin ich beweiſe, daß er Artowe mit Agalega und Corgados mit St. Brandon verwechſelt hat, ungeachter er unter ſeinen Papieren die ſehr verſchiedenen Grundriſſe dieſer Inſeln und Klippen beſaß, und daß es ſolcher Fehler in ſeinem Werke noch mehrere gibt, die, wenn ſie gleich nicht ſo ins Auge fallen, dennoch von großer Wichtigkeit ſeyn können. Allerdings habe ich ſie ſo nachdrücklich, wie ich

konnte, gerügt; denn wo es weſentlich auf die Sicherheit des Seefahrenden ankommt, dürfen keine Privatrückſichten die Vervollkommnung der hydrographiſchen Kenntniſſe aufhalten. Dieſem ſtrengen Urtheile über Herrn Daprès habe ich indeß jederzeit das Lob ſeines Eifers und ſeines guten Willens beygefügt; mehr konnte er von einem Manne nicht fordern, der nur Sachen ſieht, und ſich dabey nicht um die Menſchen bekümmert. Überdieß bin ich nur mit der äußerſten Noth dem Schiffbruche auf Corgados entgangen, weil Herr Daprès dieſe Untiefe mit St. Brandon verwechſelt hat, da gleichwohl die Bothe St. Charles und Eliſabeth den Grundriß davon aufgenommen hatten, und der von St. Brandon im engliſchen Piloten ſteht. Es war folglich meine Pflicht, zu zeigen, daß dieſe beiden gefährlichen Orte nicht nur in Umriß, ſondern auch der Lage nach von einander abweichen, indem ſich zwiſchen beiden ein Unterſchied von 50 Seemeilen befindet, und Corgados einen halben Mond, St. Brandon hingegen einen gleichſeitigen Triangel bildet. Beide liegen auf den alten Karten in einerley Breite, und dieß iſt auch der einzige Grund, den Herr Daprès anführen kann, weßhalb er ſie beide für einerley gehalten, und auf ſeiner Karte die dar-

Digitized by Google

aus entſtandene Untiefe in eine mittlere Länge zwiſchen beiden verlegt hat. Dieſe Lage iſt aber ganz unrichtig, und kann den geſchickteſten Lotſen irre machen.

An dem merkwürdigen Tage im Junius 1769, als die Venus vor der Sonnenſcheibe vorüber ging, konnte ich dieſes wichtige Phänomen nicht beobachten, ſo ſchön und heiter auch das Wetter war; denn das kleine Fahrzeug, auf welchem ich mich befand, war in Begriff, an der Untiefe Corgados Schiffbruch zu leiden. Wir mußten entweder zu Grunde gehen, oder die gegen den Wind gelegene öſtlichſte Spitze dieſer furchtbaren Untiefe umſchiffen. Nach einem ſolchen Ereigniſſe wird man mir doch eingeſtehen, daß ich Recht hatte, gegen die unglücklicher Weiſe nur gar zu allgemein gewordene gute Meinung von der Vortrefflichkeit der Daprèsſchen Karte einige Zweifel zu hegen*).

*) Alles in der Welt iſt relativ. Daprès de Mannevilette hat unſtreitig mehr als alle ſeine Vorgänger für die nautiſche Geographie geleiſtet; allein auch er kann ſich geirrt und übereilt haben, ſo wie er auch oft in dem Falle geweſen iſt, unrichtigen oder unzuverläſſigen Angaben folgen zu müſſen. Allmählich wird indeß auch die-

Digitized by Google

Dieß iſt nicht der Ort, mich in eine umſtändliche Erörterung über das Inſelmeer einzulaſſen, welches zwiſchen Isle de France und Indien liegt; allein unſtreitig muß man es genau kennen, ehe man es wagt, in beiden Monſuns einen geraden Strich zu halten. Dieſe Art, ohne Umweg zu ſchiffen, iſt in dieſen Gegenden nicht neu; ſchon die alten Seefahrer haben ſich derſelben bedient, und man braucht nur die Karte anzuſehen und die herrſchenden Winde zu kennen, um ſich davon zu überzeugen. Zur Erläuterung deſſen, was ich an einem andern Orte über die Nützlichkeit der Verbannungen ſage, wird es aber nicht überflüſſig ſeyn, die Geſchichte einiger Schiffbrüche zu erzählen, welche hinlänglich beweiſen, daß Menſchen, auch wenn der Zufall ſie an eine dürre Küſte oder auf eine wüſte Inſel wirft, ſich vom Fiſchfange und von den Thieren, die ſich am Seeſtrande aufhalten, hinlänglichen Unterhalt verſchaffen können.

ſe Wiſſenſchaft der Vollkommenheit näher gebracht. Die genaue Beſtimmung der Inſeln und Untiefen in einem jetzt ſo ſtark beſuchten Oceane iſt allerdings ein großes Verdienſt; nur ſcheint es darum noch nicht erlaubt, den Tadel über Daprès in ſo allgemeinen Ausdrücken auszuſprechen. G. F.

Das Schiff l'Heureux (der Glückliche) verließ Jsle de France den 30. Auguſt 1769, um nach Bengalen zu gehen. Ganz unvermuthet ſtieß es auf die Inſeln von Joan de Nova. Der Kapitän wollte unter dem Winde vor ihnen hinſteuern, um die Gefahren zu vermeiden, womit ſie umgeben ſind. Sobald er ſie im Rücken hatte, richtete er ſeinen Lauf nach Nordoſt bey Nord, in der Abſicht, ſeine Reiſe dadurch um einige Tage abzukürzen. Er hatte um ſo mehr Urſache, ſeine Fahrt nach Bengalen zu beſchleunigen, da es ſchon ſpät in der Jahrszeit war; allein indem er dieſen Strich hielt, gerieth das Schiff mitten in der Nacht auf eine Untiefe, wo ihm keine Hoffnung, es zu retten, übrig blieb. Eine Kette von Klippen umſchloß dieſe Untiefe, und vermehrte die Beſorgniſſe des Kapitäns. Alle ſeine Manöuvres waren vereitelt, und das Schiff ſchien jeden Augenblick verſinken zu müſſen, als er noch zuletzt einen Anker auswarf, vermittelſt deſſen das Schiff, wie er ſich ſchmeichelte, wenigſtens an trockenem Lande (haut-fond) ſcheitern ſollte. Dieſer Wurf glückte ihm in ſo weit, daß ſeine Mannſchaft auf den Maſtſpitzen das Ende der Nacht abwarten konnte. Der Tag brach an, doch ohne ſie aus ihrer gefährlichen Lage zu befreyen. Indeſſen

Digitized by Google

erblickten ſie um halb ſieben Uhr Morgens in der Ferne ein kleines ſandiges Fleckchen, das ihnen einen Schimmer von Hoffnung gab. Die ganze Mannſchaft fuhr nach und nach im kleinen Schiffsbothe (canot) dahin, welches der Kapitän weislich hatte ausſetzen laſſen, ehe ſein Schiff geſcheitert war. Die kleine Sandbank war indeß weiter nichts als eine Untiefe, welche das Meer nur bey ſehr niedriger Ebbe entblößte. In dieſer entſetzlichen Noth wußte der Kapitän keinen andern Rath, als das Both nach Hülfe an die Küſte von Afrika zu ſchicken. Die Unglücklichen, die ſich dorthin auf den Weg machten, fanden acht Stunden nach ihrer Abreiſe einen Felſen, den ſie l'isle de la providence, die Vorſehungsinſel, nannten. Er war nicht ganz unfruchtbar: ſie fanden daſelbſt Waſſer, Seeſchildkröten und Kokosnüſſe. Neun Mann von der im Bothe befindlichen Mannſchaft blieben daſelbſt, und zwey tüchtige Ruderer unternahmen es, nach der Sandbank zurück zu kehren, wohin ſich die übrige Schiffsmannſchaft, in Erwartung einiger Hülfe, gerettet hatte. Sie befanden ſich jetzt in einer deſto grauſamern Lage, da die Jahrszeit heran nahete, wo die Fluthen außerordentlich hoch zu ſeyn pflegen, und ihnen den Untergang droheten. Es währ-

Digitized by Google

te drey Tage, ehe das Kanot hinkommen konnte. Nun war es aber zu klein, um alle die dort befindlichen Leute einzunehmen. Sie verfertigten alſo aus den Trümmern ihres Schiffes ein Floß, welches groß genug war, um zugleich einige Lebensmittel und einige Geräthſchaften zum künftigen Baue und zur Ausrüſtung eines größern Fahrzeugs zu faſſen. Das Both zog dieſes Floß an einem Seile nach der Vorſehungsinſel. Zwey Monathe lang blieb die Mannſchaft auf dieſem Felſen, erbauete ſich daſelbſt eine Schaluppe von fünf und zwanzig Fuß, und war endlich ſo glücklich, ohne weitere Unfälle nach Madagaſkar zu kommen. Die Vorſehungsinſel, oder Isle de la providence, liegt, nach Beobachtung der Polhöhe, in 9° 5′ S. Br., und die Länge wird auf 49° geſchätzt. Von Isle de France liegt ſie in einer nordweſtlichen Richtung, einige Grade weſtlicher.

Herr Moreau, Befehlshaber des kleinen Fahrzeuges (bot) le Favori, welches am 9. Februar 1757 von Isle de France nach Narſapur abgefertigt ward, erblickte am 26. März deſſelben Jahres die Inſeln Adu. Er beobachtete daſelbſt die Polhöhe, und fand 5° 6′ ſüdliche Breite; ſeine Schiffsrechnung

gab ihm 76° O. Länge von Paris. Er ſchickte ſeinen Nachen ans Land, und ſah ſich genöthigt, ihn im Stiche zu laſſen, weil er keinen Ankergrund gefunden hatte, und die Strömungen ſein Schiff ſo ſchnell nach Weſten hin mit ſich fortriſſen, daß er ſich bald unter dem Winde der Inſeln befand. Ich habe es aus dem Munde des Herrn Moreau ſelbſt, daß er ſich umſonſt alle Mühe gegeben habe, ſeinen Nachen wieder zu bekommen. Sechs Seemeilen ſüdlich von dieſen Inſeln fand er eine Sandbank, worauf guter Ankergrund war. Folgender Auszug aus dem Berichte des Herrn Riviere, Befehlshabers des zurück gelaſſenen Nachens, wird hoffentlich meinen Leſern willkommen ſeyn.

Die Mannſchaft dieſes Bothes beſtand aus drey Weißen und fünf Laskarn oder indiſchen Matroſen. Herr Riviere ruderte rund um die Adu-Inſeln, ohne eine Stelle zu finden, wo er mit Bequemlichkeit hätte landen können; nachdem er aber das Schiff in zwey Tagen nicht mehr geſehen hatte, entſchloß er ſich, einen Verſuch an einem kleinen Inſelchen zu wagen, das nicht völlig eine Seemeile im Umkreiſe hielt. Er ſtieg daſelbſt mit der größten Beſchwerlichkeit ans Land.

Digitized by Google

Dieſe Inſeln (Adu), zwölf an der Zahl, ſind durch ein Rief verbunden, auf welchem man zur Ebbezeit von einer Inſel zur andern kommen kann. Sie bilden eine Bay, welche gegen ſechs Seemeilen im Umkreiſe hält; an der weſtlichen Seite derſelben iſt die Einfahrt. Herr Riviere hat darin das Senkbley geworfen und dreyßig Klaftern Tiefe gefunden. In der Mitte dieſer kreisförmigen Bay liegt eine beynahe viereckige Sandbank, die eine Viertelſeemeile im Umfange hat, und worauf man viele Muſcheln und Fiſche antrifft. Die Inſelchen ſelbſt ſind niedrig und mit Kokosbäumen bewachſen; die größte hat kaum eine Seemeile im Umkreiſe. Die Mannſchaft des Bothes nährte ſich daſelbſt drey Monathe lang von Vögeln, Fiſchen, Muſcheln und Kokosnüſſen; Waſſer aber und Schildkröten waren daſelbſt nicht anzutreffen.

Nachdem die Beile, womit ſie die Kokosbäume umzuhauen pflegten, ganz abgenutzt waren, entſchloß ſich Herr Riviere, die Küſte von Malabar aufzuſuchen, ob er gleich weder Karte noch Kompaß hatte. Er ließ ſein Both mit Kokosnüſſen beladen, ſchiffte ſich mit ſeinen beiden Weißen ein, und ließ von den Laskarn ein Floß, welches

Digitized by Google

man in Indien Kattimaron nennt, verfertigen. Das Kanot ſchleppte daſſelbe an einem Seile hinter ſich her, und man hatte den Überreſt der Lebensmittel darauf geladen. Sie richteten ihren Lauf nach Nordnordweſt, und erblickten vier oder fünf Stunden nachher, als ſie das Land aus dem Geſichte verloren hatten, eine hohe Klippe. Einige Tage nach ihrer Abreiſe gingen die Wellen ſehr hoch, und das Floß ſchlug um. Die Weißen riethen Herrn Riviere, weil das Both ſehr klein wäre, die Laskaren ihrem Schickſale zu überlaſſen; allein dieſen Vorſchlag verwarf er mit Unwillen. Er ließ die Laskaren zu ſich ins Both kommen, ob er gleich nur auf dreyzehn Tage zu leben hatte. Glücklicher Weiſe erreichte er Kranganor, unweit Kalikut, acht und zwanzig Tage nach ſeiner Abreiſe von den Adu-Inſeln. Die Mühſeligkeiten und Gefahren, die er auf dieſer Überfahrt auszuſtehen hatte, laſſen ſich nicht leicht beſchreiben. Sein Edelmuth und ſeine Menſchlichkeit in einer ſo prüfenden Lage verdienen das höchſte Lob.

Im Jahre 1722 entdeckte das Schiff Diana, Kapitän de la Feuillete, die Sandinſel, Isle de Sable. Sie iſt ganz flach, und hält nur eine Viertel-Seemeile im Umkrei-

ſe; gleichwohl hat man daſelbſt an beiden Enden, gegen Norden und gegen Süden, in einer Tiefe von funfzehn Fuß trinkbares Waſſer gefunden. Im Jahre 1761 litt Herr de la Fargue daſelbſt Schiffbruch in dem Schiffe l'Utile. Die Offiziere, nebſt der größten Theils aus Schwarzen beſtehenden Mannſchaft, retteten ſich auf dieſe kleine Inſel, und erbaueten aus den Trümmern ihres Schiffes in ſechs Monathen eine Schaluppe, auf welcher ſich die Weißen einſchifften, und nach einer ziemlich kurzen Überfahrt glücklich zu St. Marie bey Madagaſkar anlangten. Die Schwarzen blieben auf der Klippe zurück, und hofften vergebens auf Hülſe von den Weißen. Wer noch einen Funken Menſchlichkeit beſitzt, wird ſchaudern, wenn er lieſt, daß man dieſe Unglücklichen hat umkommen laſſen, ohne nur einen Verſuch zu ihrer Rettung zu machen.

Die Korvette (das Poſtſchiff) la Dauphine, welches der königliche Schiffslieutenant Herr de Tromelin, ein Bruder des bereits erwähnten Kapitäns, kommandirte, fand am 29. November 1776 die Sandinſel auf ihrem Wege. Man war ſo glücklich, alle Hinderniſſe, die ſich der Annäherung widerſetzen, zu überwinden und die betrübten Über-

bliebenen von der Mannſchaft des Utile nach Isle de France zurück zu führen. Achtzig Neger und Negerinnen hatte theils das Elend aufgerieben, theils waren ſie bey dem Verſuche, ſich auf Flöſſen zu retten, verunglückt. Nur ſieben Negerinnen hatten funfzehn Jahre lang in der fürchterlichſten aller erdenklichen Lagen ihr Leben erhalten. Der höchſte Punkt der Klippe ragt funfzehn Fuß über die Meeresfläche hervor, und die ganze Inſel iſt ſechs hundert Klafter lang und drey hundert breit. Von den Trümmern des Schiffes hatten ſich die Neger eine Hütte gebauet und ſie mit Schildkrötenſchalen gedeckt. Ihre Kleider und Decken waren Vogelfedern, welche die Negerinnen künſtlich zuſammen gefügt hatten. Die ganze Inſel iſt gänzlich unfruchtbar, und zur Zeit der Stürme findet man daſelbſt nicht einmal Schutz vor der Wuth der Wellen. Mit den ſieben Negerinnen, die dem Hunger und dem Elende ihrer verlaſſenen Lage endlich entgingen, kam auch ein kleines Kind zurück, an dem man die äußerſte Schwäche ſeiner Mutter deutlich erkennen konnte. Dieſe Weiber erzählten, daß ſie während ihrer Gefangenſchaft fünf Schiffe geſehen hätten, von denen einige vergeblich bemühet geweſen wären, der Inſel näher zu kommen. Das Schiff la Sauterelle (die

Heuſchrecke) gab ihnen einige Augenblicke lang die meiſte Hoffnung. Das zu dieſem Schiffe gehörige Both, welches mit der größten Beſchwerlichkeit anlandete, entfernte ſich wieder, vermuthlich aus Furcht, an dieſer Klippe zu ſcheitern, und zwar ſo plötzlich, daß ein Matroſe auf der Inſel zurück gelaſſen ward. Dieſer Menſch, der ſolcher Geſtalt das Opfer ſeines Muthes und ſeiner menſchlichen Gefühle geworden war, faßte den verzweifelten Entſchluß, ſich auf einem Floſſe nach Madagaſkar zu retten. Er ſchiffte ſich dritthalb Monathe vor der Ankunft der Dauphine mit drey Negern und drey Negerinnen darauf ein.

Ich erinnere nochmals, daß dieſe Bemerkungen hier deßwegen ihren Platz finden, weil es wichtig iſt, den Seefahrenden die Hinderniſſe anzuzeigen, womit ſie zu kämpfen haben, ſo oft ſie ſich während der ſchlimmen Jahrszeit in gerader Richtung nach der Küſte Koromandel begeben wollen. Ich habe darüber eine ſehr weitläuftige und umſtändliche Abhandlung aufgeſetzt, weil mein Werk, nach dem erſten Entwurfe, aus zwey ganz abgeſonderten Theilen beſtehen ſollte;

allein gewiſſe, nicht vorher zu ſehende Umſtände ſind Schuld, daß der nautiſche Theil meiner Reiſe, ob er gleich, ſo wie der hier gelieferte, ſchon ſeit mehr als fünf Jahren gedruckt iſt, jetzt noch nicht erſcheinen kann.

Digitized by Google

Digitized by Google

Thomas Bowyears, Rochons und Robert Kirſops Nachrichten von Cochinchina.

Von den Jahren 1696, 1744 und 1750.

Digitized by Google

Digitized by Google

I.

Thomas Bowyears Nachrichten von Cochinchina.

vom Jahre 1696.

Vorbericht des Herrn Alexander Dalrymple.

Madras, Fort St. Georg, 1757.

Indem ich die alten Urkunden durchſuchte, um Materialien zur Erläuterung und Vervollkommnung einer Überſicht der an Pegu grenzenden Länder zu ſammeln, fiel mir zufälliger Weiſe ein Brief an den König von Cochinchina nebſt Verhaltungsbefehlen an einen dahin abgehenden Geſchäftsträger in die Hände, worin hauptſächlich von den zu befolgenden Maßregeln, um daſelbſt eine Nie-

Digitized by Google

derlaſſung anzulegen, die Rede war. Ich verſchob ſogleich die weitere Nachſuchung, um nur wo möglich die Antwort zuvörderſt aufzutreiben. Vielfältig ſah ich mich getäuſcht, weil entweder die Aktenbücher fehlten, oder die vorhandenen in großer Unordnung waren; endlich aber hatte ich das Glück, das Tagebuch dieſer Expedition zu finden, welches ſo ausführlich iſt, daß ich meine Zeit und Mühe hinlänglich belohnt ſah.

Die Herren vom Conſeil in der Präſidentſchaft zu Fort St. Georg rüſteten im Jahre 1695, als Nathaniel Higginſon Esq. daſelbſt Präſident war, das Schiff Dolphin zu einer Reiſe nach Cochinchina aus. Der Kapitän Zacharias Stilgoe erhielt das Kommando des Schiffes, und Herr Thomas Bowyear ward zum Supracargo beſtellt. Sie reiſeten im May 1695 ab, und kehrten den 2. April 1697 wieder zurück. Herr Bowyear, der Supracargo, ſcheint ein ſehr einſichtsvoller und vorſichtiger Mann geweſen zu ſeyn, der auch nach ſeiner Rückkehr als Reſident nach Syrian in Pegu geſchickt wurde, wo er ſich bis   *) aufgehalten hat.

---

*) Eine Lücke in der Urſchrift.   G. F.

Dem Andenken des Herrn Higginſon, eines, ſo viel aus den Umſtänden erhellt, nicht nur ehrlichen und gewiſſenhaften, ſondern auch von Eifer für das Gemeinweſen beſeelten Mannes, iſt man die Bemerkung ſchuldig, daß während ſeiner Verwaltung mehrere Plane zur Erweiterung unſeres Handels entworfen worden ſind. Man eröffnete eine Korreſpondenz mit dem Könige von Sukkadana auf der Inſel Borneo; man errichtete von neuem die Komtoirs im Reiche Pegu, und erneuerte das Verkehr mit Atſchyn (Acheen) in Sumatra. Higginſon ward um dieſe Zeit zum Generallieutenant (oder Vicegeneral) ernannt, indem damals die Angelegenheiten der Kompagnie in Indien durch einen zu Bombay reſidirenden General dirigirt wurden, dem alle Faktoreyen untergeordnet waren. Auf ihn folgte der berühmte Diamanten=Gouverneur, Thomas Pitt *).

---

*) Ich bin weit entfernt, ſein Andenken wegen jenes Diamanten in Verdacht zu bringen. Als ich im Jahre 1753 nach Madras kam, hatte er den Charakter eines redlichen, aber heftigen Mannes. Eine Rechtfertigung des Gouverneurs Pitt gegen die Anſchuldigungen des Herrn Frederick, welcher von einer ſehr ſchlimmen Seite bekannt war, findet man in Salmon's Irish Peerage im Artikel Londondery. Anmerkung der

Das Tagebuch des Herrn Bowyear enthält einige Nachrichten von Cochinchina und ſeinen dortigen Verhandlungen. Ich erinnere mich nicht, daß irgendwo dieſer unſer Verſuch, dort Zutritt zu erhalten, angeführt würde; mithin iſt dieſe Erzählung doppelt wichtig, theils als hiſtoriſche Urkunde, theils als ein Beytrag zur Beſchreibung des Zuſtandes von Cochinchina und ſeiner Produkte. Was Borri von dieſem Lande ſagt, wird allgemein geſchätzt; allein da zwey Nachrichten von einem Orte ſchätzbarer ſind als Eine, ſowohl wegen des gemeinſchaftlichen oder gegenſeitigen Beweiſes von ihrer Glaubwürdigkeit als auch, weil jeder bemerkt haben kann, was dem andern entgangen iſt: ſo verdient Bowyears Tagebuch bekannt gemacht zu werden, damit manches lehrreiche Ereigniß, was nur Wenigen widerfahren kann, an den Tag komme, nicht zu gedenken, daß dieſe Expedition wenigſtens ein halbes Jahrhundert jünger als Borris Reiſe iſt, ob ſie gleich noch in die Periode vor der Austreibung der Miſſionare fällt.

Urſchrift. — Der Gouverneur Pitt kaufte einen großen Diamanten in Indien, und verkaufte ihn hernach an den König von Frankreich, der ihn noch beſitzt. G. F.

Digitized by Google

Herr Bowyear ſagt, daß der Prinz von Tſiampa, den er am Hofe von Cochinchina kennen lernte, ſich ſehr höflich gegen ihn betragen und ihn ernſtlich gebeten habe, die Engländer in das Reich Tſiampa (Champa, Tſchampa) zu führen, wo er ihnen einen guten Empfang verſprach. Es hielten ſich daſelbſt ebenfalls Geſandte von Kambodja auf, die ihn überreden wollten, mit ihrem Vaterlande ein Handelsverkehr zu eröffnen, wovon ſie ihn verſicherten, daß dabey die Schwierigkeiten und Abgaben, die ihm den Handel in Cochinchina erſchwerten, gar nicht Statt finden ſollten. Dieſer Vorſchlag ſcheint ihm ſehr eingeleuchtet zu haben, und er glaubt, daß ſich ein Abſatz für wollene Waaren in großer Menge unter den Laos (Laws, wie er ſie nennt) vermittelſt des Fluſſes von Kambodja finden würde. Dieſer Gedanke war in der That ausführbar genug, und es iſt zu verwundern, daß man nie die Probe damit gemacht hat. Der Kambodjafluß iſt bis an die Stadt ſchiffbar, und hat im Eingange wenigſtens vier Faden Tiefe; oberhalb der Stadt bedient man ſich nur kleiner Fahrzeuge. In einigen Karten ſieht man weit höher hinaufwärts einen Waſſerfall angedeutet, der, wenn er wirklich vorhanden wäre, die Schiff-

Digitized by Google

fahrt nach den oberen Gegenden unterbrechen würde; allein nirgends finde ich authentiſche Nachrichten von dieſem Sturze, und überhaupt kein Wort von der Höhe deſſelben, ſo daß man unmöglich beſtimmen kann, ob er zu allen Jahrszeiten, oder nur wenn das Waſſer niedrig iſt, die Fahrt verhindern könne. Kambodja iſt reichlich mit allem verſehen, was zum Schiffbaue gehört; auch fehlt es nicht an Kaufmannsgütern, und die Einwohner ſind, oder waren doch ſonſt, dem Handelsgeſchäfte ſehr ergeben, wie denn auch ihre Lage zur Betreibung eines weit ausgebreiteten Handels ungemein günſtig iſt.

In einer Unterredung mit Herrn Duff, einem Mandarine von Cochinchina, erfuhr ich, daß dieſes Königreich und die angrenzenden Länder noch jetzt (1758) beynahe in eben demſelben Zuſtande ſind, worin Bowyear ſie fand und beſchrieb. Kambodja iſt zinsbar, wovon Hamilton die nähere Beſtimmung und Veranlaſſung richtig angibt; allein es trägt ungern ein fremdes Joch, und empört ſich faſt alle Jahre. Tſiampa iſt ebenfalls zinsbar; und ob es gleich ſeinen eigenen Fürſten hat, darf doch ohne Einwilligung eines am Hofe reſidirenden Mandarins von Cochinchina nichts geſchehen. Die Tſiampaner haben,

wie ſchon Dampier erwähnt, vorzüglich gute Schiffe, gehen ſehr gern zur See, und ſind ein ſehr geſchicktes aufgelegtes Volk. Die Kambodjer beſchreibt er wie Malayern ähnlich, und die malayiſche Sprache wird von allen Nationen in jener Gegend verſtanden, ſo, daß man ſich mit einem malayiſchen Dolmetſcher verſehen muß, wenn ſchon hier und da, ſowohl in Cochinchina als den benachbarten Königreichen, einer oder der andre portugieſiſch ſprechen kann.

Den 18. Nov. 1758.

A. Dalrymple.

Digitized by Google

Briefwechſel mit dem Könige von Cochinchina nebſt der Inſtruktion für Herrn Bowyear, Supracargo im Dienſte der hierländiſchen Schifffahrt*), der nach Cochinchina beſtimmt iſt (worin ihm vorgeſchrieben wird), welche Maßregeln er einſchlagen müſſe, um eine Faktorey anlegen zu dürfen, nebſt Herrn Bowyears Tagebuche ſeiner Verhandlungen und Bemerkungen. (Ausgezogen zu Madras, aus den Briefen, die 1695 abgeſchickt und 1697 empfangen wurden, und kollationirt mit einem Mſpte. im Archive der oſtindiſchen Kompagnie, in ihrem Hauſe, 1791.)

Der Brief an den König von Cochinchina.

Dem allerdurchlauchtigſten, großmächtigſten Fürſten, dem Könige von Cochinchina,

---

*) Country-Service. Hier wird Country (Land) im Gegenſatze von Europa gebraucht, indem es von jeher bey der oſtindiſchen Kompagnie üblich geweſen iſt, die Schifffahrt von einem Hafen zum andern in Aſien von der zu unterſcheiden, welche unmittelbar zwiſchen dem europäiſchen Mutterlande und Indien geführt wird.

G. F.

Digitized by Google

wünſcht Nathaniel Higginſon, Esq., Präſident für die engliſche Nation an der Küſte Koromandel, in der Bay von Bengalen, Sumatra und der Südſee, Geſundheit, Glückſeligkeit und eine lange glückliche Regierung.

Möge es Ewr. Königl. Majeſtät gefallen *)!

Als Ihre Vorfahren andern Völkern nicht erlaubten, Ihre Königreiche zu beſuchen, blieb Ihr Glanz innerhalb Ihrer eigenen Grenzen beſchränkt; allein ſeitdem Ew. Majeſtät den Fremden erlaubt, ja ſie eingeladen haben, in Ihren Häfen zu handeln, ſtrahlt der Ruhm Ihrer Größe, Macht und Gerechtigkeit, wie die Sonne, durch die ganze Welt. Gott, der die Himmel zum Throne ſeiner Herrlichkeit und die Erde zur Wohnung und zum Nutzen des Menſchengeſchlechtes bereitet hat: Gott hat die Erde unter einige Wenige ausgetheilt, deren größere Weisheit und Thatkraft ſie zu Beherrſchern der Menſchen beſtimmte. Ew. Majeſtät ſind Einer von dieſen, denen

*) Dieſe Anrede, ſo orientaliſch ſie auch klingt, iſt engliſcher Kanzelleyſtil, und wird über alle Bittſchriften an den König von England geſetzt. Sie lautet im Engliſchen: May it please your Majesty! G. F.

Digitized by Google

es gegeben iſt, über ein zahlreiches und tapferes Volk zu herrſchen, über ein großes reiches Land, geſegnet von der fruchtbaren Natur mit mancherley Gütern, das zur Erhaltung des Lebens der Menſchen dient, und zwar in größerem Maße als es zum Unterhalte Ihrer eigenen Unterthanen erforderlich iſt. Deßgleichen hat Gott andern Ländern andere gute Dinge zugetheilt, und nicht irgend einem Theile der Erde alles gegeben, ſondern nach ſeiner Vorſehung es alſo geordnet, daß ein Land mit dem andern Verkehr habe, und daß eine jegliche Weltgegend vermittelſt friedlichen Tauſches die Auswahl und den Vortheil aller genießen könne.

Im Vertrauen auf Ihre königliche Güte und Gerechtigkeit habe ich meinen Kaufmann, Herrn Thomas Bowyear, abgeſandt, um Ew. Majeſtät aufzuwarten, und erſuche ich Ew. Majeſtät, ihn freundlich zu empfangen. Er wird, mit Ihrer Erlaubniß, Ew. Majeſtät ein kleines Geſchenk behändigen, nebſt Vorſchlägen von Seiten der edlen engliſchen Kompagnie wegen eines künftigen Handelsverkehrs. Gegenwärtig aber, da uns der Handel Ihres Reiches noch nicht bekannt iſt, habe ich nur ein kleines Schiff und einen geringen Waarenvorrath zum Verſuche ge-

Digitized by Google

ſchickt, und bitte Ew. Majeſtät, ihm zu erlauben, ſeine Waaren zu verkaufen und dagegen einzuhandeln, was dort zu haben iſt, auch ihm die Erlaubniß zu geſtatten, zu gehöriger Zeit zurück zu kehren. Im künftigen Jahre werde ich mehr abſchicken, nachdem Ew. Majeſtät dazu Ermunterung geben werden.

Es iſt mir ein Gerücht zu Ohren gekommen, daß Herr Lemuel Blackmore von der engliſchen Faktorey zu Tonkin (Tonqueen) an der Küſte von Cochinchina Schiffbruch gelitten habe, und von Ew. Majeſtät freundſchaftlich behandelt und mit freyer Überfahrt nach Tonkin begnadigt worden ſey; für welche Gnade ich Ew. Majeſtät meinen gehorſamſten Dank abſtatte, und zugleich noch ferner bitte, daß Ew. Majeſtät Herrn Bowyear behülflich ſeyn mögen, meine Briefe an meine Faktoreyen *) zu Tonkin zu befördern, indem ich vor zwey Jahren ein Schiff dorthin abgefertigt, aber ſeitdem nichts von ihnen gehört habe, da hingegen das Gerücht verlauten will, daß der König von Tonkin mein Schiff zurück behält.

Es iſt in allen Theilen von Indien wohl

---

*) Dieſer Plural iſt in der Urſchrift. G. F.

bekannt, daß die Engländer, wo ſie noch hinhandeln, gerecht und friedlich mit allen Menſchen leben, nicht ſuchen, Königreiche zu erobern *), ſondern nur ihren Handel zum großen Vortheile der von ihnen beſuchten Länder zu treiben.

Ew. Majeſtät gehorſamſter Diener

Fort St. George,
d. 2. May 1695.

Nath. Higginſon.

Brief an Herrn Bowyear.

Fort St. George, den 2. May 1695.

An Herrn Thomas Bowyear, Supracargo des Schiffes Dolphin, welches nach Cochinchina beſtimmt iſt.

Nachdem der König von Cochinchina den Inhalt meines Briefes vernommen haben wird, worin ich ihn in Betreff der Handelsvorſchläge an Sie verweiſe, können Sie der Gelegenheit wahrnehmen, ihm zu eröffnen, daß, weil wir den Handel und die Produkte

*) Im Jahre 1695! G. F.

Digitized by Google

ſeines Landes nicht kennen, ich ihn bitten ließe, von ſeinen eigenen Leuten ein Waarenverzeichniß aufſetzen zu laſſen, worin die Quantität und die Kauf- und Verkaufpreiſe bemerkt würden, damit ich wiſſen möge, wiefern dieſer Handel der großachtbaren (right honourable) oſtindiſchen Kompagnie erſprießlich ſeyn und den Koſten der Niederlaſſung einer Faktorey entſprechen würde.

Auf den Fall, daß der Handel vortheilhaft ausfiele, würde ich eine Faktorey daſelbſt errichten, wofern uns der König dieſelben Bedingungen und Vorrechte bewilligte, welche die großachtbare Kompagnie an allen andern Orten genießt, nämlich:

1) Ein Stück Landes, worauf die Faktorey am bequemſten Orte erbauet werden kann.

2) Dem engliſchen Oberhaupte das Vorrecht, in allen Sachen zu entſcheiden, welche Engländer mit Engländern oder mit Eingebornen betreffen.

3) Kulis (Knechte, Träger) und Andere, die in Dienſten der Engländer ſtehen, und nach demſelben Preiſe wie von den Eingebornen bezahlt werden, muß der engliſche Befehlshaber beſtrafen können, wenn ſie ſich vergangen haben.

Digitized by Google

4) Befreyung von Zöllen für alle ſowohl ein= als ausgeführte Waaren.

5) Ein bequemer Platz um ein Schiffs=werft anzulegen, wo wir unſre Schiffe ans Land legen und ausbeſſern, oder neue bauen können, entweder im Fluſſe oder auf irgend einer Inſel.

6) Schiffe, die im Sturme oder ſonſt durch einen Zufall irgendwo an der Küſte von Co=chinchina ſcheitern oder ſtranden, ſollen nicht verfallen ſeyn oder in Beſchlag genommen werden, ſondern die königlichen Unterthanen ſollen Hülfe leiſten, um das Schiff, die Mannſchaft und die Güter zu retten und zu ſichern, und alles der engliſchen Faktorey überliefern.

7) Alle Waaren, welche der engliſchen Faktorey gehören, müſſen zollfrey von der Faktorey ins Land und von dem Lande nach der Faktorey gebracht werden können, wenn ſie das Zeichen oder den Tſchop (Chop) des engliſchen Oberhaupts haben, und ſowohl die Beamten der Faktorey als ihre Bedien=ten müſſen frey, ſicher und ungehindert rei=ſen können.

Sorgen Sie, daß alle, die zu Ihrem Schiffe gehören, ſich höflich und behuthſam aufführen, damit weder der Regierung An=

Digitized by Google

ſtoß gegeben, noch den Eingebornen Beleidigungen zugefügt werden.

Können wir die Befreyung von den Zollabgaben nicht erhalten, ſo muß die Entrichtung wenigſtens mit Gewißheit beſtimmt werden, ſo weit es ſich thun läßt, entweder ſo viel Prozent auf die Waaren, oder nach dem Maße des Schiffes, damit die Mandarine und andere Offizianten nicht überfordern oder nach ihrer Willkür Piſch=kaſch *) verlangen können.

Nath. Higginſon.

Herrn Bowyears Inſtruktion.

An Herrn Thomas Bowyear, Supracargo des Schiffes Dolphin, nach Cochinchina.

Sie werden wahrſcheinlich Gelegenheit finden, die Verhaltungsbefehle, die wir Ihnen zugeſtellt haben, um mit dem Könige von Cochinchina wegen des Handels in ſeinem Lande zu negociiren, demſelben vorzulegen; daher behändigen wir Ihnen Gegenwärti=

*) Der in China übliche Ausdruck für die Zollabgaben. G. F.

Digitized by Google

ges, welches Sie für ſich behalten ſollen. In jener Inſtruktion wird der Vorrechte Erwähnung gethan, welche wir verlangen, worunter die Bewilligung eines Grundſtücks zur Erbauung einer Faktorey das Erſte war. Wir überlaſſen es aber Ihnen, erſt Nachfrage zu halten und zu erwägen, ob es rathſam ſey, ein ſolches Grundſtück zu verlangen, das einen ungewiſſen Kanonenſchuß breit wäre, und wo eine Feſtung angelegt werden könnte, ſo nämlich, daß dieſer Grund gänzlich der großachtbaren Kompagnie gehören und alle Einwohner deſſelben ihrer Regierung unterworfen ſeyn müßten, wie es zu Fort St. Georg und Fort St. David der Fall iſt. Eine kleine Inſel wäre jeder andern Lage vorzuziehen, zumal wenn ſie von Natur feſt wäre, und einen guten Hafen oder eine Rhede, und einen bequemen Platz zur Ausbeſſerung der Schiffe, hätte.

Während Ihres dortigen Aufenthalts ſuchen Sie über folgende Gegenſtände Nachricht einzuziehen, worüber Sie uns bey Ihrer Rückkunft Ihre Bemerkungen ſchriftlich überreichen werden, als:

1) Den Namen und Titel des Königs und ſeiner Familie.

Digitized by Google

2) Die Namen, Titel und Ämter ſeiner oberſten Beamten und Günſtlinge.

3) Die Regierungsadminiſtration, insbeſondere was den Handel mit den Ausländern betrifft.

4) Die Einrichtung des Zollhauſes.

5) Ob der König von Cochinchina mit den Königen von Tonkin, Siam und Kambodja in Krieg oder Frieden lebe?

6) Ob ein Handel von dort nach Japan geführt werde, und von welchen Kaufleuten? Wie hoch ſich der Werth der umgeſetzten Waaren und die Anzahl der Schiffe jährlich belaufe? Von welcher Art die Waaren ſeyen, die dahin geführt werden? Was man zurück bringe? Ob man mit den cochincheſiſchen Junken *) europäiſches Tuch nach Japan ſchicken könne?

7) Die Preiſe aller Waaren, die entweder im Lande wachſen oder daſelbſt verfertigt werden, ingleichen ſolcher, die man aus andern Ländern dahin bringt.

8) Was für einen Handel und Verkehr die Holländer nach Cochinchina treiben oder getrieben haben, und wie der König gegen ſie geſinnet ſey?

*) Die Fahrzeuge, womit die Einwohner des öſtlichen Aſiens, die Chineſer, Japaner u. ſ. f. zur See ihren Handel treiben. G. F.

Sie haben übrigens keinen Auftrag, mit dem Könige einen Vergleich zu ſchließen, ſondern lediglich Vorſchläge zu thun und anzuhören.

Fort St. George,
den 2. May 1695.

Nat. Higginſon. Willm. Fraſer.
John Styleman. Thom. Wright.
Edwrd. Tredcroft.

Tagebuch des Herrn Bowyear.

An den achtbaren Nathaniel Higginſon, Esq., Gouverneur des Forts St. George, Präſidenten der Stadt Madras, der Küſte Koromandel, der Bay von Bengalen, der Weſtküſte u. ſ. f. nebſt ſeinem reſpektiven Conſeil. (Eingegangen den 2. April 1697.)

Achtbarer Herr und werthe Herren!

Geruhen Sie, zur Beantwortung Ihrer Fragen und Ihres mir gegebenen Auftrages, die folgende Relation von meinen hieſigen *) Verhandlungen im verfloſſenen Jahre anzunehmen. Von unſerer langweiligen Herreiſe,

*) Der Aufſatz iſt aus Cochinchina datirt.
G. F.

Digitized by Google

da wir erſt im Auguſt die hieſige Küſte anſichtig wurden, will ich nichts erwähnen.

Den 18. (Auguſt 1695) ließen wir den Bothsanker in ſechs und vierzig Faden Tiefe, drey Seemeilen oſtwärts von den Tſiampello-Inſeln, fallen, indem beides Wind und Strömung uns entgegen waren. Hier lagen wir bis zum 20., und ließen unſere Flagge wehen, um die Fiſcherleute, deren wir viele ſahen, an Bord zu locken; es wollte ſich aber keiner zu uns nahen, weßhalb ich den Seckelmeiſter ans Land ſchickte, um die Einwohner der Inſel zu benachrichtigen, daß wir hinein wollten und Hülfe von ihren Bothen verlangten.

Den 21. Vormittags kam er nebſt dem Serang (Bothsmann) in zwey Bothen zurück. Zwey geringe Beamte von der Inſel und zehn andere Bothe, ſämmtlich mit Fiſcherleuten beſetzt, kamen mit ihnen, und ſollten das Schiff, wie ſie ſagten, hinein bringen helfen. Sie verlangten, der Kapitän nebſt noch einem Andern möchte mit ihnen ans Land gehen, wiewohl ſie ſchon unſer Both nebſt vier Laskaren *) unter einer

*) Indiſche Matroſen. G. F.

Digitized by Google

ſtarken Wache auf der Inſel anhielten. Deſſen ungeachtet machte ich unverzüglich Anſtalt, nebſt Herrn Gyfford, dem Seckelmeiſter, ans Land zu gehen, und überließ es dem Kapitän, ſein Schiff in den Hafen zu bringen. Es war ungefähr eilf Uhr, als wir in zwey Bothen abfuhren, und zwiſchen drey und vier Uhr Nachmittags ſtiegen wir ans Land; allein der Wind und die Fluth waren uns ſo ſehr zuwider, und hatten uns ſo weit unterhalb der Barre *) getrieben, daß wir mehr als drey Stunden tapfer längs dem Strande marſchiren mußten, und erſt um ſieben Uhr an den Fluß kamen. Man führte uns in eine Fiſcherhütte, wo man uns eine gekochte Schlange zum Abendeſſen vorſetzte, um uns zu einem Gerichte ſchwarzen Reiß Appetit zu machen. Nach einer kleinen Weile verſchafften uns die beiden Beamten ein Both, und führten uns über den Fluß in die Stadt an der Barre, wo wir beym Anlanden einem großen Haufen bewaffneter Männer begegneten, die in zwey Reihen geordnet waren, und zwiſchen denen wir gegen zwey hundert Schritte zum Reſidenten oder Untergouverneur von Katſchong (Cachong),

---

*) Barre iſt die ſeichte Stelle in der Mündung der Flüſſe. G. F.

Digitized by Google

unſerm zweyten Deſpatchadore u. ſ. w. gingen. Dieſe Herren warteten auf den Dolmetſcher (lingua), den ſie des Morgens abgeſchickt hatten, um uns fragen zu laſſen, wer wir wären. Mein Koffer, Schreibpult und Bettzeug, zu deren Tranſportirung die Beamten einige Leute gezwungen hatten, wurden hier niedergeſetzt, und man breitete eine Matte aus, worauf wir ſitzen konnten. Nachdem man uns einige Fragen im Allgemeinen vorgelegt hatte, erſuchte man uns aufzuſtehen, damit einige von ihren Leuten uns betaſten könnten, wie es hier üblich iſt. Dieß thaten ſie dann, durchſuchten unſere Taſchen und hierauf auch meinen Koffer, mein Bett und mein Schreibpult, machten alles auf, ausgenommen verſiegelte Briefe, deren ich mehrere an die Padres (Miſſionare) hatte, gerade als hätten ſie nach Diamanten geſucht. Als ſie die engliſche Liturgie (common prayer book) und einige andere Bücher von gleicher Größe fanden, beſtanden ſie darauf zu wiſſen, was darin geſchrieben ſtände, und in welcher Sprache ſie geſchrieben wären, nebſt vielen andern Impertinenzen, die ich nicht beſonders anführen mag, aus Furcht Ihnen lange Weile zu machen. Unter andern ſahen ſie auch mein Beglaubigungsſchreiben und des Herrn Gouverneurs

Digitized by Google

Brief an den König, zum entſcheidenden Beweiſe, daß wir unmittelbar nach dieſem Hafen beſtimmt wären, um daſelbſt Handel zu treiben, widrigen Falls ſowohl das Schiff als die Ladung, zufolge des alten Herkommens, hätte in Beſchlag genommen werden können. Vergebens klagten wir über Müdigkeit und Hunger; ſie hielten uns mit ihrer Durchſuchung und ihren Fragen von acht bis zwölf Uhr auf, verſiegelten hierauf meinen Koffer und mein Schreibpult, und ſchickten uns ins Nachtquartier zu einem Fiſcher, dem Vornehmſten der Aldea *).

Den 22. früh Morgens kamen zwey von unſern Laskaren zu mir, die man von der Inſel herüber gebracht und jeden beſonders ſcharf examinirt hatte, voll Furcht und Bangigkeit, was aus ihnen werden ſollte, da es wirklich nicht anders ausſah, als ob wir ſämmtlich Gefangene wären; als wir aber hingingen, den Mandarinen unſere Aufwartung zu machen, bat ich, daß man ſie an Bord ſenden möchte, welches auch ſogleich

*) Aldea bedeutet ein Dorf hier wie im Königreiche Burmagh. Anm. der Urſchr.—Es iſt, wie ich ſchon oben S. 91. erinnert habe, ein portugieſiſches, nach Indien verpflanztes Wort. G. F.

Digitized by Google

geſchah. Wir ſchifften uns in ein Both mit dem Dolmetſcher ein, um uns nach Fai-fo (Foy-foe) oder, wie die Eingebornen es ausſprechen, Hwa-phu (Wha-phoo) zu begelen, indeß die Galeeren in Bereitſchaft waren, nach Katſchong abzugehen. In weniger als zwey Stunden kamen wir zu Faifo an, wo uns der Dolmetſcher in ſeinem eignen Hauſe bewirthete. Auf die Nachricht, daß ſich ein Schiff in der Ferne ſehen ließe, hatte man dreyßig Galeeren zugerüſtet, entweder aus Furcht oder in Hoffnung einen Fang zu thun; doch wahrſcheinlicher das erſtere, weil die hieſigen Einwohner auf ihre Nachbarn, die Tunkineſen, ſehr eiferſüchtig ſind, und nicht minder auf die Holländer, von denen ſie wiſſen, daß ſie ihnen übel mitgeſpielt haben. Ihre Galeeren führen eine kleine Couleurine (Feldſchlange) von Metall an ihrem Vordertheile, womit ſie eine acht- bis zwölfpfündige Kugel ſchießen. Sie werden mit funfzig Rudern fortbewegt, deren obere Enden roth, die Schaufeln aber weiß angeſtrichen ſind. Die Seiten ſind von einem Ende zum andern mit einem über der Waſſerfläche hinſtreichenden, vier Zoll breiten, rothen Streifen angemahlt und über demſelben ganz ſchwarz lackirt; der Spiegel des Hintertheils iſt ſauber geſchnitzt und vergoldet.

Den 23. ließ mich der Unter-Deſpatchidore hohlen; ich fand ihn vor meinem Schreibpulte, wovon ich den Schlüſſel hatte. Er liß es ſich aufſchließen, und nach einer abermaligen Durchſuchung gab er es mir mit allen, was darin befindlich war, zurück. Ich erfuhr jetzt von ihm, daß ſie den Brief des Herrn Gouverneurs an den König abgefertigt hätten; dabey erkundigte er ſich sehr angelegentlich nach unſerer Ladung, worin ſie beſtände, und wie hoch ſich der Werth derſelben beliefe, ingleichen was ich dafür einzukaufen gedächte u. ſ. w. Nachmittags beſuchte er mich, und bey dieſer Gelegenheit bat ich ihn, einen Brief von mir, nebſt einigen Erfriſchungen und etwas Münze (Kas) für des Kapitäns gegenwärtiges Bedürfniß bis zu ſeiner Ankunft im Fuſſe, an Bord unſeres Schiffes zu ſchicken. Dieß bewilligte er mir; allein ſo gern ich auch ein Both gemiethet hätte, damit der Seckelmeiſter ab- und zugehen könnte, ſo ward dieſes doch nicht geſtattet.

Den 24. kam Ung-Coy-Back-Looke-Deam an, bey dem ich einen Beſuch ablegte. Den 25. begab ich mich zu ihm mit einem Geſchenke von 3000 Kas *), wie es hier zu

---

*) Weiter unten findet man nähere Nachricht von dieſer Münze. G. F.

Lande gebräuchlich iſt. Er erkundigte ſich nach unſerer Nation, wo wir herkämen, worin wir uns von den Holländern unterſchieden, welche von beiden mächtiger wäre u. ſ. w. Hierauf ſagte er mir, daß keiner von den Padres am Hofe den Brief des Gouverneurs an den König hätte leſen können. Ich brachte alſo die portugieſiſche Abſchrift zum Vorſcheine, und ließ ſie von den Padres, die ich zuvor zu Rathe zog, in die Sprache von Cochinchina überſetzen, bis auf die Stelle, wo der Gouverneur die Beſorgung ſeines Briefes nach Tonkin verlangt, welches ſich nach ihrer Meinung nicht gut ſchickte. Da des Geſchenks an den König darin erwähnt wird, ſo erkundigte er *) ſich, worin es beſtände? Ich hatte ein Papier in Bereitſchaft, worauf es ſtand, und welches ich ihm mittheilte. Als ein Geſchenk vom Gouverneur ſchien es ihm zu klein; worauf ich erwiederte, daß der Herr Gouverneur es mir ohne Einſchränkung überlaſſen hätte, und wenn ich als ein Fremder mich irrte, ſo ſchmeichelte ich mir, er würde mirs zu gut halten, und ſo gütig

*) Dieſer Er iſt noch immer der obige Ung-Coy-Back-Looke-Deam (allenfalls Ong-kai-bák-luk-dihm auszuſprechen), deſſen Rang in der Folge näher beſtimmt wird. G. F.

Digitized by Google

ſeyn, mir zu rathen, was ich nach ſeiner Meinung noch hinzu thun ſollte. Hierzu war er aber auch nicht geneigt, indem er zu verſtehen gab, daß Geſchenke von der Willkür des Gebers abhingen. Ich drang indeſſen in ihn, und erhielt das Verſprechen: er wolle es in Erwägung ziehen, wenn er die zum Geſchenke beſtimmten Sachen ſehe; was ich aber bey dieſer Gelegenheit dem Könige geben würde, darauf ſollte in des Königs Antwort an den Gouverneur Rückſicht genommen werden.

Den 26. früh Morgens ging er ab, um das Schiff über die Barre (Untiefe) bringen zu laſſen; er bewies dabey jede erſinnliche Sorgfalt, und ſobald er es ſicher vor Anker liegen ſah, kehrte er zu uns zurück, um uns Glück zu wünſchen. Denſelben Abend ward das Schiff von Fiſcherleuten den Fluß hinauf bugſirt und vor dem Zollhauſe verteuet. Der König erläßt dieſen Fiſchern ihre Abgabe gegen den Dienſt, den ſie den Schiffen leiſten müſſen.

Den 27. fingen wir an auszuladen und die Waaren nach den Zollhäuſern zu bringen. Sie haben deren drey in einem viereckigen Kampong *), welches etwa hundert

*) Im Originale ſteht zwar Compound; allein

Schritte lang und breit iſt. Am obern Ende deſſelben, dem Thore gegenüber, ſteht das größte Gebäude, in deſſen Mitte die Mandarine und Beamten ſitzen; die beiden anderen, etwas kleineren, ſtehen zu beiden Seiten, und ſind gegen das Gehöfte ganz offen. Außerhalb iſt an einer Seite des Thors ein Schoppen angebracht, wo die Soldaten Wache halten und Acht geben, daß alles vom Schiffe unmittelbar herbey gebracht werde. Außerdem befanden ſich ſechs bis acht Zolldiener an Bord ſeit der Ankunft des Schiffes bey den Inſeln Tſiampello (Champello), und machten dem Kapitäne keine geringe Mühe; denn es waren unbequeme Gäſte. Die Einwohner zweyer Aldeas (Dörfer) führen hier ſtrenge Aufſicht, und ſind auch gehalten, die Waaren vom Schiffe ins Zollhaus zu bringen, wofür der König ſie von den Abgaben befreyt. Die ans Land gebrachten Waaren ſtellt man in zwey Reihen in die Mitte des Vierecks, wo ſie vor den Mandarinen Stück für Stück geöffnet, genau durchſucht und von drey oder vier verſchiedenen Leuten eingeſchrieben werden. Die Deſpatchadores re-

---

es kann hier nichts anders bedeuten als Kampong, das Wort, womit die Chineſen ſolche Anlagen bezeichnen. G. F.

ſerviren, nach ihrem Gutdünken, gewiſſe Waaren für den König, und ertheilen dann Erlaubniß, die übrigen zurück zu nehmen, doch ſo, daß ſie von jedem Aſſortiment etwas zur Probe behalten. Sie eröffnen alle Kiſten, Koffer, Schreibpulte, und was ſonſt zum Vorſcheine gebracht wird, nehmen alles heraus, und legen es vor ſich hin, reichen jedes einzelne Stück von dem einen zum andern, begucken, beglotzen und beſchniffeln es, und fragen bey allem, was es zu bedeuten habe, und wozu es nütze. Eine höchſt verdrießliche Unterſuchung! den Verluſt nicht zu erwähnen, den man durch ihr Betteln und durch das Verlegen erleidet, da ſo viele Zolldiener und Unterbeamten ſich ſcharenweiſe hinzu drängen.

Nach zwölf Tagen, die mit dieſer Übung hingingen, ward ich krank von einer ſtarken Erkältung. Dieß gereichte mir ſehr zum Nachtheile, indem ich meine Reiſe nach Hofe aufſchieben mußte, wohin die Mandarine bereits mit dem größten Theile unſerer Ladung abgegangen waren. Erſt am 4. Oktober konnte ich von Fai-fo abreiſen. Ich nahm meinen Weg längs dem Seeſtrande und über die großen Berge, ungeachtet es einen weit kürzern gibt, der aber aus mir nicht bekann-

ten Urſachen verboten iſt. Den 9. langte ich am Hofe zu Sinoa (vielleicht Sinô auszuſprechen) an, welches die Eingebornen Ding Claye nennen. Hier erfuhr ich, daß der König ſeinen Tongtam oder achten Monath angetreten hätte, welchen er zu Luſtbarkeiten und Erhohlungen mit den vornehmſten Mandarinen ſeines Hofes beſtimmt hat, und während deſſen es verboten iſt, ihm Bittſchriften zu überreichen oder ſich in irgend einer Angelegenheit an ihn zu wenden.

Ich beſuchte mittlerweile unſere beiden Deſpatchadores, den Ung-Coy-Back-Looke (Ong-Kai-Bák-Luk) und den Ung-Cookey-Thoo (Ong-Kuki-Thu oder Su), von denen letzterer zu dieſem Geſchäfte erzogen und daher der thätigſte iſt. Er führt die Rechnungsbücher, ertheilt den Kaufleuten Beſcheid, und läßt ſich ihre Angelegenheiten vortragen, durch einen Verſchnittenen *). Ung-Coy-Back iſt aber deſſen ungeachtet der wichtigere Mann; denn er iſt täglich um den König, der viel Vertrauen in ihn ſetzt, wie er denn

*) Die Stelle im Originale iſt undeutlich, und könnte leicht, vermittelſt einer ſehr geringen Abänderung, bedeuten: dieſer Mandarin oder Zollaufſeher ſey ſelbſt ein Verſchnittener.

G. F.

Digitized by Google

auch wirklich ein moraliſch guter und über-aus billiger Mann iſt. Indeß, wiewohl der König ihn angeſtellt hat, führt er doch nicht das königliche Tſchopp (Tſiapp, Chop) *) wie ſolches gebräuchlich iſt; und da einer von des Königs Oheimen auf die Stelle ein Auge hat und Anſprüche darauf macht, ſo iſt er zum großen Nachtheile der Kaufleute läſſig in ſeinem Amte. Dieß verſetzte mich in die Nothwendigkeit, mich an Cookey-Thoo zu wenden, der zwar ein hartes grobes Geſicht hat, aber in ſeinem Betragen höflich, geſchmeidig und von ſchönen Worten iſt. Ung-Thoo-Moy (Ong-Thu-Mai), Schwiegerſohn des Großvaters des jetzigen Königs, hatte ihn als einen armen Knaben erzogen; er aber verrieth ſeinen Herrn, ward auf dieſe Art oberſter Deſpatchadore, mit dem Titel Ung-Ai-Coy-Boe, und ſtand ſehr hoch in ſeines Herrn Gunſt, bis ein Bedienter, den er ebenfalls erzogen hatte, ihn ähnlicher Verbrechen bey der Zollverwaltung (dispatch) beſchuldigte. Hierauf warf man ihn ins Gefängniß, —— —**), gab ihm die Tortur, und verſtieß ſei-

*) Vermuthlich das Zeichen ſeines Amts, das Inſiegel oder königliche Patent. G. F.

**) Ich kann die obige Lücke in der Überſetzung nicht ausfüllen; im Engliſchen ſteht: congoed

ne Familie. Endlich wußte er ſich mit ſeinem Gelde noch Freunde zu erkaufen, ſo daß er nach vielfältigem Leiden und Bezahlung einer Summe von Unkoſten, die ſich auf 50000 Tál belief, losgeſprochen und als Unterzollaufſeher oder Deſpatchadore *) angeſtellt wurde. Da er mir große Freundſchaftsverſicherungen gab, ſo legte ich ihm bey einer Unterredung über unſere Angelegenheiten die Handelsvorſchläge des Herrn Gouverneurs vor, die ich zu dem Ende in portugieſiſcher Sprache hatte aufſetzen und rein abſchreiben laſſen, damit ſie deſto leichter ins Cochinchineſiſche überſetzt werden könnten. Sobald auch dieß auf ſeinen Befehl ge-

him, welches aber ein fremdes Wort mit einer engliſchen Endung iſt, deſſen Bedeutung ich nirgends angezeichnet finde. Vielleicht ſoll es die Operation der Entmannung ausdrücken.

G. F.

*) Dieſes Wort iſt wieder von portugieſiſcher Herkunft; allein wenn man die äußerſt langſame und ermüdende Procedur der Zollämter in Cochinchina, die darin Ähnlichkeit mit gewiſſen europäiſchen haben, in Erwägung zieht, ſo dürfte man leicht auf die Vermuthung kommen, daß dieſer Name, welcher auf ſchnelle Abfertigung anſpielt, den dortigen Zollbeamten zum Scherze, oder wie Lucus a non lucendo, gegeben worden ſey.

G. F.

ſchehen war, und er den Aufſatz unterſucht und ins Reine hatte ſchreiben laſſen, äußerte er ſich, daß zwar der Artikel viele, jedoch keine darunter wären, die der König nicht bewilligen könnte. Er für ſein Theil wollte das Seinige fleißig dazu thun; er wünſchte aber auch zu wiſſen, wie ich ſeine Mühe zu belohnen gedächte. Nach vielem Sprechen, unter dem Vorwande ſich genauer von der Sache zu unterrichten, und manchem gegebenen Winke, wobey zugleich verſprochen wurde, daß das ganze Geſchäft zu meiner Zufriedenheit abgethan werden ſollte, lief endlich der Hauptpunkt darauf hinaus, daß er 500 Tál für ſeine Bemühung verlangte. Wir mußten eine Zeit lang dingen, und wurden endlich ſo weit einig, daß ich ihm 100 Tál bar bezahlen wollte, wobey der Dolmetſcher ihn zugleich verſicherte, daß die Engländer nie ermangelten einen Freundſchaftsdienſt zu erwiedern, und daß, wofern er mir Genüge leiſtete, mir gute Preiſe für meine Waaren und baldige Abfertigung zur Fortſetzung meiner Reiſe verſchaffte, ich ihn nach Maßgabe meiner geringen Ladung noch ferner belohnen wollte. Ich bat ihn übrigens, auf ſeinen künftigen Gewinn bedacht zu ſeyn, der ihm nicht entgehen könnte, wenn Ew. .... Aufmunterung erhielten, eine Faktorey hier

anzulegen. Er bezeugte auch endlich große Bereitwilligkeit und guten Willen, und ſetzte hinzu, daß er ſchon Verbindlichkeit gegen uns hätte und uns nicht entſtehen würde.

Den 2. November, als Se. Majeſtät außen vor ſeinem Pallaſte ſaß, führte mich Ung-Cookey-Thoo vor ihn wie gewöhnlich mit einem Geſchenke, welches man etwa funfzig Schritte weit von dem Könige niederſetzte. In dieſer Entfernung ſtand auch ich, machte meine Verbeugungen, und zog mich zurück, nachdem der König gefragt hatte, wer der Kapitän wäre, und mir ein: A ja Ung, oder Ich danke Euch, Herr, gegeben hatte. Nach Landes Brauch ſchickte er in das Haus, wo ich wohnte, ein Geſchenk von 10000 Kas, einem Schweine, zwey Säcken Reiß, zwey Krügen mit geſalzenem Fiſche und zwey Krügen Wein.

Nach dieſer Audienz, und nachdem ich der Königinn Mutter, des Königs Oheimen u. ſ. f. Geſchenke gemacht hatte, zögerte Cookey noch immer mit ſeinen Zollhausbüchern und Papieren; ich wandte mich daher an Ung-Cowe-Toe (Ong-Kau-To), den zweyten Verſchnittenen, der ebenfalls über dieſe Angelegenheit zu ſprechen hatte. Er that mir

gute Verſprechungen; allein im Grunde fand ich, daß er es mit Ung-Cookey hielt. Dabey ermangelte ich nie, mich an Ung-Coy-Back-Looke zu halten, der ſich in allen Verhandlungen mit mir ſehr herzlich bezeigte. Nachdem er zu wiederhohlten Malen zu Ung-Cookey geſchickt, und meine öftere Klage über Zeitverluſt und die Gefahr, meine Reiſe zu verfehlen *), angehört hatte, rieth er mir, mit meinen Vorſchlägen mich an den König zu wenden, wo er zugegen ſeyn und der Gelegenheit wahrnehmen wollte, mit dem Könige zu ſprechen und mich, ſo viel er könnte, zu fördern. Die heftigen Regengüſſe, Überſchwemmungen und anderweitigen Verhinderungen waren indeß Schuld daran, daß ich erſt am 27. December die Ehre haben konnte, nach der Vorſchrift des Herrn Gouverneurs dem Könige folgende Vorſchläge zu machen.

1) Sollte es Ew. Majeſtät gefallen, daß die Engländer ferner hier zu Lande Handel treiben mögen, ſo bitten wir Ew. Majeſtät,

---

*) Weil man ſie nur bey gewiſſen herrſchenden Winden unternehmen kann, und, wenn dieſe verſäumt werden, bis auf das nächſte Jahr warten muß. G. F.

Digitized by Google

zu bewilligen, daß wir bey der Ankunft unſerer Schiffe das Verzeichniß der Ladungen nebſt Muſtern oder Proben derſelben einreichen dürfen; daß, ſoviel als Ew. Majeſtät geruhen von dieſen Ladungen für ſich zu behalten, dem Oberhaupte (unſerer Leute) berechnet werden möge; ferner, daß wir von der Zollbeſichtigung, welche hier zu Lande gegen Fremde Statt findet, aber unſern Sitten entgegen läuft, und überdieß ſehr mühſam und verdrießlich iſt, befreyet ſeyn mögen, wogegen der oberſte Zolleinnehmer (chief Despatchadore) mit ſeinen Schreibern an Bord des Schiffes die Ladung aufſchreiben und die Muſter beſehen kann; daß wir anſtatt der Zollabgaben und das Dotchin *) für jedes Schiff, welches, um Handel zu treiben, in den Hafen einläuft, 500 Täl erlegen ſollen, nebſt den Sporteln, welche Ew. Majeſtät den Zollbeamten zu beſtimmen geruhen werden; und ſollte es ſich treffen, daß ein Schiff auf der Reiſe nach China hier anlegte, um einige Waaren oder einen Theil der Ladung hier abzuſetzen, ſo ſoll es 200 Täl bezahlen, und was abgeladen wird, ſoll nebſt den Muſtern angegeben werden. Im Fall aber das Schiff ſich nur wenige Tage

*) Vermuthlich das kubiſche Maß. G. F.

aufhalten und die Ankunft und Abfertigung der oberſten Mandarine vom Hofe nicht abwarten kann, wenn die Jahreszeit (Monſun) weit vorgerückt iſt; ſo bitten wir Ew. Majeſtät, daß ſie irgend einen andern Mandarin zu Fai-ſo bevollmächtigen, die daſelbſt abgeladenen Güter aufzuſchreiben, ohne die Ballen zu eröffnen, wie es hier gewöhnlich iſt.

2) Wünſchen wir, falls es ſich ereignen ſollte, daß ein den Engländern gehöriges Schiff in den Häfen Ew. Majeſtät Schiffbruch litte, daß Ew. Majeſtät geruhen mögen, die etwa geretteten Waaren dem Kapitäne behändigen zu laſſen, und wenn ein Schiff hier aus Mangel an Lebensmitteln und friſchem Waſſer anlegen ſollte, daß es alsdann keinen Zoll bezahlen und nicht aufgehalten, ſondern im Gegentheile gefördert und mit den nöthigen Vorräthen zur Fortſetzung der Reiſe verſehen werden ſoll.

3) Verlangen wir einen Platz zu Fai-ſo am Fluſſe nebſt einem andern am Hofe zu Sinoa, wo wir eine Faktorey und Häuſer von Backſteinen, geſichert gegen Räuber und Feuersgefahr, wie es den Engländern anderwärts zugeſtanden wird, erbauen mögen, da unſere Faktoreyen ge-

wöhnlich mit einem großen Waarenlager verſehen ſind, welches wir im Fall einer Feuersbrunſt weder auf dem Rücken wegtragen, noch den Verluſt deſſelben leicht verſchmerzen können.

4) Wünſchen wir, wenn uns eine Faktorey eingeräumt wird, daß Ew. Majeſtät dem Oberhaupte derſelben Erlaubniß und Macht ertheilen mögen, alle Zwiſtigkeiten, die ſich etwa zwiſchen den Engländern und ihren Bedienten ereignen ſollten, zu richten und abzuthun, ohne von den hieſigen Mandarinen zur Rechenſchaft gezogen zu werden oder ihrem Spruche unterworfen zu ſeyn, indem wir als Fremde dieſe Freyheit in andern Ländern, wohin unſer Handel getrieben wird, genießen.

5) Daß es keinem Mandarine oder andern Eingebornen frey ſtehe, auf eine grobe, beleidigende oder gewaltthätige Art in die Faktorey zu kommen, und daſelbſt an irgend jemand Hand zu legen oder ihn zu ergreifen; daß aber, wenn dieß geſchehen ſollte, die ſo handelnden Perſonen feſtgenommen, nach ihrem Range gebunden und dem oberſten Deſpatchadore der Fremden ausgeliefert werden ſollen.

Digitized by Google

6) Daß im Fall einer Klage oder eines Prozeſſes mit den Eingebornen die Engländer nicht genöthigt ſeyn ſollen, ſich vor irgend einem andern Richter als dem Mandarine zu ſtellen, der über die Angelegenheiten der Fremden geſetzt iſt oder geſetzt werden ſoll.

7) Wenn wir eine Faktorey haben, wird es nöthig ſeyn, uns ſowohl eines Dolmetſchers als anderer Eingebornen zu unſerer Aufwartung zu bedienen; von dieſen wünſchen wir, daß ſie von Abgaben und vom Dienſte der Mandarinen frey ſeyn und nicht zu Soldaten genommen werden; ſondern gänzlich der Faktorey zu Befehl ſtehen mögen.

8) Daß Ew. Majeſtät Dero königliches Tſchopp (Mandat) dem Oberhaupte der Faktorey ertheilen mögen, um zweyen Sindjas die Erlaubniß eines freyen Handels nach den Häfen von Tſiampa, Kambodja und Siam zu geſtatten.

9) Bewilligen und erlauben Ew. Majeſtät dieſe Punkte, ſo macht die edle oſtindiſche Kompagnie ſich anheiſchig, für Rechnung Ew. Majeſtät ſolche Waaren herzubringen, wie Dieſelben zu verlangen und wovon Sie die Proben auszuwählen geru-

hen werden, nach den Preiſen, welche zwiſchen Ew. Majeſtät und der edeln oſtindiſchen Kompagnie werden verabredet worden ſeyn.

In einem beſondern Aufſatze hielt ich darum an, daß Se. Majeſtät uns für dieſes Jahr von der Entrichtung der Zollgebühren und des Dotchin freyzuſprechen geruhen möchten.

Die Antwort lautete, daß man im Falle einer Niederlaſſung (Faktorey) die Punkte bewilligen würde; ich könnte ſogleich, wenn es mir gefiele, das Grundſtück zur Faktorey ausſuchen, und Ung-Coy-Back-Looke erhielt den Auftrag, mir die Kanonen um den Pallaſt zu zeigen, und von mir zu erfragen, ob der Herr Gouverneur dem Könige ſolche Kanonen ſchicken könne. Vier davon konnten eine Kugel von ſechs Zoll im Durchmeſſer ſchießen. Rund um den Pallaſt ſtanden Kanonen, jede zehn Fuß von einander, wovon die kleinſten zwölf- und achtpfündige Kugeln ſchoſſen. Der Pallaſt ſcheint ein vollkommenes Viereck zu ſeyn, deſſen Seiten fünf hundert Schritte lang ſind.

Hierauf brachte man die Zollbücher her-

Digitized by Google

bey, und der König befahl unverzüglich, mir für die Waaren, die er genommen, die Zahlung, wie ich verlangt hatte, in Gold zu machen, welches er mir aber hoch anſchlagen ließ. Überdieß eröffnete man mir, daß der König vierzehn hundert Täl und darüber von den Preiſen, welche Ung-Cookey am Zollhauſe auf unſere Waaren geſetzt hatte, abrechnen wollte.

Den 10. Januar $169\frac{5}{6}$ *) ging ich (an den König) mit einem Memoriale, worin ich mich über dieſe Verminderung ſowohl als über den Preis des Goldes beklagte. Was das Gold beträſe, erwiederte man, ſo wäre dieß der Preis, wie es der König Andern auch überließe; hingegen in Anſehung der Waaren hätte der König den Japanern befohlen, mich für den Rabatt ſchadlos zuhalten, wobey ich dann erfuhr, daß ſie meine Waaren um ihres eignen Vortheils willen ſo gering geſchätzt hätten. Man fertigte Beamte nach Fai-fo ab, um das Geld von ihnen zu erhalten; ſie fielen alſo in die Schlinge, welche ihnen Ung-Cookey durch ſeine Intriguen gelegt hatte. Während ich mich beſchäftigte, mein Geld von den Mäk-

*) Eigentlich 1696. G. F.

Digitized by Google

lern beyzutreiben, denen er meine Waaren überlaſſen hatte, kamen indeß die Japaner mit ihrer Gegenklage ein. Ich ging alſo den 27. Januar nochmals mit einer Bittſchrift an den König, worin ich über Zögerung und Gefahr, die Zeit zur Rückreiſe zu verſäumen, klagte, und um Erneuerung des königlichen Befehls wegen der von den Japanern an mich zu machenden Zahlung anhielt, worüber ſie, wie ich vernommen, ſich mit ihrer Armuth entſchuldigt hätten. Allein der König erließ ihnen die Zahlung; und „ob er gleich überzeugt wäre (lautete die Reſolution), daß ich die Waaren zu hoch im Preiſe angeſchlagen, ſo hätte er dennoch die Gnade, mir noch zwey Stangen Gold geben zu laſſen." Ung-Coy-Back-Looke gab ſich meinetwegen viele Mühe, und ſobald des Königs Brief und Geſchenk *) in Bereitſchaft waren, ließ man bey Trommelſchlag rund um den Pallaſt verkünden, daß, wer nicht unverzügliche Zahlung an den engliſchen Kapitän leiſten würde, ſeines Amts entſetzt werden ſollte. Deſſen ungeachtet konnte ich erſt den 17. Februar vom Hofe abreiſen, und kam den 24. nach Fai-ſo zurück. Hier nahm ich eine Quantität Saras, Beteelas

*) An den Gouverneur Higinſon. G. F.

und Mulmuls*) in Empfang, die man nicht nehmen wollte; auch blieb mir noch alle mein Zeug**), Rothholz und Schwefel auf den Händen. Ich hatte für 3000 Tál einzukaufen und gegen 2000 Tál ausſtehende Schulden, nebſt verworrenen Rechnungen, wie es den Japanern eingefallen war, ſie zu führen, indem ſie nach Gutdünken die Waaren, welche der Hof zurück gegeben, unter ſich und die Unterzollbeamten getheilt und vereinzelt hatten. Da ich indeß gänzlich auf meine Reiſe bedacht war, und wo möglich alles dazu in Richtigkeit bringen wollte, ſo befliß ich mich aus allen Kräften, die Waaren beyzutreiben, zu verkaufen, andere dafür anzuſchaffen und einzuladen, dergeſtalt, daß ich den 24. März die Faktorey***) verlaſſen hatte und mit den Lotſen einig geworden war, das Schiff den Fluß hinab und mit Hülfe der Springfluth über die Barre (Untiefe) zu bringen; allein ſie blieben aus, wegen des Ve Quan, womit ſie ſich entſchuldigten, und welches ſo viel bedeutet als Arbeit für den König und die Mandarinen. Die Springfluth war alſo dieß Mal für uns

*) Oſtindiſche Waaren. G. F.

**) Long-cloth.

***) Eine dazu gemiethete Wohnung. G. F.

Digitized by Google

verloren, und Kapitän Stilgon deklarirte nun die Reiſe, wegen der Winde und der verſpäteten Jahrszeit, für ein Wageſtück, ſelbſt wenn wir jetzt in See wären; weil wir aber noch vierzehn Tage auf die nächſte Springfluth warten müßten, ſo hätten wir keine Hoffnung, den Hafen Malakka zu erreichen. Ich hatte mich nun zwar auf den Fall, daß wir einen Hafen an der hieſigen Küſte hätten ſuchen müſſen, mit Tſchopps (oder ſchriftlichen Befehlen) von den Mandarinen und vom Fürſten von Tſiampa verſehen; allein nachdem ich mit Herrn Gyſford (dem Seckelmeiſter) Rückſprache gehalten und alles wohl erwogen hatte, hielten wir es für das Rathſamſte, bis zum nächſten Monſun hier zu bleiben, ein anderes Haus zur Faktorey zu miethen und das Schiff abzutakeln.

Fai-fo liegt ungefähr drey Seemeilen oberhalb der Barre (Untiefe der Mündung), und beſteht in einer Straſſe mit einer doppelten Reihe Häuſer längs dem Fluſſe. Dieſe Häuſer, deren Anzahl ſich etwa auf ein Hundert belaufen mag, ſind von Chineſen bewohnt. Die Japaner, die ehedem den vorzüglichſten Theil der Einwohner ausmachten, und den Handel dieſes Hafens ganz in ih-

Digitized by Google

ren Händen hatten, ſind gegenwärtig auf vier oder fünf Familien zuſammen geſchmolzen. In dem Maße, wie ſie in Abnahme geriethen und verarmten, traten die Chineſen an ihre Stelle, die jetzt den Handel wenigſtens mit jährlichen zehn oder zwölf Junken betreiben, nämlich von Japan, Kanton, Siam, Kambodja, Manila und neuerlich auch von Batavia.

Die japaniſchen Junken kommen nicht beſtändig, und kehren auch nicht gerades Weges zurück, ſeitdem der Kaiſer von Japan die Ausfuhr des Silbers verboten hat, ſondern verkaufen ihre japaniſchen Ladungen in China, und bringen andere Waaren nebſt einer für den hieſigen Markt hinreichenden Quantität Kupfer, welches ſie im Preiſe von 20 Täl den Pekul erhalten. Dieſe Junken legen gewöhnlich zu Lympo an, woher ſie Petre, Ghilongs und andere Seidenwaaren bringen.

Von Kanton bringt man Kas (Scheidemünze), woran ſie ſtarken Profit haben, ingleichen allerley beblümte Seidenſtoffe, Ghilons, Seyas, Porzellan, Thee, Tutenago, Queckſilber, Ginſeng, Kaſumber und mancherley Spezereywaaren; von Siam:

Digitized by Google

Petre, Sappenholz, Lack, Nekarie, Elephantenzähne, Zinn, Bley und Reiß; von Kambodja: Gummiguttä, Benzoinharz, Kardamomen, Wachs, Lack, Nekarie, Koyalaka und Sappenholz, Dammer (oder indianiſches Schiffpech), Büffelhäute, Hirſchhäute und Nerven, Elephantenzähne, Rhinoceroshörner u. ſ. w.; von Batavia: Silber, Sandelholz, Petre, grobe roth und weiße Baſtas (Leinwand) und Zinnober; von Manila: Silber, Schwefel, Sappenholz, Schlangenköpfe (Schnecken), Tabak, Wachs, Hirſchnerven u. ſ. w. Cochinchina ſelbſt liefert Gold, Eiſen, rohe und verarbeitete Seide, als da ſind: Lings, Schues, Hockings, Theas, Holas, Tſchemundjes und Tofficlirs, ingleichen Kalambakholz, Agula, Zucker, Kandelzucker, Palmzucker (Dſchagary), Vogelneſter, Pfeffer, Baumwolle.

Sie rechnen ihr Tål (Taell, Tell, tale) nach Kas (casches), von denen das Tauſend, wie ſie es nennen, das Tål ausmacht; zehn Maß das Tauſend, und ſechzig Kas das Maß; ferner ſechs Kas das Kandarin und ſechs hundert das Tauſend oder Tål *). Das

*) Dieſe Rechnung ſcheint etwas verwirrt; ich glaube, aber, ſie iſt ſo zu verſtehen: der Aus-

Seiden- und Wollentuchmaß iſt, wie in Tonkin, 22⅓ Zoll (engliſch); ihr Dotchin und ihre Wagſchale ſind die japaniſchen.

Was die Holländer betrifft, ſo ſind es jetzt 26 Jahre, daß ſie ſich aus dieſem Lande entfernt haben. Über die Veranlaſſung dazu hat man verſchiedene Erzählungen. Einige ſagen, der König hätte befohlen, ihre Schiffe zu viſitiren, und ob nicht Tonkineſen oder einige von ſeinen eignen Unterthanen, denen er nicht erlaubt außer Landes zu gehen, darauf befindlich wären; die Holländer hätten ſich geweigert die Durchſuchung zu geſtatten, und auf dieſe Weiſe ſey es zum Bruche zwiſchen ihnen gekommen. Andere wollen, daß die Matroſen Händel mit den Einwohnern von Tſiampello angefangen, und einige mit Gewalt von der Inſel entführt und auf ihre Schiffe gebracht hätten. So viel aber iſt gewiß, daß die Mißhelligkeiten ein Gefecht veranlaßten. Die Holländer hatten drey Schiffe, die außen

---

druck tauſend Kas, als dem Tál gleichlautend, iſt bloß eine Redensart; hingegen an wirklichen Kas enthält das Tál nur ſechs hundert. Jene erſteren tauſend Kas ſind alſo nur eine Art eingebildeter oder fingirter Beſtandtheile oder Elemente des Tál. G. F.

auf offener Rhede zwiſchen Turong Bay und dem Fluſſe des Hofs (alſo Sinoa) lagen, von woher der König ſeine Galeeren ſchickte. Die Holländer ſchoſſen zuerſt; hierauf ging das Gefecht an, welches den ganzen Tag dauerte. Während des Treffens ging das größte holländiſche Schiff zu Grunde; wie viele Galeeren verloren gingen, weiß ich nicht. Der König aber gerieth in ſo großen Zorn, daß er die holländiſche Faktorey wegnehmen, die Waaren heraus ſchleppen und verbrennen, und über dreyßig zur Faktorey gehörige Holländer gebunden zur Hinrichtung nach Hofe bringen ließ. Die Mandarine legten jedoch eine Fürbitte ein, indem ſie dem Könige vorſtellten, daß nicht dieſen Leuten, ſondern denen auf den Schiffen die Schuld beyzumeſſen ſey; dem zu Folge wurden ſie ein Jahr darauf mit den chineſiſchen Junken nach Batavia geſchickt.

Die Regierung von Cochinchina iſt dieſelbe wie in Tonkin; denn die hieſige Nation iſt ein Zweig der dortigen, und bis auf dieſen Tag datiren ſie ihre ſchriftlichen Aufſätze in dem Monde des Jahres der Regierung des Bua von Tonkin. Auch haben ſie nichts wider den Bua oder König, ſondern nur gegen den Tſchua oder General, von

deſſen Familie die Könige von Cochinchina die rechtmäſſigen männlichen Erben ſind, und zwar auf folgende Weiſe:

Der erſte, der in Cochinchina regierte, Namens Tſchua Tiin (Chewa Tean), war der einzige Sohn des Tſchua von Tonkin, welcher bey ſeinem Tode dieſen Sohn, als ein kleines Kind, nebſt der Miliz des Königreichs, bis zu deſſen Majorennität einem der oberſten Mandarine, dem er auch ſeine Tochter zur Frau gegeben hatte, als ſeinem Gouverneur, anvertrauete. Dieſer Mandarin, der ſolcher Geſtalt die Regierung in Händen hatte, beſchloß, ſeinen jungen Schwager heimlich aus dem Wege zu räumen; ſein Weib aber, die von dieſem grauſamen Vorhaben Nachricht erhielt, verbarg ihren Bruder ſo lange, bis ſie endlich ihren Mann beredete, ihn als Gouverneur nach Cochinchina, einem damals für die Tonkineſen unbedeutenden Poſten, zu ſchicken.

Tſchua Tiin ward von einigen der Vornehmeren in ſein Gouvernement begleitet, wo er ruhig lebte, und ſeinen Sohn, Tſchua Say, zum Nachfolger hatte, welcher den kleinen Bezirk der Provinz durch Angriffe auf die von Tſiampa erweiterte.

Digitized by Google

Tſchua Tſung, der ſich ſchon ſtärker fühlte, weigerte ſich, den Tribut dem Tſchua von Tonkin ferner zu erlegen, vertheidigte ſich gegen deſſen Macht, und nahm den Titel Couck-Cung-Cheue-Chewe-Thew-Boe (Kuk-Kung-Tſchue-Tſchue-Thu-Bo), oder: Wiederherſteller des Königreichs, Generaliſſimus zur See und zu Lande, an.

Nach ihm hatte Tſchua Hiin (Chewa Hean) einen ſchweren Krieg gegen die Tonkineſen zu führen *). Er führte den Rebellenkönig Nok Ramaß von Kambodja an ſeinen Hof, und als Nok-Bu-Tum (Nock-Boo-Toom) ſeine Hülfe aufrief, überzog er das ganze Tſiampa. Während ſeiner Regierung ereignete ſich der Streit mit den Holländern. Er brachte das Königreich zur Ruhe, und gab ihm ſeine jetzige Verfaſſung. Nach einer 44jährigen Regierung hinterließ er um das Jahr 1688 oder 1689 das Reich ſeinem Sohne Tſchua Gnay, der in der Abſicht, dem freyen Handel in ſeinen Ländern einen Hafen zu eröffnen, die Holländer und andere Handel treibende Nationen einlud, aber vor der Rückkehr ſeiner Geſandten ſtarb, und die Regierung ſeinem Soh-

*) 1644? G. F.

ne hinterließ, der jetzt regiert, und ſich einen König des Königreichs Aynam nennt. Er iſt ein junger Fürſt, und wird ſehr von ſeinen Oheimen geleitet, deren er vier von mütterlicher Seite hat. Drey von ihnen ſitzen um den Pallaſt, und ſind Befehlshaber ſeiner Garden. Die beiden Älteſten kennt man unter den Titeln Ung Taa und Ung How, und ſie ſind die Richter zur rechten und zur linken Hand. Das Reich iſt gegenwärtig in keinen Krieg verwickelt, und man ſcheint das Verkehr mit europäiſchen Nationen ſehr zu wünſchen. Die Tſiampas ſind in demſelben Falle; ich fand ihren Fürſten hier am Hofe. Bey ſeiner Abreiſe geruhete er, mich zu beſuchen, und gab mir ſeinen Tſchopp nebſt vielen Einladungen, in ſein Land zu kommen. Hier habe ich auch den Geſandten von Kambodja angetroffen, der ſich darüber beklagte, daß die Cochinchineſen die Fremden ſo übel behandelten, und ihnen ſo viele Mühe verurſachten. Er verſprach mir in ſeinem Lande, wo der Handel von Zöllen und Abgaben befreyet iſt, eine beſſere Behandlung. Ein Verkehr mit den Laos (Laws) könnte hier wahrſcheinlich zu einem guten Abſatze von einer Quantität unſerer Wollentücher Gelegenheit geben.

Dieſes Land ſoll reich an Gold- und Silberbergwerken, ingleichen an Eiſen und Stahl ſeyn, welches keinem nachſteht. Es hat einen ſolchen Überfluß an Bauholz aller Art, daß die Spanier von Manila hierher geſchickt haben, um ihre Gallionen zu bauen. Die Wälder ſind mit Naſehörnern, Elephanten, Hirſchen, Büffeln, wilden Schweinen u. dgl. angefüllt. Reiß und andere Lebensmittel gibt es in großem Überfluſſe. Das Volk iſt dem Aberglauben und Wohlleben ergeben. Ich vermuthe, daß man uns hier ein Grundſtück zur Errichtung eines Forts, oder was wir ſonſt wünſchen mögen, bewilligen wird. Wie bequem es liege, um den Handel aller umliegenden Gegenden an ſich zu ziehen, und welche Vortheile eine Niederlaſſung hier der großachtbaren Kompagnie abwerfen würde, überlaſſe ich ihrer einſichtsvollen und reiflichen Erwägung, und bin

Ihr
getreueſter und gehorſamſter Diener
Thomas Bowyear.

Fai-fo,
den 30. April, 1696.

Digitized by Google

Überſetzung des Briefes, den der König von Cochinchina an den engliſchen Gouverneur der Stadt Madraspatam in Indien geſandt hat, aus dem chineſiſchen Charakter ins Lateiniſche überſetzt.

(Eingegangen den 2. April 1697.)

Der König des Königreichs Aynam ſendet dieſe Antwort an den engliſchen Gouverneur in Indien, der von des Königs oberſtem und geheimem Rathe iſt.

Unſer heiliges Buch ſagt: die Furcht des Himmels erhält Königreiche, und das Herz des wahren Weiſen hat in ſich ſelbſt die rechte Vorſchrift, um Freundſchaft zu gewinnen und Verbindungen mit den benachbarten Nationen zu ſtiften. Auch gibt es kein Geſchäft, das dem Manne von geſunder Urtheilskraft zu ſchwer wäre; und wer ernſtlich nach der Frömmigkeit ſtrebt, wird leicht dieſe Güte, dieſen Glanz derſelben und, ſo zu ſagen, dieſen Quell der Tugend erlangen.

Oberſter Gouverneur und fürſtlicher Rath, der die vornehmſte Perſon der abendlichen Achſe vorſtellt, die ihren Namen von dem

darüberhangenden Nordpole erhält! Die Engländer, die vollkommen verſtehen, was geſchrieben iſt in dem Buche der ſechs Scheiden *) und der drey Reden, wie wir ſie nennen, welche heilſame Lehre enthalten; die Kraft und Muth haben wie der Bär, der Tieger und der Panther; die ſorgfältig die Kriegskunſt und die Mathematik üben, und vollkommen verſtehen, nicht nur den Himmel, ſondern auch die Erde, die Winde, die Wolken und die Luftregionen; deren Verſtand bis an die Sonne reicht, und deren Häupter das Firmament ſtützen mögen; die ſo ſorgfältig in der Wahl ihrer Beherrſcher, in der Regierung ihrer Unterthanen, in Beſchützung ihres Volkes, in den Ehrenbezeugungen gegen große und würdige Menſchen, in Gütigkeit gegen Fremde ſind; die ſich in den übrigen neun Regeln der Regierungskunſt ſo ordentlich betragen, und von denen, obwohl die Entferung unſere perſönliche Unterredung verhindert, unſere Gemüther in Liebe und Achtung nie geſchieden ſind!

---

*) Im Originale ſteht sheaths; wenn es aber ein Schreibfehler wäre und heißen ſollte sheets, ſo müßte in der Überſetzung auch ſtehen: Buch der ſechs Blätter oder Bogen. G. F.

Digitized by Google

Vor nicht vielen Monden kam einer, den der oberſte Gouverneur und königliche Rath ausdrücklich an Uns geſandt hatte, und der Kapitän eines Schiffes war und Bowyear hieß, welcher in dieſes unſer Königreich ein Pack Briefe nebſt Gaben und Geſchenken (eine große Begünſtigung!) brachte. Die Frömmigkeit, das Betragen, die Treue und die wahre gründliche Gerechtigkeit dieſes Abgeordneten ſind nicht Kennzeichen eines geringen Menſchen.

Nun ſenden wir Euch Antwort auf jene Briefe und mit denſelben einige Geſchenke an

den oberſten Gouverneur und königlichen Rath als ein geringes Andenken unſerer wahren Zuneigung. Was aber die Kaufmannsgüter anbetrifft, die in dem Schiffe überbracht wurden, ſo wieſen wir ſolche an unſere Miniſter, beſehen und unterſucht zu werden, damit ſie verkauft werden könnten nach den Kurrentpreiſen dieſes Jahrs; denn es iſt nicht unſere Art, etwas heimlich zu thun. Was die Unterſuchung des Schiffes betrifft, und was wir empfangen haben, und andere dahin einſchlagende ſtreitige Sachen, ſo iſt die Jahrszeit und Gelegenheit für dieſes Jahr verſtrichen; ſollte aber das Schiff im fol=

Digitized by Google

genden Jahre wieder zurück kehren, ſo wollen wir reichlich alles zugeſtehen und eine neue Handelsverordnung einführen, damit wir, im Gebrauche der Schätze unter dem Himmel, die Liebe aller Nationen, ſowohl der nördlichen als ſüdlichen Erdſtriche, gewinnen mögen. Hiermit ſchicken wir einige Gaben, als:

Kalambak *)	1	Europäiſches Pf.
Gold	10	Thle. deſſelb. Pf.
Seide	30	Stücke
Holz von feinem Cedder	200	Stücke

Gegeben den 12. Tag des 12. Monaths des 16. Jahrs Tſchink-hoa (Chink-hoa) **).

---

*) Dieſes äußerſt ſeltene Holz wird bloß als Rauchwerk gebraucht, und iſt beynahe ſo theuer wie Gold; es heißt ſonſt Agal-Agal, woraus die Franzoſen Bois d'aigle gemacht haben. G. F.

**) Dieſes Datum fällt auf den 16. Januar neuen Styls. Anmerk. der Urſchrift. Übrigens iſt noch zu bemerken, daß dieſer Brief durchaus nicht nur in einem ſehr freundſchaftlichen Tone geſchrieben iſt, ſondern auch, daß eine große Ehrenbezeigung darin liegt, daß überall, wo der Name des Herrn Gouverneurs vorkommt, der hier oberſter Gouverneur und königlicher Rath heißt, ein neuer Abſatz gemacht wird. A. d. Urſchr.

Digitized by Google

II.

Des Abbe Rochons

kurze Beſchreibung von Cochinchina.

(Um das Jahr 1744.)

Das Königreich Cochinchina iſt ungefähr hundert und funfzig Seemeilen (lieues) lang, vom 11. bis zum 17. Grade nördlicher Breite. Nordwärts grenzt es an Tunkin, ſüdwärts an Tſiampa und Kambodja, oſtwärts an das Meer und weſtwärts an die Wilden, welche Kemuy genannt werden, und an das Königreich Laos. Seine größte Breite beträgt nicht über zwölf bis funfzehn Stunden. Man theilt es in eilf Provinzen, wovon vier nach Norden liegen, nämlich Dinheat: Quambing, Dinhgnoe und Hué. Dieſe letztere, deren Hauptſtadt ebenfalls Hué genannt wird, heißt die königliche Provinz. Die ſieben ſüdlichen Provinzen ſind: Cham, Quangzhia, Quinhin, Fouyens, Phanri-Phanrang, Nanlang und Bounay. Dieſe letztere iſt erſt kürzlich den Kombodjern abgenommen worden.

Digitized by Google

Hué, worin die Königsſtadt liegt, iſt unter dieſen eilf Provinzen die ſchönſte, und dient zugleich den Königen von Cochinchi- zum Aufenthalte. Seit ungefähr ſechzig Jahren, daß ſie ſich von Tunkin losgeriſſen haben *), enthält die Königsſtadt keine andere auffallende Gebäude als den königlichen Pallaſt und die Pagoden; das Übrige der Stadt iſt von ſchlechter Bauart. Dieſe Hauptſtadt liegt an einem ſchönen großen Fluſſe. Er war ehedem tief genug, die größten Schiffe aufzunehmen; allein ſeit einer fürchterlichen Überſchwemmung, die ſich vor fünf oder ſechs Jahren ereignet hat, ſind Sandbänke darin entſtanden, die den Eingang in den Hafen allen großen Fahrzeugen verſchloſſen haben.

Die Stadt Hué iſt auf chineſiſche Art von Kanälen durchſchnitten, welche den Waarentransport erleichtern, und zur Bequemlichkeit der zahlreichen Einwohner die-

*) Dieſe Stelle iſt nicht ganz richtig; denn da die hier gelieferte Nachricht, wie aus der Folge erhellen wird, vom Jahre 1744 iſt, ſo würden 60 Jahre zurück uns nur bis 1684 bringen; und doch beſtand Cochinchina bereits in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts als unabhängig von Tunkin. G. F.

Digitized by Google

nen, die ohne zwey oder drey Mal des Tages zu baden, die Sommerhitze nicht ertragen könnten. Der König unterhält um ſeinen Pallaſt zwölf bis funfzehn tauſend Mann, theils zu ſeiner Leibwache, theils zu ſeinem übrigen Dienſte, und gegen drey hundert ſehr gut gerüſtetete Galeeren, die in Kriegszeiten zum Transporte der Soldaten und in Friedenszeiten bey den Reiſen des Monarchen dienen, der ſeinen Pallaſt faſt nicht anders als auf einer Galeere verläßt. Diejenigen, die er ſelbſt zu beſteigen pflegt, ſind ſehr ſchön und reich vergoldet, insbeſondere die Galeere, welche ſeine Weiber führt, von denen einige ihn auf Reiſen immer begleiten. Er hat überdieß mehr als vier hundert zum Kriege abgerichtete Elephanten, nnd die Stärke ſeines Reichs beſteht in der Menge dieſer Thiere.

Die Regierungsform von Cochinchina iſt monarchiſch; der König iſt der alleinige Herr. Er regiert das ganze Königreich mit Hülfe ſeiner vier erſten Miniſter, von denen zwey ſeine rechte Hand oder Tha, und zwey ſeine Linke oder Huan heißen. Dieſe thun eigentlich alles, und beſetzen die Civil- und Militärbedienungen.

Digitized by Google

Jede Provinz hat ihren Statthalter, der zugleich der Befehlshaber der Truppen und der oberſte Richter daſelbſt iſt. In Phanri-Phanrang hat der Statthalter den Titel eines Vicekönigs. Die ſämtlichen Truppen ſind in zwey Corps, nämlich in See- und Landſoldaten, abgetheilt, und beide haben mehrere Regimenter.

Die königliche Leibwache (maison du roi) beſteht aus den ſchönſten Leuten im ganzen Königreiche, und die ſchönſte erleſenſte Kompagnie iſt diejenige, welche man die goldenen Säbel nennt. Man wählt dieſe aus den übrigen Kompagnieen; ſie ſind die ſtärkſten und tapferſten, und haben deßhalb auch mehr zu ſagen als die übrigen.

Der jetzt regierende König iſt der neunte, der ſeit der Trennung von Tonkin über Cochinchina herrſcht. Er iſt ein Mann von großer Statur, ſieht gut aus, und kann etwa dreyßig Jahr alt ſeyn. Er führte ſonſt nur den Titel Schua (Chua) oder Regent (Souverain); allein im vierten Monde des jetzt laufenden Jahrs 1744 erklärte er ſich ſelbſt zum Wua (Vua) oder König. Was ihm zu dieſer neuen Erklärung Muth macht, iſt der betrübte Zuſtand, wohin er Tonkin

Digitized by Google

durch nunmehr ſechs Jahre lang fortdauernde bürgerliche Kriege herabgeſunken ſieht. Bis dahin hatte er ſich mit der beſcheidenen Benennung Schua begnügt, aus Furcht ſich in einen Krieg mit Tonkin zu verwickeln, deſſen König auch auf den Titel eines Wua von Cochinchina Anſpruch macht.

Abgaben.

Der König von Cochinchina iſt reich an Gold und an Kas (caches), von denen er immer einige Gebäude voll liegen hat. Sein großer Reichthum entſteht aus dem Tribute, den alle ſeine Unterthanen zwiſchen neunzehn und ſechzig Jahren ihm zahlen müſſen. Dieſer Tribut iſt größer oder geringer nach Maßgabe des Vermögens eines jeden. Alle drey Jahre läßt der Statthalter einer jeden Provinz neue Verzeichniſſe derer entwerfen, die das gehörige Alter erreicht haben, um nach dem Geſetze die Abgabe einrichten zu müſſen. Jeder Vorgeſetzte eines Dorfs verfertigt ein genaues Verzeichniß, und bringt eine Abſchrift davon dem Provinzialſtatthalter, welcher alle darin Aufgeſchriebenen vor ſich rufen läßt. Sie erſcheinen am geſetzten Tage, und ziehen ſich von Kopf zu Fuß nackend aus. Der Mandarin läßt ſie durch ſei-

Digitized by Google

ne Beamten unterſuchen; diejenigen, die am untadelhafteſten gewachſen, ſtämmig und wohl proportionirt ſind, oder die meiſten Kräfte zur Arbeit zu haben ſcheinen, werden mit einem ſtärkeren Tribute belegt als die andern, deren ſchwächere Geſundheit ihnen den Erwerb ihres Lebensunterhalts erſchwert. Dieſe Abgabe zum Vortheile des königlichen Schatzes wird nach dem Vermögen und den Kräften eines jeden entweder in Golde, oder in Kas, oder in Reiß u. ſ. w. bezahlt. Im ſiebenten Monde jedes Jahrs wird der Tribut aller Provinzen nach Hofe gebracht, und der König mit ſeinem ganzen Hofſtaate geht ihm entgegen, um ihn in Empfang zu nehmen. Dieſe Ceremonie zeichnet ſich durch Pracht und Feyerlichkeit aus; die Luſtbarkeiten bey Hofe währen beynahe einen ganzen Monath, und dieſer ganze Zeitraum wird mit Gaſtmahlen, Schauſpielen, Feuerwerken und Ergetzlichkeiten aller Art hingebracht.

Sitten.

Verglichen mit den Indiern ſind die Cochinchineſen tapfer, thätig und arbeitſam. Sie lieben die Wahrheit, und bekleiben daran, ſobald ſie ſie kennen. Sie ſind arm und

unwiſſend, aber höflich unter einander und noch mehr gegen Fremde. Die Chineſen ſtehen bey ihnen in groſſer Achtung wegen ihrer Wiſſenſchaft; ihr Reich nennen ſie das Reich der Klarheit (Moédaiminh). Seitdem die Miſſionare ihr Land beſuchen, hegen die Cochinchineſen noch gröſſere Hochachtung gegen die Europäer. Der König iſt ihnen zugethan, und wünſcht, ſie in ſeine Häfen zu ziehen, um Handel mit ihnen zu treiben.

Die Cochinchineſen ſind ſtarke Liebhaber des andern Geſchlechts, und die Vielweiberey iſt bey ihnen eingeführt. Gewöhnlich haben ſie ſo viel Weiber, als ſie ernähren können, und das Geſetz räumt ihnen groſſe Gewalt über ſie und ihre Kinder ein. Weiber, die einer Untreue überwieſen ſind, werden verurtheilt, von den Elephanten zerfleiſcht zu werden. Wirklich kann man nicht ſagen, daß die hieſigen Weiber ſehr züchtig wären; ſie gehen in der heiſſen Jahrszeit immer nackt bis an den Gürtel, und machen ſich nichts daraus, ſich Angeſichts aller Welt zu baden.

Die Cochinchineſen ſind den Chineſen in Abſicht auf die Geſichtsbildung ziemlich ähnlich, ausgenommen, daß ſie eine dunklere

Farbe haben; ihre Weiber ſind ſehr weiß und ſchön. Sie kleiden ſich ganz wie die Chineſen vor dem Einbruche der Tataren ſich zu kleiden pflegten, und ihre Gelehrten tragen die japaniſche Kleidung. Sie laſſen ihre Haare wachſen, und pflegen ſie ſorgfältig; beſonders thun dieß die Weiber, deren einige ſo langes Haar haben, daß es auf der Erde ſchleppt.

Religion.

Die Religion iſt dieſelbe wie in China; das Volk geht nach den Pagoden des Pé und des Tſchua, die Gelehrten (lettrés) in den Tempel des Konfucius, ihres Lehres, wie er der Lehrer der Chineſen war. Die chriſtliche Religion wird gegenwärtig geduldet, und macht große Fortſchritte; Fürſten und Mandarine vom erſten Range ſind Chriſten, und man rechnet gegen ſechzig taſend Menſchen in Cochinchina, die den katholiſchen Glauben angenommen haben.

Litteratur.

Die ganze Wiſſenſchaft der Cochinchineſen beſteht darin, daß ſie die chineſiſchen Bücher leſen können, und die darin erhaltene

Moral daraus lernen. Dieſe Wiſſenſchaft führt zu den Stufen, welche man betreten haben muß, um ſich zum Mandarine zu qualificiren.

Holz.

Cochinchina iſt eigentlich nur eine Gebrgskette, deren Thäler und Ebenen wohl agebauet, die Höhen aber den Tiegern, Elphanten und andern Thieren von allerley Ar überlaſſen ſind. Dieſe unbebaueten Berge ind mit Waldungen bedeckt, welche einen groen Gewinn abwerfen. Die Einwohner erhlten dorther Roſenholz, Ebenholz, Eiſenhlz, Sappan- Zimmt- Kalambak- Sandelhlz und, mit Einem Worte, alle die ſchönen Holzarten Indiens, theils zum Baue ihrer Häuſer und Fahrzeuge, theils zu Hausgeräten, theils um Harze, Balſame und Wohlgerüche daraus zu ziehen. Einige Eingeborren haben mich ſogar verſichern wollen, daß man auf den Gebirgen auch den Gewürznelkenbaum antreffe.

Goldgruben.

Die Einwohner von Cochinchina erhalten von ihrem Gebirge noch andere Produkte,

Digitized by Google

als Früchte, Honig, Wachs, Roting und Gummiguttá; ſie finden daſelbſt ferner Elfenbein und ſogar Gold in ziemlich großer Menge. Die Goldgruben ſind ſehr ergiebig und zahlreich; die berühmteſten ſind in der Provinz Scham (Cham) an einem Orte, Namens Phunraé, wo die franzöſiſchen Miſſionare eine Kirche haben, und wo eine große Anzahl Chriſten wohnen. Dieſer Ort iſt von Fai-fo etwa acht Stunden Weges entfernt. Die Bergwerke in der Provinz Nanlang ſind ebenfalls ſehr berühmt. Es iſt jedermann, ſelbſt Ausländern, erlaubt, in dieſen Bergwerken zu arbeiten oder arbeiten zu laſſen. Sie würden eine große Ausbeute liefern, falls die Eingebornen ſich mit dem Bergbaue abgeben wollten; allein abgerechnet, daß nur wenige ſich dieſem Geſchäfte unterziehen mögen, ſo verſtehen auch dieſe nicht, wie ſie es anzufangen haben. Sie graben niemals tiefer als eine Mannslänge. An der Stelle, wo ich ſie arbeiten ſah, fanden ſie von Zeit zu Zeit Stücke von reinem Golde ohne alle Beymiſchung, die gegen zwey Unzen wogen. Der Goldſtaub oder das in kleinen Stückchen geſammelte Gold wird hernach in kleine Maſſen (pains) geformt und zu Markte gebracht, wo man es wie eine jede andere Waare verkauft. Der ge-

Digitized by Google

wöhnliche Preis iſt in chineſiſcher Münze 130 Quans oder Kans (was ein Kan iſt, folgt weiter unten); dieſes Jahr hat man ſie jedoch für 117 Kans gegeben. Auch enthalten die Gebirge Eiſen in großer Menge, welches hier zu Lande ſehr wohlfeil iſt.

Produkte des Landes.

Das urbare Erdreich in Cochinchina iſt ſehr fruchtbar: man erntet jährlich eine zweyfache Reißernte, und man kauft den Reiß beynahe umſonſt. Die Cochinchineſen haben alle Früchte Indiens im größten Überfluſſe, namentlich: Ananas, Manges, Djakkas (Artocarpus integrifolia), Senſchy, Seros, Orangen, Citronen, Piſangs und andere dem Lande eigenthümliche Sorten. Sie ſind mit Pfeffer, Betel und Arekka reichlich verſehen; die Arekka insbeſondere macht den Reichthum mehrerer Provinzen aus. Die Cochinchineſen verkaufen jährlich eine große Quantität dieſer Nüſſe an die Chineſen, die ſie hier einkaufen. Die Baumwolle wird in Menge gezogen; nur verſtehen die Eingebornen nicht die Kunſt, ſchöne Zeuge daraus zu verfertigen. Sie bauen aber auch Maulbeerbäume und ziehen Seidenwürmer. Die Seide verarbeiten ſie zu ſchlechten ſeidenen

Digitized by Google

Zeugen, und es gelingt ihnen nur mit einigen Atlasarten. Rohe Seide iſt daſelbſt ſehr wohlfeil: der Fuß, cochinchineſiſches Maaß, wird um 200 Kans, mehr oder weniger, je nachdem das Jahr iſt, verkauft. Sie haben ferner ohne Widerrede den ſchönſten Zucker in ganz Indien; und für dieſes Produkt allein ziehen ſie ungeheure Summen aus China, indem die chineſiſchen Kaufleute nach Fai-fo kommen, um Zucker für Kanton oder Japan zu laden, wo ſie wenigſtens vier hundert Prozent daran gewinnen. Der ſchönſte Zucker koſtet vier Kans der cochinchineſiſche Fuß, und wird größten Theils in der Provinz Scham, unweit Fai-fo, gezogen. Man wartet nicht das dritte Jahr ab, um das Rohr zu ſchneiden. Die Ernte fällt jährlich gegen das Ende des Herbſtes. Von allen Getreidearten, die wir in Europa bauen, haben die Cochinchineſen nur das ſogenannte türkiſche Korn oder den Mais, aber weder Weizen, noch Rocken, noch Gerſte. So iſt ihr Land auch mit Gemüſekräutern und Hülſenfrüchten ſchlecht verſehen, ohne Zweifel, weil ſie keine guten Gärtner haben. In ihrem Lande will faſt nichts von alle dem fortkommen, was den Reichthum unſerer Küchengärten ausmacht.

Digitized by Google

Ackerbau.

Die Cochinchineſen bedienen ſich zum Pflügen nur der Büffel. Dieſe Thiere ſind weit ſtärker als unſere Ochſen, und dauern in dem Schlamme der Reißfelder beſſer aus. Man hat zwar außerdem eine Menge Ochſen; allein ſie ſind klein, mager, und kaum zu brauchen. Die Cochinchineſen haben keine Schafe, und ihr Fleiſchmarkt iſt überhaupt ziemlich ſchlecht verſehen; dagegen gibt es Federvieh in Menge: Hühner, Enten und Tauben ſind in Überfluß und um geringen Preis, wildes Geflügel beynahe umſonſt zu haben. Das gemeine Volk lebt hauptſächlich von Fiſchen, die ſehr gut ſchmecken, und die es in großem Überfluſſe gibt; denn ſowohl das Meer als die Flüſſe ſind außerordentlich fiſchreich.

Handel.

Was den Handel hier zu Lande betrifft, ſo muß man geſtehen, daß die Cochinchineſen weder reiche noch geſchickte Kaufleute ſind; ſie haben keinen auswärtigen Handel, außer mit China und Japan, gehabt. Die Japaner haben ihn ſeit ungefähr fünf und zwanzig Jahren auf Befehl ihres Kaiſers

Digitized by Google

aufgeben müſſen, indem ihnen verboten ward, außer Landes zu gehen. Die Cochincheſen ſtehen unter der Einſchränkung eines ähnlichen Verbots, und müſſen ſich daher an den Waaren genügen laſſen, die ihnen die Chineſen zuführen wollen. Die Einwohner von Cochinchina ſind bey weitem nicht ſo verſchlagen wie die Chineſen, und werden daher von letzteren leicht betrogen.

Die Waaren, welche ihnen aus China zukommen, ſind meiſten Theils: Tutenague, rothes, gelbes und weißes Kupfer, Thee, Porzellan, broſchürte Seidenzeuge, Spezereyen und Arzeneyen, wie Rhabarber, Ariſtolochia, Ginſeng, großes Schöllkraut, Gewürze, und ich weiß nicht wie viele Wurzeln, womit die Chineſen hier guten Abſatz finden. Sie bringen ferner eine große Quantität Papier, deſſen man ſich bey Begräbniſſen bedient, gefärbtes, buntes und vergoldetes Papier für die Pagoden und Opfer, etwas Nanking, allerley Mahlereyen, Zinnober, Laſur, Orpiment, leinene und baumwollene Zeuge. Die Barken von Hognam (Hainan?) kommen mit allerley irdenem Geſchirre und Küchengeräthe hierher, welches ſie ſchnell und vortheilhaft los werden. Die Fahrzeuge von der Oſtküſte von China, ent=

weder von Emoy oder von Nienpo, bringen zuweilen japaniſche Waaren, die ſie ſehr gut verkaufen, vornehmlich rothes Kupfer und Säbelklingen. Die Barken von der Küſte Kambodja und von Siam bringen Kalin, verarbeitetes Kupfer, Spezereyen, Kardamomen, Pelzwerk u. ſ. w.

Die Chineſen ziehen aus Cochinchina Gold, Elfenbein, Agalholz (bois d'aigle, Kalambak), Kandelzucker, Arekkanüſſe, Färbehölzer und Hölzer zur Verfertigung eingelegter Arbeit, Pfeffer, Moſchus, eine Art geſalzener Fiſche, Vogelneſter, und was die Cochinchineſen von ihren Gebirgen bringen, als Rhinoceroshörner, Gummiguttä u. dgl. Die Barken von Siam nehmen Gold, Zucker und Pferde zurück. Die Pferde ſind in Cochinchina ſehr wohlfeil.

Die Chineſen führen ihren Handel nach Cochinchina auf folgende Art: Sobald ſie den Hafen im Geſichte haben, finden ſie einen cochinchineſiſchen Lotſen, der ihnen hinein hilſt. Dieſe Lotſen ſind Bediente des Mandarins, und haben den Befehl, ſich beſtändig in Bereitſchaft zu halten, um den Fremden die Einfahrt in den Hafen zu erleichtern. Sobald das Schiff vor Anker

liegt, geht der Kapitän mit einigen Offizieren ans Land, und reiſet nach Hofe, um ein Verzeichniß von allen ſeinen Waaren vorzulegen und die dem Könige beſtimmten Geſchenke zu überbringen. Wir müſſen hier bemerken, daß in Cochinchina alle Kontrakte und Geſchäfte mit Geſchenken anfangen und ſich damit endigen. Es iſt ein weſentlicher Punkt, daß man ſolche Geſchenke macht, die dem Könige gefallen; denn ſobald er zufrieden iſt, erläßt er dem Schiffe die Hafengebühren. Je nach der Menge und Beſchaffenheit der eingeführten Waaren muß der Werth des Geſchenkes eingerichtet ſeyn. Die Chineſen zahlen überdieß zehn Prozent von ihren Ladungen, zufolge eines alten Zolltariffs, der den Preis aller Waaren beſtimmt.

Sobald der Kapitän vom Hofe zurück kommt, läßt er ſein Schiff ausladen und alle Waaren nach ſeiner Faktorey bringen. Dahin kommen die Mandarine vom Zollamte, ſie zu beſichtigen, ob nichts Seltenes darunter ſey, was dem Könige oder den vornehmſten Mandarinen des Reichs gefallen könnte, und übergeben ein Verzeichniß von den Waaren, die ſie gern kaufen möchten. Finden ſich einige von den Artikeln dieſes Verzeichniſſes unter den vorliegenden Waa-

Digitized by Google

ren, ſo laſſen ſie dieſelben zurück legen, und vergleichen ſich mit dem Kapitäne wegen des Preiſes. Er nimmt für jeßt ihren Wechſel, der erſt in zwey oder drey Monathen zahlbar iſt. Vor dieſer Beſchauung darf der Kaufmann nichts verkaufen; er muß überdieß in dem Verzeichniſſe von ſeiner Ladung, welches er dem Könige bey ſeiner Ankunft überreicht, ja nichts auslaſſen oder vergeſſen; denn wofern die Mandarinen etwas fänden, was nicht in dieſem Verzeichniſſe ſtände, ſo könnten ſie ihm Verdruß machen; er muß ferner dem Miniſter und dem Zollaufſeher einige Geſchenke geben. Der leßtere iſt in Cochinchina ein großer und mächtiger Mandarin, und wird Onlaibotao genannt. Wenn es zum Waarenverkaufe kommt, wenden ſich die Chineſen an die Mandarine, die, wo etwas zu verdienen iſt, gern auch Kaufleute abgeben, und ihnen das Wichtigſte und Theuerſte abkaufen. Für Sachen von geringem Werthe gibt es Weiber, auf die man ſich verlaſſen kann, die ſich auf den Handel ſehr gut verſtehen, und die gegen eine geringe Belohnung jede ein oder ein Paar Ballen los zu werden ſuchen. Ein europäiſcher Schiffskapitän, der hierher käme, würde leicht von einigen reichen chriſtlichen Kaufleuten in ſeinem Geſchäfte gefördert werden.

Digitized by Google

Münzſorten und Werth des Goldes und Silbers.

Die verkauften Waaren werden in Gold oder in Silber verkauft, noch öfter aber in Kas (caches), der einzigen Münze dieſes Landes. Man reihet ſie wie in China auf Fäden, wovon jeder 600 Kas oder ein Kan (quan) enthält. Dieſes Kan beſteht aus zehn Tien oder Maſſen, wovon jede ſechzig Kas enthält. Unter dem Kan haben ſie weder Groſchen (sols) noch Kandarins (condouins), ſondern man zählt nach Kas unter dem Kan. Ein Schu (choue) enthält zehn Kan oder 6000 Kas, folglich iſt das Kan oder Tael (Tål) von Cochinchina nur ſechs Maß chineſiſch; denn das Maß iſt ein Zehntheil des Tael, mithin beträgt das chineſiſche Tael ein Kan, ſechs Tien und vierzig Kas von Cochinchina.

Gold und Silber ſind hier zu Lande bloſſe Waaren, die keinen geſetzten Preis haben, und theurer oder wohlfeiler werden, je nachdem die Chineſen jährlich eine geringere oder größere Quantität einführen. Die Cochinchineſen kennen den Werth unſerer Piaſter nicht, ſondern ſchmelzen ſie zu kleinen Maſſen von funfzehn Piaſtern, die eine geraume Zeit 2 2

bis 23 Kan oder Quan galten, jetzt aber nur auf 17 bis 20 ſtehen. Deſſen ungeachtet bringen die Chineſen noch immer Piaſter herbey, und gewinnen mehr daran als in China, wo das Stück nur ungefähr 700 Kas gilt, da ſie es hingegen in Cochinchina wenigſtens zu 800 ausbringen können. Deßhalb finden ſie es zuweilen ihrem Intereſſe gemäſſer, ſtatt aller andern Waaren Silber einzuführen; denn jene müſſen ſie mit vieler Mühe los zu werden ſuchen, ohne etwas daran zu gewinnen, indem ſie ihren Hauptgewinn an den Waaren finden, die ſie von Cochinchina ausführen.

Das Gold ſteigt und fällt ebenfalls im Preiſe nach Maßgabe der Anzahl der Käufer. Um die Zeit, wenn die chineſiſchen Junken anlangen, bekommt man es nicht anders als zu 130 Kan; um die Zeit ihrer Abreiſe ſteigt es es bis 150; kaufte man es aber des Winters auf, das iſt, vom erſten Monde bis zu Ende des cochinchineſiſchen Jahres oder während der Monathe Oktober, November und December bis zum März des folgenden Jahres, ſo würde man es um 110 und ſelbſt um 100 bekommen; und wer das Land kennt, kann es noch wohlfeiler einkaufen.

Digitized by Google

Gewichte und Maße.

Das Maß, nach welchem die Cochinchineſen kaufen und verkaufen, enthält ungefähr zwey Fuß von unſerm Königsmaße (pied de roi), und heißt thiae; es iſt alſo um die Hälfte, weniger einen halben Zoll, kürzer als unſer Stab, und größer als die Kove der Chineſen ungefähr um ſechs Punkten und vier Kandarin. Man hat ſonſt kein anderes Maß, ausgenommen für den Reiß, den nur die Armen allein nach dem (kubiſchen) Maße kaufen, welches ungefähr ſechs cochinchineſiſche Pfunde enthält. Dieſes Pfundgewicht iſt um vierzehn Unzen größer als das unſrige, und hält zehn Unzen mehr als das chineſiſche, welches gegen zwanzig franzöſiſche Unzen enthält; mithin iſt ein cochinchineſiſches Pfund dreyßig Unzen ſchwer.

Es gibt gewiſſe Waaren, die verboten ſind, das heißt: deren Verkauf der König ſich allein vorbehalten hat, z. B. Elfenbein und Kalambakholz. Dieſe beiden Artikel kann man nur vom Könige allein kaufen; und erhandelte man ſie von einem Privatmanne, ſo könnte man Ungelegenheit davon haben.

Alle Waaren ohne Ausnahme, ſowohl die

Digitized by Google

vom Könige als von Privatleuten erhandelten, zahlen keinen Zoll; man ſchifft ſie ein, wann, wie und wo man will.

Seehäfen.

Cochinchina hat mehrere Häfen. Der beträchtlichſte iſt der, welchen die Portugieſen Fai=fo und die Cochinchineſen Hoyan nennen. Er liegt in der Provinz Scham in ſechzehn Graden, weniger einigen Minuten, nördlicher Breite, einige Tagreiſen weit vom Hofe entfernt. Der Hafen hat tiefes Waſſer, und die Schiffe liegen ſicher darin. Den Kaufleuten iſt er ſehr bequem, weil ihre Schiffe vor den Thüren ihrer Faktoreyen vor Anker gehen können. Die Einfahrt in den Hafen iſt nicht ſchwer; es iſt ein großer Fluß, welcher durch die Provinz Scham fließt, und von den Gebirgen des Reiches Laos herab kommt.

Fai=fo treibt unter allen cochinchineſiſchen Städten den ſtärkſten Handel. Es halten ſich beſtändig gegen 6000 Chineſen dort auf, und ſie werden zu den reichſten Kaufleuten gerechnet. Sie haben ſich im Lande verheirathet, und zahlen dem Könige das Kopfgeld. Es ſind daſelbſt zwey chriſtliche Kirchen: eine von Jeſuiten und die andere von ſpaniſchen

Franziskanern. Der Statthalter der Provinz wohnt eine Stunde Weges davon, in einem Orte, Namens Reta, an demſelben Fluſſe. Bey der Ankunft zu Fai-ſo findet man Faktoreyen zu miethen, ſo viel man will; die größten koſten gewöhnlich hundert Piaſter für die ganze Zeit des Monſuns (die Jahrszeit, die man dort zubringen muß).

In der Provinz Quinhin gibt es noch einen Hafen, der Nuoeman, das heißt: der Hafen des ſalzigen Waſſers, genannt wird. Er iſt gut, ſicher, und wird ziemlich ſtark beſucht, wiewohl er viel kleiner als der zu Fai-ſo iſt. Seine größte Unbequemlichkeit beſteht darin, daß er zu weit vom Hofe abliegt, wohin der Kapitän nothwendig mehrmals reiſen muß. Seine Entfernung beträgt ſechs große Tagreiſen. Für Schiffe, die nur Seide oder nur Arekkanüſſe laden wollten, würde er indeß vortheilhaft ſeyn, weil dieſe beiden Artikel in jener Provinz angetroffen werden. Außerdem gibt es noch verſchiedene kleine Häfen, zumal in Nanlang; allein für große Schiffe ſind ſie weder tief noch ſicher genug, und die Chineſen ſelbſt beſuchen ſie nicht wegen ihrer Entlegenheit vom Hofe.

Digitized by Google

Europäiſcher Handel in Cochinchina.

Man wird aus dem bereits Geſagten leicht erſehen, was für Waaren der europäiſche Kaufmann aus Cochinchina ziehen kann, um ſie entweder nach China oder nach den Küſten von Indien, und ſelbſt nach Europa, zu bringen. Die große Schwierigkeit iſt wohl, was man nach Cochinchina bringen ſoll? worüber Folgendes bemerkt zu werden verdient.

Die Cochinchineſen machen ſich hohe Vorſtellungen von allem, was aus Europa kommt, und ſetzen einen großen Werth darauf. Eine Menge Sachen, die in Frankreich keinen Werth haben, werden in Cochinchina Koſtbarkeiten. Alle Arten von Spielſachen, Glaskorallen, einige leichte ſchön gefärbte (z. B. rothe) Stoffe würden ſich gut verkaufen laſſen; man würde ebenfalls für allerley in Europa verfertigte Waffen, insbeſondere für Säbelklingen, die nach einem cochinchineſiſchen Modelle geformt ſeyn müßten, guten Abſatz finden. Alle Arten von Edelſteinen, vom Diamanten bis zum Rheinkieſel, kann man dem Könige und den Mandarinen theuer verkaufen. Dieſe letzteren verlangen auch Gold und Silberdrath, woran hundert Prozent zu gewinnen wären; nur

Digitized by Google

müßte man es nicht in großer Quantität bringen. Meſſing koſtet dort wenigſtens vier Kans, der chineſiſche Fuß; ich glaube deßhalb, daß daran etwas zu profitiren wäre. Man könnte ferner Schwefel einführen, der in Cochinchina ſehr theuer iſt, ingleichen Spezereyen und Arzeneyen, z. B. Chinarinde, die ihnen ſchon ſehr wohl bekannt iſt, Ginſeng aus Kanada und andere europäiſche Waren dieſer Art. Wir haben in Frankreich eine große Menge Waren, die für den cochinchineſiſchen Markt zu theuer wären; doch könnte man ſich von geringen Quantitäten einen guten Abſatz verſprechen, z. B. von einigen Lyonner Seidenſtoffen mit goldenen und ſilbernen Blumen, deren ſich die Cochinchineſen zu Beuteln für ihren Betel und Tabak bedienen; denn ein Theil ihres Luxus und ihrer Pracht beſteht in der Menge und Verſchiedenheit dieſer vergoldeten Beutel. Auch könnte man einige Stücke Scharlachtuch, einige Teppiche nach perſiſcher Art und einige Stücke Leinwand aus Bretagne abſetzen. Unter den Spiel- und Putzſachen müßte man Armſpangen und Ohrgehänge, allerley Kleinigkeiten von Similor u. dgl. nicht vergeſſen. Ich zweifle auch nicht, daß es noch eine Menge Sachen gibt, die den beſten Abgang finden würden; nur kann allein

die Erfahrung darüber Auskunſt geben. Wenn die Europäer Schiffe mit unzähligen verſchiedenen Waaren hinſchicken werden, ſo wird es ſich bald zeigen, was den Cochinchineſen am beſten gefällt.

Entſchlöſſe man ſich, ein Schiff aus Europa nach Conchinchina zu ſchicken, ſo müßte es zuvörderſt, wie ich ſchon geſagt habe, Geſchenke für den König mitbringen, ohne welche man ſich einer ſchlechten Aufnahme ausſetzt. Was dem Könige am meiſten gefallen würde, ſind Spiegel, große Wanduhren, Edelſteine, Brocate, Arbeiten von Kryſtall, einige optiſche Werkzeuge, wie z. B. eine magiſche Laterne, ein Teleskop, deßgleichen mechaniſche Arbeiten, wie Orgeln, die von ſelbſt ſpielen u. ſ. w., endlich wollene Tapeten und Teppiche. Das wäre ungefähr alles, was dem Könige, der überaus wißbegierig iſt, und einen guten Geſchmack beſitzt, ſehr angenehm ſeyn würde. Er hat viele Vorliebe für europäiſche Sachen, und zieht die nützlichen den bloß angenehmen vor. Die Geſchenke an die Mandarinen müſſen faſt von eben der Art, nur von geringerem Werthe ſeyn, und nach ihren Würden ausgetheilt werden, weil man ſich Feinde machte, wenn man bey der Austheilung der Ge-

Digitized by Google

ſchenke zwey Mandarinen von ungleichem Range gleich ſetzen wollte.

Die Vortheile abgerechnet, welche die franzöſiſchen Kolonieen *) von dem Handel mit Cochinchina ziehen könnten, möchten ſie nun dorthin ſegeln, um Waaren nach der Küſte von Indien zu bringen, oder das in Cochinchina Eingekaufte nach China führen, wo damit ein großer Gewinn zu machen wäre; ſo laſſen ſich in Cochinchina noch andere Vortheile von höherem Werthe und weſentlicherem Nutzen für die Kolonieen erlangen. Man könnte dorther Arbeiter hohlen, die mit dem Zucker und der Seide umzugehen wüßten; man könnte daſelbſt Ackerleute, Zimmerleute, u. ſ. w. bekommen; und dieſer Vortheil ſcheint mir wichtig genug, um Aufmerkſamkeit zu verdienen **).

---

*) Nämlich Isle de France und Bourbon. G. F.

**) Sonſt war es wenigſtens keinem Cochincheſen erlaubt, ſein Vaterland zu verlaſſen; dieſes wird ſogar als die Urſache angegeben, daß ſie keinen auswärtigen Handel führen, ſondern bloß die Ausländer in ihre Häfen kommen laſſen. Fällt alſo die Ausſicht, die der Verfaſſer hier eröffnet, nicht von ſelbſt wieder weg? G. F.

Ich bin von der Anmaſſung weit entfernt, durch dieſe kurze Beſchreibung eine gründliche Kenntniß von Cochinchina gegeben zu haben; meine Abſicht ging lediglich dahin, in meinem flüchtigen Abriſſe hinzuſtellen, was man zu wiſſen braucht, falls künftig ein Handelsverkehr mit dieſem entfernten Lande erſprießlich gehalten werden ſollte.

Digitized by Google

III.

Robert Kirſops

Nachrichten von Cochinchina.

1750.

(Oriental Repertory No. 2. p. 241-254.)

Cochinchina, welches die Chineſen ſowohl als ſeine eigenen Einwohner Aynam (auch Anam) nennen, liegt, mit Inbegriff von Tſiampa (Chiampa) und der jetzt dazu gehörigen ſüdlichen Provinz, zwiſchen 10° 50′ und 17° 40′ nördlicher Breite. Der einzige Handelshafen iſt Fai-fo (Fai-Foe) in 16° N. Br.*), ein Ort, der, ungefähr zehn engliſche Meilen von der See entfernt, an einem Fluſſe liegt, welcher ehedem von den größten Junken befahren werden konnte, jetzt

*) Hier iſt etwas in der Handſchrift erlöſcht, ſo daß man nicht ſieht, ob es genau 16° heißen ſoll; allein darauf kommt es hier nicht an, denn die Breiten ſind ohnehin nicht genau angegeben. A. D.

Digitized by Google

aber nur für Fahrzeuge von etwa achtzig Tonnen Laſt ſchiffbar iſt. Die Junken liegen ungefähr eine Stunde von der Stadt in einem andern Fluſſe, der mit jenem zuſammen fließt, und worin Schiffe von 180 bis 200 Tonnen bequem einlaufen können. Vor dieſen Flüſſen, ungefähr drey Seemeilen weit vom feſten Lande, welches hier ſehr niedrig iſt, liegen die Tſiampello-Inſeln (Islands of Champello) in 16° 8′ N. Br. Innerhalb der größten Inſel hat man eine oder zwey engliſche Meilen vom Lande guten Ankergrund, wo man vor Anker liegen bleibt, bis man Erlaubniß zu handeln erhalten hat, worauf das Schiff, wenn es klein genug iſt, in den Fluß einlaufen kann. Nordweſtwärts von Tſiampello liegt am feſten Lande ein hohes Gebirge, einer Inſel ähnlich, hinter welchem die Bay Touron befindlich iſt. Hier können die größten Schiffe liegen, unter andern auch das Makaoſchiff und die großen Junken, die zu tief im Waſſer gehen, um in den Fluß von Fai-fo einlaufen zu können. Es iſt aber in ſo fern ein unbequemer Hafen, weil die Bothe oft eine ganze Woche darauf zubringen, von Fai-fo zurück an Bord zu gehen *).

---

*) Eine engliſche Handſchrift lautet folgender

Sobald man ankommt, begeben ſich einige Beamte an Bord, bis man den Tſchopp (Chop) des Königs erhalten und die Abgaben für die Einfuhr bedungen hat. Dieſe werden nach der Größe des Schiffes und der Beſchaffenheit der Ladung berechnet, welche man angeben muß. Zu Fai-fo hält ſich jemand auf, der ein Amt, faſt wie das Amt eines Schabandars *), bekleidet, und den Ankommenden bey ihren Zollgeſchäften behülflich iſt. Man gibt ihm ein kleines Geſchenk, wiewohl ich nicht glaube, daß das Geſchäft ſich eher abthun läßt, als bis man an Ort und Stelle iſt, wo es eigentlich abgehandelt werden muß, nämlich zu Hweh (Whey oder Hué), wo der König ſich

---

Maſſen: „Zu Touron geht man im Angeſichte einer ſüdweſtwärts gelegenen Stadt vor Anker, wo ein Fluß befindlich iſt, der vermittelſt eines Kanals (welcher jährlich gereinigt wird, damit der Tribut des Königs darauf fortgeſchafft werden könne) mit dem Fluſſe von Fai-fo zuſammen hangt. Die Bothe von den Schiffen können auf dieſem Kanale fahren." A. D.

*) Der in Oſtindien übliche Titel eines Oberzollaufſehers, der in Batavia zugleich über alle Fremde eine Art von Jurisdiktion ausübt. G. F.

Digitized by Google

aufhält, welches zwey Tagreiſen von Faifo entlegen iſt. Man thut daher am beſten, ſo zeitig als möglich dahin zu eilen, indem man dort ſicherer zu Werke gehen kann, und nicht Gefahr läuft, von Subalternen hinters Licht geführt zu werden, die gern vorgeben, daß es in ihrem Vermögen ſteht, den Fremden Dienſte zu leiſten *). Bey Hofe iſt

*) Nach der engliſchen Handſchrift: „Es liegt nicht viel daran, ob man den König zu ſehen bekommt oder nicht, wenn man ohnedieß das Geſchäft beendigen kann; denn es koſtet viel an Geſchenken, eine Audienz bey ihm zu erhalten. Man wendet ſich zuerſt an den Mandarin Ung-Kay-An, dem die Direktion aller Handlungsgeſchäfte übertragen iſt. Sein Amt iſt gleichſam das Schabandar-Amt; und wenn man ihn nicht zuvor durch wichtige Geſchenke gewonnen hat, ſo iſt die Audienz bey dem Könige vergeblich. Die Franzoſen wollten im Jahre 1749 alles auf eine große Art betreiben, und ſahen dieſen Mandarin nicht an, weil ſie einige Male bey dem Könige zur Audienz geweſen waren; allein der König, der es unter ſeiner Würde hält, die Angelegenheiten, die den Handel betreffen, in Richtigkeit zu bringen, verwies alles an den Mandarin, wodurch die Franzoſen ihren Endzweck verfehlten. Auch wurden in dieſem Jahre auf ſein Anſtiften alle Miſſionare aus dem Lande verbannt." A. D.

Ung-tſchi-mo der einzige Mandarin, der es in ſeiner Macht hat, uns abzufertigen; der König hat ihm alles, was den Handel betrifft, anvertrauet, und geht mit ihm darüber zu Rathe. Dieſen muß man folglich auf jeden Fall zum Freunde haben. Er lebte noch im Jahre 1750, und hatte einen ſehr guten Ruf. Was man an den König (in Perſon) verhandelt, geht durch ſeinen zweyten Verſchnittenen, der ſein Kaſſirer außerhalb des Pallaſtes iſt, und ein kleines Geſchenk erhalten muß. Das Schiff von Makay, welches fünf hundert Tonnen Laſt hält, zahlt jährlich 3000 Quans, die Geſchenke an die königlichen Beamten ungerechnet; dafür werden demſelben alle Zollauflagen erlaſſen, die ſich nach den Landesgeſetzen auf 12 Prozent für eingeführte Waaren belaufen. Dieſe Aufhebung der Zollgebühr gegen eine bey der Ankunft gleich verabredete Summe Geldes iſt gewöhnlich *); man akkordirt auch wohl,

---

*) Eine ſpaniſche Handſchrift von Herrn Kirſops Hand ſagt: „Zufolge der Nachricht, die ich eingezogen habe, iſt dieſe Summe 2000 Cogns (Quans), etwas mehr oder weniger, für ein Schiff wie Gaſpar ſeins (ungefähr von 200 Tonnen?) mit einer Ladung, die ſechzig bis ſiebzig tauſend Thaler werth iſt.“ Die engliſche Handſchrift: „Die Zölle auf alle Einfuhr betragen

wenn man zur Stelle iſt, nach Belieben für ein Schiff von beſtimmter Größe, das im folgenden Jahre kommen ſoll. Die Chineſen haben jederzeit einen Paß für ihre Junken, und zahlen jährlich ein bis zwey tauſend Quans.

Die größte Schwierigkeit hier zu Lande beſteht darin, daß man alle Geſchäfte vermittelſt eines Dolmetſchers betreiben muß, da man gewöhnlich die Landesſprache nicht verſteht. Dieſer Dolmetſcher iſt der beſtändige Begleiter des Fremden, und muß bey ihm im Hauſe wohnen. Man gibt ihm gewöhnlich für die Jahrszeit zwey bis drey hundert Quans *), außer den Accidenzien,

12 Prozent; allein man deklarirt, was man mitgebracht hat, und ſucht dann über eine Summe einig zu werden, welche für das Schiff erlegt wird, ſo oft es hier ankommt. Die Portugieſen zahlen jährlich für ihre Schiffe 300 (vielleicht 3000?) Quans, und die Chineſen 1500 bis 2000, nach der Größe ihrer Junken. Dieſe Summe wird jederzeit in dem Tſchopp (Chop, Freybrief?), den man darüber ausgefertigt erhält, angegeben." A. D.

*) Die engliſche Handſchrift: „Der gewöhnliche Lohn ſind hundert Quans und darüber,

woran man ihn ſchwerlich wird hindern können. Es ſind (jetzt) hier nur drey Dolmetſcher von Profeſſion *), nämlich Miguel, Gregorio und Thomas. Miguel, ein ſehr guter, geſchickter Kopf, diente den Franzo=

---

nach Verhältniß der Ladung, und man muß ihnen durch die Finger ſehen, wenn ſie ſich noch allerley Nebenverdienſt machen." Die ſpaniſche Handſchrift ſpricht von „200 bis 250 Coans, wobey es aber weit vortheilhafter iſt, einen Meſtizen mitzubringen, der die Amoyſprache ſpricht, indem faſt alle Mandarine und Kaufleute ſie verſtehen." A. D.

*) Die engliſche Handſchrift ſagt: „Gregorio iſt der einzige, der etwas taugt. Er dient den Portugieſen, und kann auch Eure (der Engländer?) Geſchäfte beſorgen. Man kann ſie ihm anvertrauen, ob er gleich der einzige Spitzbube iſt, der ſowohl den Willen als die Geſchicklichkeit beſitzt, Euch ohne Euer Wiſſen zu betriegen. Thomas, ein junger Menſch, der mit Hrn. Friel an der Küſte Koromandel war, iſt träge, und liebt den Trunk; er läßt ſich aber leicht führen, hat viel Verſchlagenheit und einen ziemlichen Grad von Dreiſtigkeit. Maniko verdient nur auf den Fall gebraucht zu werden, wenn die andern beiden nicht zu haben ſind. Sie ſprechen alle drey Portugieſiſch; es gibt aber noch einen Monſieur Paul, der Franzöſiſch ſpricht." A. D.

Digitized by Google

ſen, und ward, als er noch jung war, nebſt Thomas von Herrn Friel nach Pondicheri geführt. Dort wurden ſie zum Chriſtenthume bekehrt, und lernten portugieſiſch ſprechen. Gregorio dient den Leuten, die von Makao kommen. Wenn dieſe drey beſchäftigt ſind, hat man noch zwey andere, mit denen man ſich zur Noth behelfen kann, nämlich Maniko und Monſieur Paulo. Alle ſprechen portugieſiſch, ausgenommen der letztgenannte, der das Franzöſiſche gelernt hat. Iſt man bey der Ankunft zu Fai-fo ſehr um einen Dolmetſcher verlegen, bis man nach Hofe reiſet; ſo findet man gewöhnlich einen Menſchen, der auf zwey oder drey Tage zu brauchen iſt, im portugieſiſchen Hauſe; denn die Portugieſen halten meiſten Theils Jahr aus Jahr ein Leute zu Fai-fo. Iſt das nicht thunlich, ſo wendet man ſich an den Mandarin, der die Gouverneurſtelle bekleidet, damit er um einen der vorhin genannten Dolmetſcher nach Hofe ſchicken möge. Es iſt ein wichtiger und delikater Punkt, den Dolmetſcher zu gewinnen, daß er ſich der Sachen annimmt; denn davon hangt der glückliche Erfolg des Unternehmens ab. Wer aber einen leichten, ungeſtörten, glücklichen Handel mit den Cochinchineſen zu führen wünſcht, muß ſo bald als möglich ihre Spra-

Digitized by Google

che erlernen, welches nicht ſchwer hält; denn obgleich die chineſiſchen Charaktere hier gebraucht werden, und denſelben Sinn haben wie in China, ſo iſt doch die Sprache ganz verſchieden, und man drückt ſich weit leichter und einfacher darin aus.

Die Chineſen haben den größten Antheil an dem Handel von Cochinchina, und führen dorthin Tutenago (Toothenague)*),

---

*) Engliſche Handſchrift: „Nichts iſt beſſer, oder vielmehr nichts taugt, nach Cochinchina zu bringen, als Tutenago, welches der König alle Mal für ſich behält, gewöhnlich zu 14 Quans den Pekul. An dem Tutenago, welches man dem Könige verkauft, verliert man 3 Prozent im Gewichte. Wenn ein Schiff gegen Ende Aprils von Indien abfährt, ſo geht man am ſicherſten, Tutenago mitzunehmen, vorausgeſetzt, daß man es wohlfeil genug einkauft, um den Einkaufpreis wieder zu bekommen, weil man den Vortheil hat, vom Könige in neuer Münze (Kas) ausgezahlt zu werden. Iſt aber das Gold theuer, ſo verliert man nichts, indem man (ſpaniſche) Thaler mitnimmt, und ſie bey der Ankunft in Cochinchina an die Portugieſen und Chineſen verkauft, die, wenn ſie ihr Tutenago nicht für Zucker umſetzen können, zuweilen mit großer Verminderung ihres Gewinns Gold nehmen müſſen. Der größte Theil des Kapitals muß in Tutenago oder

Digitized by Google

Porzellan, Thee und eine Menge Kräuter und Wurzeln, deren man ſich als Arzeneyen bedient. Da man bisher nur wenige Waaren aus Indien daſelbſt empfangen hat, ſo läßt ſich nicht wohl ſagen, was für Waaren dort annehmlich ſeyn würden. Zinn findet Abſatz zu 22 bis 25 Quans der Pekul. An ſpaniſchen Thalern hat man keinen Verluſt. Das Tutenago kauft der König alles auf, zu 13 bis 14 Quans den Pekul. Man könnte auch mit Sandelholz und Pfeffer einen Verſuch machen. So würde ſich auch etwas Eiſenwaare gut verkaufen. Überhaupt braucht man keine große Ankaufsſummen, um ein kleines Fahrzeug mit Zucker zu befrachten. Anfänglich müßte man auch

---

in Thalern (Piaſtern) beſtehen; auf andere Waaren kann man ſich nicht verlaſſen, bis man die Probe damit gemacht hat. Vielleicht würden Taſchenmeſſer und Scheren von geringem Werthe ſich gut verkaufen; auch könnte man einige Stücke Baumwollenzeug (piecegoods)und ein Paar Gänſe Bley zum Verſuche mitnehmen." Die ſpaniſche Handſchrift ſagt: „Auf Kauris (Schlangenköpfe, eine Art Schnecken), Kochenille, Schwefel, Balate oder Seeſchnecken, und blaue Farbe (Tinta Azul) hat man keinen Verluſt, jedoch nur bis zum Werthe von 5 bis 6000 Thalern für die erſte Reiſe." A. D.

nur ein kleines Fahrzeug dorthin ſchicken, und wenn man ſich mit dem Einkaufe in Acht nimmt, wird die Ladung, die man zurück erhält, hinlänglichen Gewinn abwerfen. Die einzige Münzſorte des Landes ſind eine Art Kas (Cash) von Tutenago gemacht, von denen ſechs hundert einen Quan oder ungefähr zwey Rupien *) machen. Man theilt das Quan ein in zehn Mas oder Tean, jedes zu ſechzig Kas. Die ganze Zahl von Kas, die ein Quan ausmacht, wird auf feinen Faden gereihet, und bey jedem Mas wird ein Knoten dazwiſchen gemacht. Die Münze, die man vom Könige bekommt, iſt jederzeit gut und neu **), und man kann ſie ſogleich wieder auszahlen, ohne zu beſorgen, daß etwas daran fehlt. Im Handelsverkehre mit andern

*) Das ſpaniſche Manuſkript: „Sieben Realen oder $\frac{7}{8}$ eines Thalers (Dollars), wofür, mehr oder weniger, der ſpaniſche Thaler (Piaſter) ausgebracht werden kann." A. D.— Eine Rupie iſt eine oſtindiſche Silbermünze. Ihr Werth variirt etwas weniges nach den Orten, wo ſie geſchlagen wird; er beträgt ungefähr 1 Fl. 15 kr.

G. F.

**) Engliſche Handſchrift: „Sie iſt auch um 8 Prozent beſſer als die alte, die man gewiß überall bekommt, wo man nicht mit dem Könige handelt." A. D.

erhält man alte und vermiſchte Kas, welche beym Auszahlen viel Mühe machen, und woran man überdieß vier bis fünf Prozent verliert. Der König läutert alles Silber, was er hat, und ſchmelzt es in Stangen, welche zehn Tael wiegen, womit er zuweilen ſeine Truppen, das Stück zu 20 Quans, bezahlt; allein ſie kommen nicht in Umlauf, und werden nur um 16 oder 17 Quans verkauft. Auch bedient man ſich außerdem des Silbers nur ſelten, ausgenommen zu Armgeſchmeiden.

Die Gewichte ſind genau dieſelben, die auch in China üblich ſind, und man bedient ſich der Dotſchins ganz auf eben die Art; für den Zucker ſind ſie indeß um ein halb Mal größer als für alle andere Waare, ſo daß man 150 gemeine chineſiſche Kattis oder 200 Pfund in jedem Pekul (oder 100 Kattis) Zucker bekommt. Die meiſten Chineſen haben ſie noch zehn Kattis größer, ſo daß der Pekul Zucker 160 gemeine chineſiſche Kattis enthält*).

---

*) Engliſche Handſchrift: „Die Gewichte in Cochinchina ſind, der Landesverordnung gemäß, dieſelben wie in China; doch werden Dotſchins beſonders für den Zucker gemacht, die man ſo

Zucker iſt die beſte Waare zur Ausfuhr, die das Land hervor bringt. Der beſte Zuckerkand koſtet gewöhnlich 5 Quans 2 Mas bis 4 Quans 5 Mas der Pekul; feiner weißer Puderzucker von 4 Quans bis 3 Quans 5 Mas; eine mittlere Sorte, der von Manila ähnlich, ungefähr 3 Quans, und der braune Puderzucker von 2 Quans 6 Mas bis auf 2 Quans. In den Monathen Junius, Julius und Auguſt bringt man ihn zum Verkaufe; doch wird das Meiſte gegen das Ende des Julius gebracht *), da ihn die Chineſen emſig aufkaufen und nach China ſchicken. Der portugieſiſche Faktor, der

---

groß haben kann, wie man will, da dann die Leute, ſobald ſie es wiſſen, ſich in ihren Preiſen darnach richten." A. D.

*) Engliſche Handſchrift: „Man muß ſpäteſtens gegen das Ende des Julius alle Gelder bey Hofe beygetrieben haben, für die Sachen, die der König bekommen hat. Dann ſendet man ſie nach Fai-fo, und geht zugleich ſelbſt hin, weil um dieſe Zeit der Zucker aus dem Lande dorthin gebracht wird. Nur im Auguſt kann man Zucker wohlfeil und in Menge bekommen, und zwar die ganze Ladung ſo ſchnell einlegen, als es Zeit braucht, ſie zu wägen und einzupacken." A. D.

die Erlaubniß hat, ſich beſtändig dort aufzuhalten, kauft oft zu Ende Auguſts und im September, nachdem ſchon alle portugieſiſchen Schiffe und alle Junken fort ſind, den Zucker noch wohlfeiler ein. Oft ſitzen die Weiber auf der Straſſe mit kleinen Pröbchen von Zucker; doch gemeiniglich kommen ſie ſelbſt zu den vornehmſten Käufern ins Haus, und wenn man nach der Probe handelseins geworden iſt, ſo laſſen ſie die ganze Quantität auf den Hof bringen. Dort unterſucht man jeden Korb, ehe er gewogen wird, vermittelſt eines langen dünnen Bohrers, wodurch man leicht einen Betrug entdeckt. Sie bringen jederzeit ihren Zucker in großen unbehülflichen Körben, die vier bis fünf hundert Pfund wiegen, und jede Partey, die etwa in fünf bis funfzehn hundert Körben beſteht, iſt von einer verſchiedenen Sorte *). Es iſt daher gewöhnlich, allen Zucker auszuſchütten, was ſich in der Qualität am ähnlichſten iſt, wohl unter einander zu miſchen, und alles wieder auf eigene Koſten in kleinere Körbe zu packen **).

*) Engliſche Handſchrift: „Man rechnet gewöhnlich für jeden Korb zwanzig Kattis ab, außer wenn man glaubt, daß ſie mehr wiegen."

A. D.

**) Engliſche Handſchrift: „Man packt den

Seide haben ſie im Überfluſſe; faſt eine jede Familie zieht davon ſo viel, als ſie zu ihrem eigenen Gebrauche nöthig hat. Fragte man aber nach dieſer Waare, ſo würden ſie dieſelbe bald zu eben der Vollkommenheit wie in China bringen*). Die Portugieſen haben ſie veranlaßt, einige dunkelbraune geſtreifte Seidenzeuge zu machen, welche ſie mit Vortheil nach Makao und von da wieder nach verſchiedenen Häfen Indiens geführt haben.

Eiſenerz wird hier im Lande ebenfalls in Menge gefunden; die Einwohner ſchmelzen davon nur, ſo viel ſie brauchen**); Gold deßgleichen, welches hauptſächlich durch die

---

Zucker in Körbe von beliebiger Größe, und die ganzen Koſten des Umpackens, Einſchiffens u. ſ. f. kommen nicht höher als funfzig Kas für den Pekul." A. D.

*) Spaniſche Handſchrift: „Im Jahre 1750 kaufte man rohe Seide zu 200 Koans (Quans) den chineſiſchen Pekul, und verarbeitete Seide ſo wohlfeil wie in China." A. D.

**) Spaniſche Handſchrift: „Eiſen gibt es im Überfluſſe; allein die Ausfuhr iſt wie in China verboten." A. D.

Hände des Königs geht. Es wird in kleine Barren oder Stangen, jede von zehn Tael, gegoſſen, die, mit des Königs Stämpel verſehen, in China jederzeit 94 Tutſch (Touch) gelten. Wenn der Stämpel fehlt, kann man ſich nicht darauf verlaſſen. Ehedem kaufte man die Stange für 150 bis 190 Quans; allein ſeitdem die Kas von Tutenago ſo üblich geworden ſind, iſt ſie auf 200 und 225 Quans geſtiegen. Die Cochinchineſen haben auch eine koſtbare Sorte von Agala- (Agal) Holz, wovon jedoch die Ausfuhr verboten iſt*).

Das willkommenſte Geſchenk iſt feines Wollentuch **), ſchöne Wand- und Taſchen-

---

*) Spaniſche Handſchrift: „Sie haben baumwollene Decken und kleinere zu Mänteln (Mantas de algodon, mantequillas para cobijas), die beſten zu zwey Quans." A. D.

**) Engliſche Handſchrift: „Geſchenke, die dem Könige angenehm ſeyn dürfen, ſind meines Erachtens: ein Stück Scharlachtuch, ein Stück ſchönes Baumwollenzeug, ein ſchöner Degen, Ferngläſer und neue mit Steinen beſetzte Ringe. Er braucht eine Chaiſe nebſt dem Pferdegeſchirre und allem Zugehöre, ingleichen ein Panzerhemd und zwey oder drey Hunde, beſonders Pudel, und darunter einen der apportiren kann.—Auch Ung-Kay-an muß Geſchenke bekommen, ſo wie

Digitized by Google

uhren, allerley ſeltene Gewehre, ein Wetterglas, Inſtrumente zu aſtronomiſchen Beobachtungen, Fernröhre, ſchöne Hamans (longcloth?), Batiſte, ein koſtbarer Degen, dreſſirte Hunde, ſpaniſche Röhre—lauter Dinge, die der König ſelbſt mitzubringen empfohlen hat.

Die Stadt, wo der König reſidirt, nennen die Chineſen und die Eingebornen Whey (Hweh, Hué). Sie liegt in 16° 48′ N. Br., ungefähr 24 engliſche Meilen weit von der See, an einem Fluſſe, deſſen Mündung Nordweſt gen Weſten von Tſiampello in 16°

---

auch der zweyte Verſchnittene, z. B. ein Stück blaues Tuch, ein Stück ſchönen Batiſt, oder ein Etui und einige Ringe, ein niedliches Riechfläſchchen mit etwas Hirſchhorngeiſt. Dem Schabandar zu Fai-fo muß man ebenfalls einige Geſchenke machen; er heißt gemeiniglich Ung Tribo oder Ung Tſchimo (Chemo). Man merke ſichs aber, daß man nie gegen ſonſt jemand freygebig ſeyn muß, außer gegen die, mit denen man Geſchäfte hat; denn es gibt dort verſchiedene Mandarine, die es ſich angelegen ſeyn laſſen, Bekanntſchaft mit den Fremden zu machen und Verkehr mit ihnen zu unterhalten, die einen hernach unaufhörlich um Geſchenke quälen, ob ſie gleich keine Dienſte leiſten können."

A. D.

Digitized by Google

55′ N. Br. belegen iſt. Sie treibt einen ſtarken Handel mit Kankao und allen Gegenden der chineſiſchen Küſte, in Fahrzeugen von 50 bis 60 Tonnen, die leicht hinauf gehen können, ob es gleich ſchwer iſt, über die Untiefe (Barre) in der Mündung zu kommen, wo das Waſſer zur Ebbezeit nur vier Fuß hoch ſteht. Die Stadt iſt ſehr weitläuftig und volkreich, und die Wohnungen liegen zerſtreuet an den hier zuſammenſtoſſenden Armen des Fluſſes, welche der Lage etwas Anmuthiges geben. Man geht faſt immer zu Waſſer von einem Theile der Stadt nach dem andern. Zu dem Ende hat jede wohl eingerichtete Haushaltung ein bequemes bedecktes Both; auch findet man überall Kähne, die bereit liegen, einen gegen Bezahlung überzufahren. Die Straſſen in der Gegend des Pallaſtes ſind regelmäſſig, lang uud ſehr breit. Der Pallaſt bildet ein vollkommenes Viereck von etwa fünf hundert Schritten, welches mit Mauern und außerhalb derſelben mit Kanonen umgeben iſt. Dieſe liegen auf ſchlechten Laffetten, meiſtens nur in Klötzen, unordentlich umher. Die Flußſeite hat drey prächtige Thore, und vor denſelben ſteht am Ufer des Fluſſes ein kleiner Pallaſt auf Pfählen erbauet, der mehrere nette Zimmer enthält, und in einiger Ent-

fernung mit Palliſaden umgeben iſt, innerhalb deren genug Raum für einige Bothe bleibt, worin der König ſich mit ſeinen Weibern den Zeitvertreib des Fiſchfanges macht.

Die Stadt Fai=fo iſt kaum etwas anders als eine lange ſchmale Gaſſe, an welcher eine Reihe Häuſer längs dem Fluſſe ſteht. Die beſten Wohnungen liegen dieſen gegenüber; ſie wurden abſichtlich erbauet, um an chineſiſche Kaufleute vermiethet zu werden, und bringen den Eigenthümern 200 bis 500 Quans in einer Jahrszeit ein *); auch gibt es noch andere kleinere, die ziemlich bequem ſind, für 8 bis 12 Quans monathlich.

Die Regierungsform iſt beynahe dieſelbe wie in China, ſo auch die Rangordnungen und Würden der Mandarine, von denen viele von chineſiſcher Abkunft ſind, deren

*) Engliſche Handſchrift: „Man bekommt ziemlich bequeme Wohnungen in Fai=fo von 30 bis 100 Quans für die Jahrszeit." A. D. Eine Jahrszeit iſt hier nicht ein Vierteljahr, und eben ſo wenig ein ganzes Jahr, ſondern der Zeitraum, während deſſen die Fremden ſich hier aufhalten, bis ſie ihre Geſchäfte beendigt und ihre Schiffe befrachtet haben. G. F.

Voraltern ſich zur Zeit der tatariſchen Eroberung hierher flüchteten. Die Cochinchineſen tragen ihr Haar aufgebunden, und bedienen ſich noch der weiten anſtändigen Kleidung, welche vor jener Niederlage auch in China üblich war. Sie ſind zwar umgänglich genug, haben aber gleiwohl einen ziemlichen Stolz, und ſowohl in ihrem Betragen als in ihrer Kleidung beobachten ſie viele Formalitäten. Sie ſind etwas geizig, aber keine Betrieger. An Höflichkeit geben ſie den Chineſen nichts nach, und hegen von Fremden eine beſſere Meinung, indem ihre beſten Mandarine ſie aufnehmen, und bey ihren Beſuchen ihnen ſehr freundlich begegnen *). Die Weiber genießen viele Freyheit, ſind ſehr fleißig, und machen ſich kein Gewiſſen daraus, mit Fremden zu ſprechen und zu handeln. Die Wirthſchaft eines Fremden geht immer nicht recht, bis man ſie einer Frau anvertrauet, die unter andern nothwendigen Dienſtleiſtungen auch das mühſame Geſchäft übernimmt, die Kas zu zählen, und ſich dabey ſehr treu erweiſet, vorausgeſetzt,

---

*) Engliſche Handſchrift: „Man muß ein Palankin mit zwey Trägern und einigen Bedienten haben, wenn man ausgeht, und gegen jedermann ein heiteres Weſen annehmen.“ A. D.

daß man nie eine nimmt, die nicht gut empfohlen iſt *).

Die Gegend an der Seeküſte iſt meiſten Theils niedrig, aber ſehr fruchtbar und von Flüſſen reichlich bewäſſert. Etwas weiter landeinwärts findet man hohe, gebirgichte Gegenden, aus welchen die Einwohner Bauholz und Planken in Menge, beſonders Tindolo **), bekommen. Dieſer Umſtand und Überfluß an allen Erforderniſſen im Lande veranlaßt die Chineſen, viele von ihren Jun-

---

*) Engliſche Handſchrift: „Nimmt man eine Beyſchläferinn, ſo thut man am beſten, eine Wittwe eines chineſiſchen Kaufmanns zu wählen; doch muß man ſie unmittelbar aus den Händen ihrer Ältern oder Verwandten empfangen. Mit dem Dolmetſcher muß man ſich nicht ſehr einlaſſen, ſondern ihm niemals trauen, ob man ihm gleich verſichert, daß man ſein ganzes Vertrauen in ihn ſetzt. Beſſer iſt es, ſo bald als möglich einige Worte von der Landesſprache zu erlernen, damit man mit Hülfe der Haushälterinn einige geringere Geſchäfte abthun könne, ohne den Dolmetſcher jedes Mal zu bemühen."

A. D.

**) So nennt man in den Philippinen-Inſeln eine Art Holz, welches dem Mahogany ähnlich, aber von einem noch feſtern Gefüge iſt.

A. D.

ken hier zu bauen. Reiß und andere Pflanzenſpeiſe iſt reichlich vorhanden, nnd alle anderen Lebensmittel ſind in biligem Preiſe. Das Land hat viel Elephanten; doch fängt man ſelten mehr, als der König braucht— — — zu welchem Ende er ſie ordentlich abrichten und ſorgfältig pflegen läßt— —*) unweit ſeines Pallaſtes. Auch gibt es hier ſehr viele muntere kleine Pferde, die überall im Lande häufig gezogen werden.—

Verhalten der Franzoſen und einige Urſachen, warum es ihnen im Jahre 1749 in Cochinchina nicht gelungen iſt **).

Vermuthlich hatten die Miſſionare und ein gewiſſer Monſieur Friel, der vor eini-

---

*) Dieſe beiden Lücken entſtehen von einer vermiſchten unlesbaren Stelle in der Handſchrift. A. D.

**) Da hier die Rede von Herrn Poivre iſt, ſo ergibt ſich zugleich, daß die Bemerkungen dieſes einſichtsvollen Beobachters über Cochinchina, die er in ſeine Voyages d'un philosophe eingerückt hat, ſich theils vom Jahre 1749, theils von ſeinem frühern Beſuche daſelbſt herſchreiben müſſen. G. F.

Digitized by Google

gen Jahren auf ſeiner Reiſe von China nach der Küſte Koromandel in Cochinchina geweſen war, die Franzoſen aufgemuntert, dahin zu reiſen, und ſich wenigſtens die Freyheit auszuwirken, einen Faktor daſelbſt zurück laſſen zu dürfen. Herr le Poivre, der ſchon vor dieſem da geweſen war, kam mit dem Charakter eines Commiſſaire du Roi, und Herr Laurens war Supracargo des Schiffes, und ſollte nach deſſen Abreiſe da bleiben.

Bey ſeiner Ankunft eilte Herr le Poivre ſogleich in einem prächtigen Aufzuge mit ſeinen Garden u. ſ. w. nach Hofe, und machte daſelbſt eine glänzende Figur. Er brachte ein Schreiben von dem Könige von Frankreich, worin derſelbe den König von Cochinchina um ſeine Freundſchaft erſuchte, und ihn mit einem Porträte des franzöſiſchen Monarchen in voller Rüſtung, mit ein Paar armſeligen kleinen Pferden, ein Paar großen Spiegeln, einem Fernrohre und andern Kleinigkeiten beſchenkte. Was die Franzoſen zum Waareneinkaufe mitgebracht hatten, beſtand meiſten Theils in (ſpaniſchen) Thalern, die ſie bey ihrer Ankunft an die Portugieſen hätten verkaufen können; ſie glaubten aber mehr daran zu gewinnen, und ließen ſie mit

Digitized by Google

des Königs Stämpel zur gangbaren Münze prägen, welche 1 Quan, 2 Mas und etliche Kas darüber gelten ſollte. Der König, der ihnen ſelbſt keine um dieſen Preis abnahm, konnte es gern geſchehen laſſen, daß ſie auf dieſe Art mehr als 8 Prozent über den wahren Werth des Geldes forderten. Sobald die Einwohner dieß gewahr wurden, wollten ſie nicht mehr mit den Franzoſen handeln; ſtatt einer ganzen Ladung erhielten ſie alſo nur ungefähr 1000 Pekul an Zucker, und nahmen ihre Thaler meiſt alle wieder mit. Der König erließ ihnen in Rückſicht der überreichten Geſchenke, und weil ſie ihm beſtändig den Hof machten, alle Zollgebühren, und begegnete ihnen jederzeit mit großer Höflichkeit. Herr le Poivre ward dadurch verleitet, die Miniſter vorbey zu gehen und nicht zu achten; allein ſie fühlten ſich beleidigt, und fanden Gelegenheit, ſich zu rächen, indem ſie nunmehr ausfündig zu machen ſuchten, was doch die Abſicht dieſer Leute ſeyn könne, die ſo hoch daher fuhren, und den Verdacht erregten, daß ſie etwas mehr als bloſſes Kaufen und Verkaufen im Schilde führten *).

*) In einer Note ſteht: „Der Gedanke einer Niederlaſſung iſt den Cochinchineſen furchtbar; die vielen Audienzen laufen ins Geld, und ver-

Digitized by Google

Zuerſt gewannen ſie den Dolmetſcher, weil ſie bemerkt hatten, daß Herr le Poivre ihm viel Freundſchaft erzeigte, ja ihn beynahe ſich ſelbſt gleich zu halten ſchien. Auf dieſe Art entdeckten ſie alle ſeine Projekte, ehe es ihn Zeit dünkte, ſie auszuführen. Worin ſie eigentlich beſtanden haben, kann ich nicht beſtimmt angeben; allein ſo viel iſt gewiß, daß die Mandarine bey der Entdeckung in Erſtaunen geriethen, und daß ſie bey ihnen die ſchrecklichen Vorſtellungen von Kanonen, hohen Mauern und abgeſtochenen, von ihrem Gebiete abgeſonderten Grenzen, oder von einem im Innern ihres Landes von Fremden in Beſitz genommenen Bezirke, erweckten. Der Dolmetſcher ward verſchiedentlich insgeheim vor den König geführt, und ſtand bey den Mandarinen in großer Gunſt, ſo lange Herr le Poivre ihm ſeine Geheimniſſe mittheilte; ſie blieben auf den beſten Fuß mit einander. Herrn le Poivre verließ ſeine Heiterkeit nicht; er unterhielt die Herren immerfort von der Größe ſeines Königs, und ſagte ihnen, wie wichtig es für Se. cochinchinſiſche Majeſtät ſey, einen ſolchen Freund zu haben.

---

urſachen, daß man die Miniſter vernachläſſigt, die dann gegen den Fremden kabaliren."

A. D.

Dieſes Benehmen, worin der König jetzt Falſchheit zu ſehen glaubte, machte ihn immer unzufriedener, ſo daß er endlich wünſchte, die Franzoſen möchten nur wieder fortreiſen. Jetzt verlor Herr le Poivre alle Hoffnung, und rückte ängſtlich und von weitem mit dem Vorſchlage heraus, daß man ſeinen Landsleuten ein kleines Grundſtück einräumen möchte; aber der König gab ihm hierauf eine ganz kalte abſchlägige Antwort. Ich weiß nicht gewiß, ob man Herrn Laurens die Erlaubniß verweigerte, im Lande zurück zu bleiben, oder ob er es, nach ſo vielen vereitelten Hoffnungen von größerer Wichtigkeit, als unnöthig von ſich ablehnte.

Die Franzoſen entdeckten die Verrätherey des Dolmetſchers nur kurz vor ihrer Abreiſe, da es ihnen dann einleuchtete, daß er ſie beynahe in allem, was ihm anvertrauet geweſen war, betrogen und hintergangen hatte. Unter dem Vorwande, ihre Rechnung abzuſchließen, gelang es ihnen, ihn an Bord ihres Schiffes zu locken, indem ſie ſich einſchifften; ſie führten ihn alſo mit Gewalt davon. Schon vor dieſem eigenmächtigen Verfahren hatten ſie den Einwohnern ſehr unfreundlich begegnet; allein dieſe letzte Handlung, welche das Anſehen hatte,

Digitized by Google

als ob es ihnen gleich viel wäre, in welche Unannehmlichkeit ſie ihre Nachbarn verwickelten, brachte das ganze Land in Gährung; überall wurden Truppen abgeſchickt, das Schiff anzuhalten, wofern es irgendwo an der Küſte anlegte. Die Cochinchineſen hatten vor dieſem Zeitpunkte nicht gewußt, daß zwiſchen Europäern und Europäern ein Unterſchied Statt finde. Im Briefe des Königs von Frankreich warnte man ſie, mit den Engländern und Holländern ſich in kein Handelsverkehr einzulaſſen *). Dieſer Umſtand trug dazu bey, gegen ihre Aufrichtigkeit bey dem Könige Verdacht zu erregen. Dazu kam noch, daß ſie Empfehlungen von Herrn Friel mitbrachten, der ſich ſelbſt ſchon ſchlecht genug aufgeführt hatte; denn bey ſeinem Aufenthalte in Cochinchina wünſchte der König ihm Aufmunterung zu geben, daß er wiederkäme, wozu Friel ſich auch anheiſchig machte. Der König verſprach ihm Gold, die Stangen zu 150 Quans zu liefern, und trug ihm auf, ihm allerley

---

*) Ein handſchriftlicher Aufſatz von Herrn Wilhelm Roberts ſagt: „Ludwig XV. ſchrieb ſeinem Bruder, dem Könige in Cochinchina, daß die Engländer und Holländer Heiden (infidels) wären." A. D.

Seltenheiten aus Europa zu bringen, wozu er ihm zum Ankaufe eine hinreichende Summe im Golde mitgab. Ferner ſchickte er, auf Friels eigenes Anſuchen, zwey Jünglinge mit ihm, die europäiſchen Sprachen zu erlernen. Nach Verlaufe dreyer Jahre kamen die jungen Leute ſehr niedergeſchlagen und von Geld entblößt über Makao zurück; der König aber hörte weiter nichts, weder von Friel, noch von ſeinem Gelde, bis er endlich vor Kurzem die Miſſionare zwang, es ihm zu erſetzen.

Das Makao-Schiff kam im März 1750, etwa zwey Monathe nach der Abreiſe der Franzoſen, in Cochinchina an. Sogleich wurden alle Briefe, und was ſonſt an die Miſſionare gerichtet war, in Beſchlag genommen. Die Portugieſen, die man gefänglich eingezogen hatte, mußten die Briefe, ohne von einander zu wiſſen, verdolmetſchen; man fand aber nichts darin, was die Regierung betraf, oder ihnen nachtheilig ſeyn konnte. Um indeſſen alle Zweifel aus dem Wege zu räumen, glaubte man nichts Geringeres thun zu können, als alle chriſtlichen Prieſter aus dem Lande zu ſchicken. Dieſem Entſchluſſe gemäß wurden ſie ſämmtlich eingezogen, und im folgenden Auguſt

Digitized by Google

mit dem portugieſiſchen Schiffe nach Makao geſchickt, einen Deutſchen ausgenommen, der etwas von der Medicin verſtand, und deßwegen als des Königs Hausarzt zurück bleiben mußte. Ihre Kirchen wurden meiſtens alle der Erde gleich gemacht, und ihre ſämmtlichen Bücher und Schriften vernichtet. Die franzöſiſchen Prieſter kamen, zum Unterſchiede von Soldaten bewacht, nach Fai=fo, da hingegen die übrigen mit dem portugieſiſchen Kapitäne frey reiſen durften *).

*) Man verſichert, daß ſie gar bald wieder Erlaubniß erhalten haben, ins Land zurück zu kommen. A. D.

Ende des funfzehnten Bandes.

MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

B.XV.

46°
47°
C.Ambra oder Natal
12°
Suarez
Sand I.
Infandria
Hafen Luquez
B.Andrava
C.Monambatu
B.Vohemore
I.Noſse
13°
Mangaeli
Aſſada
14°
Moringambo
Morungani
Cavadula
7.Mündungen des Mananghare Fl.
Maſſianak
Mananbondru Fl.
Sandravinanga
Andraghinta
Ambule
Manantenga (Manatanga Fl.)
Sama
Fautac
Mananbata
Haragaſavak
S.Clara
23°
24°
25°
46°
47°
48°

MÜNCHEN

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google